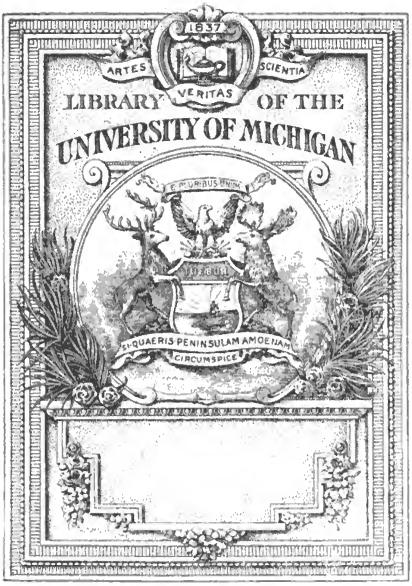
A 560191


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

B
3293
.M6
1856

3827

Mikrokosmus.

LIBRARY

Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit.

Versuch einer Anthropologie

von

Hermann Lotze.

Zweiter Band.

4. Der Mensch. 5. Der Geist. 6. Der Welt Lauf.

Leipzig,
Verlag von S. Hirzel.
1858.

Inhalt.

Viertes Buch.
Der Menſch.

Erſtes Kapitel.
Die Natur und die Ideen.

Seite

Mechaniſche Erklärung und ideale Deutung der Natur. — Unabhängigkeit beider Auffaſſungen von einander und Nothwendigkeit ihrer Verknüpfung. — Die zweckſetzende Schöpfung. — Das Ideal-reale. — Die Natur als Thatſache 3

Zweites Kapitel.
Die Natur aus dem Chaos.

Zweifel an der Herrſchaft der Zwecke. — Die Geſchöpfe als Selbſtzwecke. — Zwecke und Erfolge. — Entwicklung der Dinge aus dem Chaos. — Freiwillige Entſtehung der Ordnung aus der Unordnung. — Die Elemente des Chaos. — Innere Zweckmäßigkeit der Dinge und ihrer Wirkungen. — Die Einheit der Natur als Erzeugniß mannigfacher Wechſelwirkungen . . . 17

Drittes Kapitel.
Die Einheit der Natur.

Die Einheit des Grundes der Dinge und ihre Folgen. — Das Syſtem der Stoffe und ihre Vertheilung. — Erhaltung der Einheit im Laufe des Geſchehens. — Begriff des Wunders. — Plan weltgeſchichtlicher Entwicklung. — Verſchiedene Weltalter. — Allgemeine und irdiſche Natur. — Stufenreihe der Naturerzeugniſſe. — Thierreich und ſeine typiſchen Formen 43

Viertes Kapitel.
Der Menſch und die Thiere.

Die Thierreihe und ihre Bedeutung. — Die Körpergröße. — Die Körperkraft. — Die Lebensdauer. — Nahrungsbedürfniß. — Fähigkeit der Acclimatiſirung. — Aufrechte Stellung. — Ihre Gründe und ihre Folgen. — Symbolik und Schönheit der Geſtalt 67

Seite

Fünftes Kapitel.
Die Verschiedenheiten des menschlichen Geschlechts.

Bedingungen individueller Ausbildung. — Vererbung von Stammformen und individuellen Zügen. — Thierähnlichkeiten. — Verschiedenheit der Racen. — Hypothesen über ihre Entstehung. — Neger, Indianer, Malayen, Mongolen, Kaukasier. — Begriffe von Art und Spielart 99

Fünftes Buch.
Der Geist.

Erstes Kapitel.
Der Geist und die Seele.

Die thierische Seele und der vernünftige Geist. — Wechselverhältniß beider. — Aufhebung dieser Zweiheit. — Der allgemeine Begriff der Seele und die individuelle Seele. — Seele eine phänomenologische Bezeichnung verschiedener Wesen. — Uebergang dieses Prädicats in die Bezeichnung eines eigenartigen Wesens. — Das Ansich der Seele und ihre Entwicklung. — Die Idee der Entwicklung als ursprünglicher Inhalt des Wesens. — Die Realität der Idee, Unrealität der einfachen Qualität. — Einheit der Idee. — Allgemeine Eigenschaften der Seelen. — Seelenreich und seine Glieder 135

Zweites Kapitel.
Die menschliche Sinnlichkeit.

Verschiedene Deutungen der Sinne. — Der gleichgiltige Sinnesinhalt und das an ihm haftende Gefühl der Lust und Unlust. — Eigner Werth der Sinneseindrücke. — Uebereinstimmung ihrer Natur mit den Reizen, denen sie entsprechen. — Beispiele; Licht und Klang. — Aesthetische Beurtheilung. Symmetrie in Raum und Zeit. — Mathematische Phantasie der Sinnlichkeit. — Mitgenuß und Verständniß fremder Naturformen. — Vom Gebrauch der Werkzeuge. — Vom Putz und Schmuck. — Von Ceremonien 168

Drittes Kapitel.
Die Sprache und das Denken.

Ausgleichung von Erregungen durch Bewegungen überhaupt. — Durch Veränderung der Respirationsbewegungen. — Die Stimme. — Der articulirte Laut und das Lautsystem. — Körperliche Begründung der Sprachfähigkeit. — Die Wortbedeutung. — Das Denken. — Die Redetheile. — Syntaktische Formen der Sprache. — Die nationale Logik der Sprache. — Abhängigkeit des Denkens vom Sprechen. — Werth der Namen. — Wortbildungen ohne Gegenstand. — Ordnung der Gedanken und Ordnung der Construction im Satze. — Das stille Sprechen. — Anschauung und discursives Denken. — Das Gespräch 210

Viertes Kapitel.
Die Erkenntniß und die Wahrheit.

Die ideale Natur des Geistes und ihr mechanisches Aequivalent. — Das Wesen der menschlichen Intelligenz. — Die Stufen der Reflexion. — Der allgemeine Trieb zum Wissen und zum Handeln. — Die Entstehung der beson-

Seite

dern und der allgemeinen Begriffe. — Bedeutung des Artbegriffes in der menschlichen Weltauffassung. — Angeborne Verstandesbegriffe und ihre Unmöglichkeit. — Die Entstehung allgemeiner und nothwendig geltender Urtheile. — Der Begriff der Wahrheit. — Gesetz der Identität und der Causalität. — Die naturwüchsige Metaphysik des Lebens und ihre Ausbildung 253

Fünftes Kapitel.

Das Gewissen und die Sittlichkeit.

Die Weltansicht des Gemüthes. — Der Inhalt des Gewissens. — Lust und Unlust als thatsächliche Ursachen des Handelns. — Die Lust und das Gute. — Der Begriff des Werthes und sein Zusammenhang mit dem der Lust. — Die Lust als ethisches Princip. — Sinnliche Gefühle. — Persönliche Gefühle. — Der Egoismus und das Allgemeine. — Die Sitte und ihr Inhalt 296

Sechstes Buch.

Der Welt Lauf.

Erstes Kapitel.

Einflüsse der äußern Natur.

Der Welt Lauf und die Geschichte. — Kosmische und tellurische Einwirkungen auf die menschliche Seele. — Parallelismus zwischen dem Makrokosmus und dem Mikrokosmus. — Landschaft und Naturell der Bewohner. — Das Leben mit der Natur 331

Zweites Kapitel.

Das menschliche Naturell.

Die Temperamente, ihr Begriff und ihre Unterschiede. — Die Aufeinanderfolge der Lebensalter. — Zusammenhang körperlicher und geistiger Lebensgefühle. — Der Unterschied der Geschlechter. — Allgemeine geistige Eigenthümlichkeit der Frauen 351

Drittes Kapitel.

Die Sitten und Gebräuche.

Gewissen und sittlicher Geschmack. — Unzuverlässigkeit des natürlichen Gemüthslebens. — Die Speisen. — Menschenfresserei. — Grausamkeit und Blutdurst. — Reinlichkeit des Körpers und des Seelenlebens. — Schamhaftigkeit. — Naturhaß und Naturfucht. — Realismus der schönen Persönlichkeit und Idealismus der Arbeit. — Umgangssitten 377

Viertes Kapitel.

Die Gliederung des äußern Lebens.

Natur und Cultur. — Die Heimat. — Jägerleben; Hirtenleben; seßhafte Ansiedelung und Ackerbau. — Das Haus und die Familie. — Die Gesellschaft. — Theilung der Arbeiten und Beruf. — Einförmige und vielförmige Gliederung der Gesellschaft. — Die Civilisation. — Die Geschichte 403

Seite

Fünftes Kapitel.

Das innere Leben.

Zweifel über Zwecke und Bestimmung des Lebens. — Der Mensch als vergängliches Naturproduct. — Unmittelbare Meinungen und Reflexionen hierüber. — Die Verbindung mit der übersinnlichen Welt. — Der Aberglaube. — Die Religiosität. — Die Unstetigkeit und Zusammenhanglosigkeit der menschlichen Bestrebungen 428

Schluß 446

Viertes Buch.

Der Mensch.

Erstes Kapitel.

Die Natur und die Ideen.

Mechanische Erklärung und ideale Deutung der Natur. — Unabhängigkeit beider Auffassungen von einander und Nothwendigkeit ihrer Verknüpfung. — Die zwecksetzende Schöpfung. — Das Ideal-reale. — Die Natur als Thatsache. —

Wie ungern hören wir doch alle zu und wie ungläubig, wenn ein aufdringlicher Scharfsinn den feinsten Bau unsers Innern zu zergliedern sucht, und wie wenig imponirt uns die gelassene Zuversicht, die von allgemeinen Gesichtspunkten aus dieser bestimmten Mischung unserer Anlagen ihre nothwendige Entwicklung voraussagen möchte! Wir glauben mehr zu sein, als eine unter vielen möglichen Gruppirungen auch sonst bekannter Eigenschaften; jeder Versuch, uns nach einem Maße zu messen, das auch auf andere paßt, erschöpfe sich fruchtlos an den Aeußerlichkeiten unsers Wesens und lasse unberührt und unverstanden einen unvergleichlichen Rest zurück, jenes wahre Ich, das in allem, worin es der Beobachtung zugänglich ist, sich nur eine äußere mit Anderem vergleichbare Oberfläche gebe. Was wir so für uns verlangen, das sind wir bereit auch außer uns den Erzeugnissen der Natur zuzugestehen. Es gibt eine gewisse Bescheidenheit der Beobachtung, die gern jede einzelne Naturgestalt in die besondere Folgerichtigkeit ihrer eigenthümlichen Bildung begleitet; ohne Eigenwillen den Spuren der Sachen folgend, möchte sie sich zum

nachfühlenden Verständniß des geheimen Sinnes hinanführen lassen, der alle Dinge belebt, und der uns nothwendig in allen entgeht, so lange wir umgekehrt die ausdrucksvolle Mannigfaltigkeit ihrer Entwicklungen mit gleichgiltiger Hand auf allgemeine Maßstäbe zurückführen. Von solcher Schonung der lebendigen Eigenthümlichkeit der Erscheinungen hat unsere frühere Betrachtung keine Spur verrathen. Mit einer Härte, die völlig unzugänglich schien, wiesen wir ihre eindringliche Beredsamkeit zurück, wie sie um Anerkennung ihrer besonderen Bedeutung bittend sich an uns drängen; überall beharrten wir darauf, sie alle nur als Beispiele der mannigfachen Erfolge anzusehen, die einem allgemeinen Gesetzkreise sich abgewinnen lassen, wenn irgend ein Spiel der Zufälle ihm die Elemente der Wirklichkeit bald so bald anders verbunden darbietet.

Gewiß befriedigt eine solche Auffassung des Naturlaufes nicht im mindesten die Erwartungen, mit denen jedes unbefangene Gemüth sich zur Beobachtung desselben zu wenden pflegt; denn in der That, mit dieser Meinung allein würden wir kaum dem Vorwurf entgehen, daß unvermerkt unserer Ansicht der Gedanke einer Natur überhaupt völlig abhanden gekommen sei. Will doch Niemand mit diesem Namen die bloße Anhäufung unbestimmt vielen, aus unbekannten Quellen beziehungslos zusammengeflossenen und durch unberechenbare Zufälle in Bewegung versetzten Materials bezeichnen, in dessen blinder Gährung nur die unbrechbare Gewalt allgemeiner Gesetze mit unvermeidlicher, aber unabsichtlicher Regelmäßigkeit widerscheine. Von einem Reiche der Natur sprechen wir vielmehr; und alle jene lebendige Gliederung der Theile zum Ganzen, jene gegenseitigen Beziehungen einander voraussetzender und unterstützender Bildungen, durch welche jedes kleinste Gebäude mehr ist, als ein Beispiel der statischen Gesetze, die es befolgt: all diese vernünftige Bedeutsamkeit inneren Zusammenhanges möchten wir auch der Natur gesichert wissen. Aus der schwärmerischen Zuversicht der Phantasie, die ihr Ideal harmonischen Daseins in der Wirklichkeit wiederzufinden hofft, mag diese Sehnsucht nach unabge-

brochener Einheit der Natur zuerst entspringen; sie kann nur geschärft werden durch die Erinnerung an das Räthsel, das alle unsere Gedanken jetzt beschäftigt, an unsere eigene Stellung in der Mitte dieser Natur, in deren Unruhe und Verlauf wir uns auf unauflösliche Weise verkettet finden. Die Ansicht, welche wir von dem Schauplatz unsers Daseins fassen werden, wird unvermeidlich auch die Färbung der Ueberzeugungen mit bestimmen, die wir über den Sinn und die Ziele unsers Wirkens uns bilden möchten. In die Mitte eines mannigfaltigen Wirbels geworfen, dem nur die nothwendige Nachwirkung des Vergangenen, aber kein Plan der Zukunft seine Richtung gäbe, würden wir befürchten, auch die festen Zielpunkte unsers eigenen Strebens schwanken zu sehen; die Sicherheit unsers Hoffens und alle Freude an unserm Dasein ruht auf dem Glauben an die vorbedachte Einheit des Weltbaus, die uns unsere Stätte bereitete und die schon in den blinden Wirkungen der Natur den Keim der Entwicklung anlegte, welche das geistige Leben aufnehmen und fortführen soll.

Mit solchen Anschauungen, deren siegesgewisse Wärme wir dem menschlichen Gemüthe, das sie ewig von neuem erzeugen wird, nicht einmal neiden möchten, selbst wenn der Versuch, sie ihm zu entreißen, weniger hoffnungslos wäre — mit dieser Stimmung blicken wir auf den Weg zurück, den wir bisher zurücklegten, und können ihn nicht anders als öde finden. Zwar wird es wahr bleiben, und jeder entgegengesetzte Versuch der Phantasie wird sich widerwillig zu dieser Erkenntniß zurückgezwungen sehen: daß alle Fragen nach dem Verwirklichungshergang einer Erscheinung und nach der Möglichkeit ihres Bestehens auf jenen früher geschilderten Pfad einer mechanischen Ansicht zurückkommen müssen. Aber nie wird es doch befriedigen, für jede bedeutsame Harmonie und Schönheit des Wirklichen die Erklärung wiederholt zu hören, auch sie erzeuge sich mit blinder Nothwendigkeit als ein unvermeidliches Ergebniß, wenn einmal diese und keine andern bedingenden Vorereignisse, diese und keine andere Verknüpfung der Elemente voranging. Freut sich die mechanische Naturwissenschaft der Sicherheit, mit welcher sie jeder

Lage der Dinge, möge der Zufall sie fügen, wie er wolle, ihre nächsten nothwendigen Consequenzen zu ziehen vermag, so können wir doch nicht glauben, das Wesen der Natur in diesen allgemeinen Gesetzen zu finden, die eines Zufalls bedürfen, um einen Gegenstand ihrer Anwendung, und erst durch diesen eine bestimmte Gestalt ihres Erfolges zu gewinnen. In dem vielmehr liegt eben die wahre schöpferische Natur, was als Beispiel der allgemeinen Regel vorher nur dieser und ihrer unumschränkten Gewalt als Folie zu dienen schien: darin liegt sie, daß überhaupt eine bestimmte Mannigfaltigkeit wirkungsfähiger Elemente sich findet, denen das Gesetz gebieten kann; darin, daß Verknüpfungen dieser Elemente nicht wie versprengtes Wild sich zusammenhanglos in dem zusammenhängenden Netze der mechanischen Regeln fangen, sondern daß in bestimmter Auswahl und Reihenfolge, unter einander verschwistert, diese Constellationen der Umstände hervortreten, um die in ihnen eingeschlossenen Keime reicher und schöner Erfolge der festen Führung jener Gesetze zu sicherer Entwicklung zu übergeben. Dem Grunde und der Herkunft dieser Ordnung nachzuforschen, ist eine Aufgabe, deren Werth wir nicht versuchen dürfen zu verkleinern, und die mechanische Ansicht wird nicht vermeiden können, sie neben sich zu dulden.

Selbst den Versuch zur Lösung dieses Räthsels zu machen, wird allerdings sie mit Recht ablehnen. Sie wird daran erinnern, wie ja doch jede Erklärung irgend einen thatsächlich gegebenen und nur anzuerkennenden Bestand voraussetzen müsse, dessen folgerichtige Nachwirkung allein sie nach Anleitung allgemeiner Gesetze entwickeln könne. Nichts hindere nun, diesen Thatbestand, die erste gegenseitige Stellung der Elemente in der Welt, sich als so gewesen zu denken, daß jede spätere Harmonie, Schönheit und Zweckmäßigkeit des Wirklichen als eine nothwendige Zukunft in ihr eingeschlossen lag. Die Abneigung, sich bei dieser Voraussetzung zu beruhigen, schließe im Stillen nur die andere noch sonderbarere Voraussetzung ein, daß Unordnung eigentlich natürlicher sei als Ordnung, und daß ein wüstes Chaos eine größere Wahrscheinlichkeit, ja fast mehr Rechtsanspruch auf Dasein besitze, als ein harmonischer Zustand der

Dinge, zu deſſen Begründung ſtets noch ausdrückliche Nachhilfen nöthig wären. Wie unberechenbar iſt doch die Biegſamkeit der Gedanken! Während die eine Anſicht gewiß iſt, die tief empfundene Schönheit der Natur am frömmſten durch Ableitung aus einem weit höheren Quelle zu heiligen, ſieht ſie ſich unerwartet durch die andere überboten, die entrüſtet darauf hindeutet, wie ausſchweifend und der Würde der Wirklichkeit unangemeſſen die Befürchtung ſei, dem Schlechten und Verworrenen ſei an ſich der Zugang zum Daſein leichter als ſeinem Gegentheil.

Wir vermeiden, dieſen Wettſtreit zu verfolgen; uns genügt ein Zugeſtändniß, welches der mechaniſchen Anſicht, wenn ſie ihn aufnehmen will, nothwendig wird. Denn indem ſie alle Schönheit, Zweckmäßigkeit und ideale Bedeutſamkeit der Natur auf eine uranfängliche Stellung, Miſchung und Bewegung der Elemente zurückſchiebt, meint ſie zwar hauptſächlich verneinend den Gedanken eines beſonderen vernünftig ſchaffenden Weltgrundes abzuwehren; aber unwillkührlich bejaht ſie doch damit zugleich, daß der erſte Zuſtand der Welt eine vernünftige Ordnung geweſen ſei, und daß alle ihre eignen Erklärungsmühen nur die Conſequenzen dieſer urſprünglichen Vernunft ausbeuten. Für die nächſten Zwecke ihrer Unterſuchungen nun mag die mechaniſche Wiſſenſchaft Recht haben, wenn ſie dieſe Vernunft nur in der Geſtalt einer ewig beſtandenen Thatſache berückſichtigen will, ohne noch über ſie hinaus zu einem Grunde ihres Daſeins zurückzugehen. Denn in der That würde jeder Verſuch, ihre Entſtehung zu erklären, nur eine andere vorangehende Thatſache vorausſetzen können, in Bezug auf welche dieſelbe Frage mit gleichem Erfolg oder gleicher Erfolgloſigkeit ſich wiederholen würde. Aber die Nothwendigkeit, die Erklärungen des Zuſtandekommens der Dinge mit der Anerkennung irgend eines letzten Gegebenen abzubrechen, kann doch nicht hindern, in einer anderen Weiſe dieſe unvordenkliche Grundlage zum Gegenſtand neuer Unterſuchungen zu machen. Denn immer wird doch die unüberwundene Frage wieder auftauchen, woher die unendliche Anzahl jener vorauszuſetzenden erſten Verhältniſſe zwiſchen den Elementen der Welt ſtamme, und

gerade mit dieser glücklichen gegenseitigen Ergänzung und Beziehung aller auf alle stamme, daß die nothwendige Folge dieses ersten Thatbestandes eine zusammenhängende und zu gemeinsamem Leben in sich übereinstimmende Natur sein mußte. So entsteht neben der mechanischen Naturauffassung eine andere, mit anderen Zwecken und anderen Formen ihrer Untersuchung. Wenn jene erste, die eigentlich erklärende Wissenschaft überall die realen Mittel aufsucht, durch deren gesetzliche Verflechtung Alles, Großes und Kleines, Schönes wie Häßliches, das Gesunde wie das Kranke, gemacht wird, sich selbst erhält und Anderes macht, so ist diese andere, die ausdeutende Ansicht der Natur, gleichgiltig gegen diese Mittel der Verwirklichung. Indem sie es aufgibt, die Entstehung der ursprünglichen Anordnungen zu erklären, zu deren Annahme sie gedrängt wird, möchte sie für diesen Mangel durch den andern Nachweis entschädigen, daß wenigstens nicht eine zerstreute Vielheit beziehungsloser Einzelheiten, sondern die Einheit einer bedeutungsvollen Idee jenes erste Gegebene bilde, einer Idee, deren unbedingter Werth es verdient, zum tiefsten und festesten Grunde der Welt gelegt zu sein, und aus deren Gesammtsinne sich die unendliche Mannigfaltigkeit aller einzelnen Anfangsverhältnisse des Naturlaufs mit dem überredenden Zwange einer poetischen Nothwendigkeit entwickle.

Zwischen diesen beiden Naturauffassungen finden wir theils einen mißverständlichen Streit, theils eine Beilegung desselben, die nicht alle unsere Zweifel beschwichtigt. Man bemerkt leicht, wie bequem beide bis zu einem gewissen Punkte auseinander gehalten und den Aufgaben jeder einzelnen für sich genügt werden kann. Der ästhetische Eindruck eines Gemäldes hängt doch zunächst nur von den Zügen ab, die wir fertig in ihm finden und vor uns sehen, nicht von der Kenntniß der Kunstgriffe, durch welche dem Künstler ihre Ausführung gelang. Eben so wird die Einsicht in diese ideale Bedeutung eines Naturgebildes, in den Gedanken, zu dessen erscheinender Ausprägung es berufen ist, nicht durch die Kenntniß der Maschinerie unterstützt, durch welche dem Naturlauf seine Erzeugung gelang. Nur da, wo eine noch fortdauernde Entwicklung

mit zu den Zügen gehört, in denen der Sinn einer bewegten Naturgestalt sich ausdrückt, kann es wichtig sein, auch die dienenden Elemente und die vermittelnden Vorgänge aufzusuchen, die hier nicht ohne eigene Bedeutung ihrer Auswahl zur Verwirklichung jenes Sinnes verwendet sind. Ist es nun eine gewöhnliche Täuschung, die Art des Gemachtseins bestimme völlig auch den ästhetischen Werth eines Bildes, so begeht der Naturforscher diesen Fehler selten; er sieht seine Auseinandersetzungen über den Hergang eines Ereignisses keineswegs zugleich für eine Bestimmung seines idealen Werthes an, sondern überläßt die Auffindung desselben anderen Bemühungen, die von seinem Dasein überhaupt gewisser überzeugt sind und einen Weg zu seiner sicheren Ermittlung zu kennen glauben. Weit häufiger verkennt umgekehrt die ideale Ausdeutung der Natur die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit; sie fordert oft, den von ihr aufgezeigten Sinn der Erscheinungen zugleich für eine Erklärung ihres Zustandekommens mit gelten zu lassen. Und doch ist die Kenntniß der Verwirklichungsweise eines Ereignisses von dem Verständnisse des Gedankens, der vielleicht in ihm liegt, in gleichem Grade unabhängig, wie dieses Verständniß von ihr. Denn gleichviel, ob überhaupt eine Idee die Dinge lenke oder nicht, gleichviel ferner, welches der Inhalt dieses beherrschenden Gedankens sein möge: da zu sein und zu geschehen vermag doch Alles nur, so weit es in vorangegangenen Umständen seine zwingenden Ursachen hat. Was daher auch die Idee gebieten möge: ob ihr Gebot überhaupt, und in welcher bestimmten Form es zur Vollziehung gelange, das wird zuletzt immer nur durch die Kenntniß der thatsächlich vorhandenen Mittel und der gegebenen Verknüpfung dieser Mittel entschieden, welche der wirkliche Naturlauf ihr zu Gebote stellt, und aus welchen dann, wenn sie einmal da sind, der gleiche Erfolg mit blinder Nothwendigkeit auch ohne das Geheiß der Idee, ja selbst gegen ihr Gebot würde hervorgehen müssen. So scheiden sich diese beiden Gebiete der Untersuchung und bestehen neben einander. Die mechanische Forschung erklärt das Zustandekommen der Ereignisse Schritt für Schritt aus ihren zwingenden Ursachen und sie wendet nichts dagegen ein, wenn eine an-

dere Richtung der Betrachtung in der Gesammtheit dieses Naturlaufs auch noch einen vernünftigen Sinn zu entdecken glaubt. Die ideale Deutung hebt den Zusammenhang und die innere Consequenz dieses Sinnes hervor, und wenn sie nichts gegen den Nachweis einwendet, daß die bedeutungsvollen Ideen nur durch die Mittel des Mechanismus realisirt werden, so ist sie doch überzeugt, daß in jedem Falle, wäre auch die Summe dieser Mittel eine ganz andere, doch dieselben Gedanken in einer andern ihnen gleich entsprechenden Form auch in dieser andern Welt wieder erscheinen würden.

Aber eine Grenze hat diese Theilung der Arbeiten dennoch. Für alle Untersuchungen des Einzelnen mag es nützlich sein, den Streit beider Ansichten durch sie zu schlichten und der widerrechtlichen Vermischung verschiedener Aufgaben auf diesem Wege vorzubeugen; wo es sich jedoch um die Gestaltung unserer zusammenfassenden Weltansicht im Ganzen handelt, kann es nicht mehr befriedigen, eben diese verschiedenen Fragen auseinander zu halten, die im Gegentheil hier aus Einem Quelle Beantwortung suchen. Wie wenig auch die Bewunderung eines schönen Gemäldes auf der Kenntniß des technischen Malverfahrens beruht, so hat sie doch diese Voraussetzung wenigstens wohl immer, daß das Bild das Erzeugniß einer künstlerischen Phantasie sei, die durch die Einheit ihrer Absicht die buntfarbigen Elemente zur Einheit einer in sich zusammenhängenden Erscheinung verband. Hätten wir die klare Ueberzeugung, nur ein zusammenhangloser Wirbel von Zufällen habe die farbigen Punkte in diese Umrisse zusammengeführt, und vermöchten wir nicht wenigstens uns in die Täuschung des Gegentheils hineinzufühlen, so würde unsere Bewunderung empfindlich durch das Bewußtsein leiden, daß nur wir in diese Formen eine Bedeutung legen, die uns nicht aus ihnen als der Ausdruck ihrer eigenen Lebendigkeit entgegenkomme. Dieselben Bedenken werden unvermeidlich rege, wo es sich um eine Gesammtauffassung der Wirklichkeit handelt. Man kann die Natur nicht als ein Kaleidoskop ansehen, das vom Zufall geschüttelt wird, und dann Gestalten erzeugt, die sich so ausnehmen, als wäre Sinn in

ihnen; soll dieser Sinn selbst Sinn haben, so muß man Ernst mit seiner Voraussetzung machen und die Ueberzeugung festhalten, dieselbe Macht, welche die mechanischen Wirkungsfähigkeiten der Dinge begründet, schließe unmittelbar zugleich jene formbestimmende Phantasie ein, die diesen Fähigkeiten ihre Anwendungspunkte verschafft und ihnen ihre bedeutungsvollen Richtungen anweist. Wir kommen deshalb nicht mit jener Beschwichtigung aus, zuzugeben, daß neben dem mechanischen Verlaufe der Natur, und freilich mitten in ihm, sich die ideale Bedeutsamkeit nur auch vorfinde; vielmehr wird jede Ansicht der Welt, die sich abzuschließen sucht, sich irgend eine bestimmte Vorstellung über das Verhältniß bilden müssen, in welchem in der Natur der vorbildende Gedanke zu den arbeitenden Ursachen seiner nachbildlichen Verwirklichung stehen soll.

Es pflegt in zwei Weisen zu geschehen, und jede von ihnen verwickelt sich bald in eigenthümliche Schwierigkeiten.

Die eine wendet unbedenklich unser eigenes Verhältniß zu unsern Hervorbringungen auf die Beziehung der Natur zu ihrem Grunde an; sie läßt aus der berechnenden, zweckſetzenden Weisheit eines selbstbewußt persönlichen Gottes die zusammenstimmende Organisation des Weltlaufs entspringen. Wir wollen nicht zu streng gegen sie in den Vorwurf der Selbstüberhebung einstimmen, mit welcher sie göttliche Absichten zu verstehen glaube; liegen doch auch die allgemeinen Gesetze des mechanischen Naturlaufs nicht als angeborne Erkenntnisse in unserem Inneren, und doch ist es möglich, sich ihrer zum großen Theil wenigstens zu bemächtigen. Warum sollte es unmöglich sein, daß eine sinnige Naturbeobachtung, nicht pomphaft lehrend, sondern bescheiden lernend, aus der Vergleichung der Erfahrungen mit einem ähnlichen Grade der Annäherung zwar nicht alle Absichten Gottes, aber doch Manches errathen könnte, was sie mit Ueberzeugung zu diesen rechnen und in der Zurechtlegung der übrigen Erscheinungen benutzen dürfte? Würde doch zudem die Giltigkeit ihres Grundgedankens nicht von der Möglichkeit abhängen, ihn wirksam durch die Betrachtung aller Einzelheiten des Weltlaufs hindurchzu-

führen; wir zweifeln an der Richtigkeit der allgemeinsten Gesichtspunkte unserer Mechanik auch nicht deshalb, weil die Verwicklung der Gegenstände uns oft nur erlaubt, sie in einem allgemeinen und ungenauen Ueberschlage anzuwenden. Ebenso würde auch diese Ansicht unerschüttert stehen, wie weniges sie auch vollständig erklären könnte; genug, wenn neben dem allgemeinen Eindruck der Natur, welcher sie begünstigte, keine einzelne Erfahrung einen nicht zu beseitigenden Widerspruch erhöbe.

Aber wie glücklich sie auch immer in ihren Bemühungen zur Erklärung des Gegebenen sein möchte: die allgemeineren Schwierigkeiten wird sie mühsamer überwinden, die in jener Uebertragung menschlicher Wirkungsweise auf dies unendlich höhere Beispiel schöpferischer Thätigkeit liegen. Zwecke kann nur der Wille haben, dessen Wollen nicht zugleich Vollbringen ist, dessen Absicht vielmehr, durch den Widerstand einer von ihm unabhängigen Natur der Dinge verzögert, sich in ein Ziel verwandelt, nach welchem hin es noch einen Weg zurückzulegen gibt. Zweckmäßiges Handeln ist nicht da zu finden, wo eine unbedingte Gestaltungskraft Alles unmittelbar aus sich gebiert, sondern da, wo ein eingeschränktes Wirken Mittel zu seinem Erfolge bedarf, Mittel, die es seinen Zwecken nur um den Preis dienstbar machen kann, daß es umgekehrt sich in der Form seiner eigenen Entwürfe nach der Natur dieses ihm fremden Materials bequemt. Alles, was wir Menschen zu leisten fähig sind, beruht auf diesem Verhältnisse; beruht darauf, daß ein Reich uns fremder Elemente, nach bestimmten von uns unabhängigen Gesetzen wirkungsfähig und in fein vorgezeichneten Formen gegliedert, uns umgibt, und wir mit ihm organisch auf's innigste verflochten sind. Daher stammt nicht allein die Möglichkeit, daß überhaupt die Regungen unsers Innern, unsere Vorstellungen, Absichten und Willensentschlüsse jemals einen wirksamen Zugang zur Außenwelt finden: auch die anschaulichen und lebensvollen Formen unsers Handelns entspringen aus derselben Quelle. Formlos sind an sich alle jene letzten Triebfedern unsers Strebens: die Lust, die wir suchen, das Leid, das uns drückt, selbst jede edlere Sehnsucht der Phantasie

nach irgend einem Höheren ist ursprünglich in uns ein Wogen in sich selbst, dem die Richtung fehlt; der an sich kurze und gestaltlose Sinn unserer Wünsche breitet sich erst während seiner Verwirklichung in eine ausführliche Erscheinung aus und gewinnt charakteristische Züge, indem er sich mit den Ueberwindungsformen bestimmt gestalteter Hindernisse und mit den Benutzungsweisen äußerer Anstöße umkleidet. Mit dem Wegfall dieser unabhängigen Außenwelt, an deren erziehendem Widerstande wir Gestalt gewinnen, würde auch das anschauliche Bild unsers Handelns in eine für uns unfaßbare Einheit der Absicht mit ihrer Erfüllung zurücksinken. Diese Bedingungen aber, die uns die Erfolge unsers eignen Thuns erst begreiflich machen, können wir nicht auf das göttliche Wesen, den Grund aller Welt, übertragen wollen. Glauben wir, manche einzelne Einrichtung in ihrer Bedeutung für den Plan Gottes zu verstehen, so bleibt uns um so dunkler der Ursprung der ganzen Formenwelt, innerhalb deren von einem Plane die Rede sein kann. Was würden wir in dem Wesen Gottes als letzten belebenden Grund der Schöpfung uns Anderes denken mögen, als jenen Hauch der Heiligkeit, Güte und Schönheit, in dem wir doch vergeblich trachten würden, eine nothwendige Richtung seiner schaffenden Thätigkeit auf die Erzeugung der bestimmten Naturformen zu finden, die uns umgeben? Nur wenn diesem Gedanken eine unabhängige Welt des Stoffes gegenüberstand, konnte, für uns begreiflich, die schöpferische Kraft durch die Eigenthümlichkeit dieser ihr fremden Bedingung ihres Wirkens zu bestimmten Formen für den Ausdruck ihrer gestaltlosen Sehnsucht getrieben werden. So endet diese Ansicht in einem schwer zu schlichtenden Zwiespalt. Neben der schöpferischen Weisheit Gottes, dem Grunde des idealen Inhaltes der Welt, tritt eine andere Macht hervor, ein dunkler Hintergrund, an dem der gestaltlose Strahl der Ideen sich erst zu einem Spiele anschaulicher Formen bricht. Weder entbehren können wir dies fremde und unergründliche Element, noch wissen wir ein Recht, es festzuhalten; ist seine eigenwüchsige Natur und Gesetzlichkeit für uns, die wir uns nur an Hindernissen entwickeln, zugleich Widerstand und

erziehende Anregung, so darf sie weder das eine noch das andere sein für das göttliche Wesen.

Die andere Auffassung, deren wir gedenken wollten, vermeidet diesen verhängnißvollen Gegensatz zwischen der zwecksetzenden Absicht und dem dienenden Mittel ihrer Realisirung durch die unmittelbare Verschmelzung beider. Ein Unendliches, eine träumende Weltseele, Stoff und Idee, bildsames Material und bildender Gedanke zugleich pulsire in allen Erscheinungen und entfalte aus der Einheit ihres Entwicklungstriebes die zusammenstimmende Schönheit der Dinge. Nicht gelenkt von einem Bewußtsein, das draußen stände, nicht belastet mit der Verbindlichkeit, Zwecke zu erfüllen, die nicht ihr eigner Trieb wären, nicht umgekehrt in ihren Erzeugungen an die Zustimmung allgemeiner Gesetze gebunden, die ihrem Schöpfungsdrange gleichgiltig gegenüberständen, ist die Wirklichkeit ein zwangloses ewiges Sichselbstentwickeln, Ernst und Lust zugleich, zielloses Wogen einer gestaltenden Phantasie, die ins Unendliche sich an der wiederholten Entfaltung ihres sinnigen Formenreichthums freut. In solchen und ähnlichen Ausdrücken zeigt sich diese Vorstellungsweise nicht nur als ein lebhafter, kurzer und zutreffender Ausdruck der Räthsel, die wir hier nicht willkührlich erdenken, vielmehr in der Natur der Sache gegeben finden, sondern sie bezeichnet zugleich jene sorglos jugendliche Romantik des Nachdenkens, die in der begeisterten Aussprache der Räthsel zugleich ihre Lösung gegeben zu haben glaubt. Durch alle Zeiträume menschlicher Bildung hindurch hat diese Auffassungsart der Dinge sich in verschiedenen Formen erneut, ohne wesentliche Fortschritte zur Erreichung ihres Zieles zu machen; selbst ihre neuesten Ausdrucksweisen, an deren Widerhall unsere Phantasie jetzt gewöhnt ist, sind kaum mehr, als eine pomphaftere Wiederholung derselben Gedanken, die seit dem ältesten Alterthum jeder sich im Stillen machte, der den Namen der Natur oder der Physis aussprach. Man kann einen unangenehmen Contrast von Licht und Schatten nicht nur durch Aufhellung des letztern, sondern auch durch Dämpfung des ersten mildern; fast möchten wir sagen, daß aus einem ähnlichen Grunde ein natürlicher

Hang der menschlichen Reflexion immer wieder zur Versenkung in den Abgrund dieser schwärmerischen Ansicht drängt. Denn indem sie die Vorstellung eines schöpferischen Selbstbewußtseins in die einer unbewußten Vernunft abschwächt, die zugleich der sich bildende Stoff selbst sei, breitet sie das tiefe Dunkel, welches in jener früher erwähnten Meinung über dem Verhältniß dieser beiden dort klar geschiedenen Glieder lag, als eine gefälligere Unklarheit über den ganzen Gedanken aus. Wohl soll die ganze natürliche Formenwelt nicht wie ein äußerliches Gewand, sondern wie die eigene Oberfläche aus dem Innern der Vernunft hervorgehen; wohl soll die Vernunft nicht an einem fremden Stoffe von außen sich abmühen, sondern nur das im Bewußtsein widerspiegeln, was ihr eignes unbewußtes Thun geschaffen hat; aber dieses Ziel ist unerreichbar, wenn wir nicht vorher die Bedeutung der Frage abschwächen, die zu diesem Versuche einer Verschmelzung der höchsten Gegensätze führte. Denn so lange wir in den Namen der Vernunft das einschließen, was uns als der belebende Gedanke der geistigen Welt gelten muß, die Ideen des Heiligen, des Guten und der Seligkeit, so lange ist dieses Formenreich der Sterne mit ihren Steinen, Pflanzen und Thieren keineswegs die eigene erscheinende Oberfläche jener Vernunft, sondern hängt wie ein äußerliches Kleid von zufälliger und unbegreiflicher Herkunft um sie her, geeignet vielleicht, das innerliche Leben derselben durch seinen Faltenwurf anzudeuten, aber gewiß nicht berechtigt, als das einzige mögliche und erschöpfende Aeußere dieses Inneren zu gelten. Nur wenn wir den Begriff jener Vernunft fast bis zur Interesselosigkeit verarmen lassen und in ihr von Anfang an nichts suchen, als eine Phantasie, die von künftigem Magnetismus träumt und ihre Unruhe in den schwellenden Trieb der Pflanze oder die Beweglichkeit des Thierkörpers ausströmen möchte: nur dann ist die Formenwelt der Natur der knappe Ausdruck dieser Ideen, das wahre Aeußere dieses Innern. Aber die Bedeutung der Frage, deren Beantwortung wir suchten, ist damit verändert. Denn jene durchdringende Einheit der Natur, zu deren Gunsten diese ganze Anschauung ausgebildet wurde, hatte einen ernsten Werth für uns

nur deshalb, weil sie allein die völlige Unterordnung aller Wirklichkeit unter das Gebot jener wahrhaft geistigen Idealwelt möglich machte, aus deren Inhalt als der hellste Punkt der unbedingte Werth der sittlichen Ideen hervorleuchtet. Diese Sehnsucht erreicht ihr Ziel nicht durch die Annahme einer Weltseele, die nur das Geschehende weiß und nur das Geschehende ist, deren Inneres das Aeußere vor, deren Aeußeres das Innere nachbildet, ohne daß irgendwo etwas erschiene, dessen unbedingter und unendlicher Werth diesem ganzen Spiele Weihe gäbe. Der ideale Grund, der schöpferische Gedanke ist hier behaftet mit einem Triebe zu bestimmter Gestaltung, ohne ihn wahrhaft aus sich zu erzeugen, und beschränkt auf das Bewußtwerden dessen, was dieser Trieb ihm zur Anschauung erzeugt. Ich kann nicht finden, daß dieses Ergebniß bestechender wäre, als der Ausgang der ersten Ansicht, die wir früher schilderten. Blieb uns oben der Zwiespalt zwischen der zwecksetzenden Weisheit und dem Reiche der realisirenden Mittel, so war doch die erste wenigstens in ihren Entwürfen selbständig; auf wahrhaft geistige Ziele gerichtet, trat sie der letztern wie die beherrschende Macht dem dienstbaren Stoffe gegenüber; die zweite Ansicht kennt nur diesen Stoff allein und verschmäht die höhere Macht über ihm. Denn ihre Weltseele ist nichts Anderes, als dies fremde und unergründliche Element, der dunkle Hintergrund, von dem auch jene andere Ansicht die bestimmten Formen für die Realisirung der göttlichen Zwecke erwarten mußte. Für sich allein hervorgehoben tritt dieser Hintergrund hier auf, begabt mit einem Bewußtsein dessen was er ist; aber er mißbraucht diesen Funken des Himmelslichtes nur, um die Selbstgenügsamkeit und Zwecklosigkeit eines bunten Ereignißspieles, die wir der öden mechanischen Ansicht des Weltlaufs vorwarfen, zu systematischer Einheit abzurunden.

Keine von beiden Ansichten erreicht ihr Ziel; sie lassen beide diese Aufgabe ungelöst zurück, an deren Auflösung zu scheitern menschlichem Scharfsinne nicht unrühmlich ist. Wir werden derselben Gefahr uns am Ende unserer Betrachtungen aussetzen, aber schon die nächsten Schritte, die uns obliegen, sollten nicht ohne das Be-

kenntniß gethan werden, welches unüberwundene Räthsel wir einstweilen hinter uns zurücklassen. Von drei verschiedenen Anfängen geht alle unsere Weltanschauung aus. Wir finden in uns ein Wissen von allgemeinen Gesetzen, die, ohne irgend eine besondere Form des Daseins zu begründen, sich als die nothwendigen, unmittelbar gewissen Schranken uns aufdrängen, innerhalb deren jede Wirklichkeit sich bewegen muß. Wir finden anderseits in uns einen Glauben, der uns in Ideen des Guten, des Schönen und Heiligen den einzigen unverbrüchlichen Zweck sehen läßt, der jeder Wirklichkeit allein Werth gibt; aber auch dieses Ziel bestimmt für unsere Erkenntniß die Form der Mittel nicht, die zu seiner Erreichung führen sollen. Zwischen diesen beiden spannenden Punkten dehnt sich für uns ein drittes Gebiet, das der Erfahrung aus, mit einer unermeßlichen Fülle der Gestalten und Ereignisse, von unbekannter Herkunft. Wir können in diese Fülle hinein jene allgemeinen Gesetze verfolgen, die allem Geschehen gegeben sind; und der erste Theil unserer Betrachtungen hat diesen Versuch gemacht, ihre unverminderte und unterschiedlose Geltung in allen Gebieten der Wirklichkeit zu vertreten. Wir können in derselben Fülle des Gegebenen auch den Vorschein jener Ideen aufsuchen, die allem Sein und Geschehen Werth geben; und der letzte Theil unserer Betrachtungen soll bestimmt sein, den Spuren nachzugehen, durch welche ihre Gegenwart und mitgestaltende Thätigkeit sich in dem Gewirr der Erscheinungen verräth. Aber je mehr wir bei dem Versuche, einer dieser beiden Aufgaben zu genügen, uns in die Einzelheiten des Naturlaufs vertiefen, um so mehr tritt zunächst seine eigene Ursprünglichkeit wieder hervor: die unabhängige Formenfülle, mit welcher er die allgemeinen und farblosen Gesetze des Mechanismus überkleidet, und der Eigenwille des Verfahrens, mit dem er den Geboten der Ideen nicht überall auf dem Wege, der uns am kürzesten dünken möchte, sondern auf Umwegen und mit Befolgung allgemeiner und weit sich verbreitender Gewohnheiten des Wirkens entgegen kommt. Weit entfernt davon, eine Sammlung einzelner Einrichtungen und Werkzeuge zu sein, die dazu geeignet wären, einzelne Forderungen einer Idealwelt zu

befriedigen, ist die Natur vielmehr vor Allem Zusammenhang in sich selbst; ein Organismus, ein Haushalt größten Styls, der zwar bereit ist, in seiner Gesammtheit auch der Gesammtheit der Ideen zu dienen und sich von ihr die Summe seiner Aufgaben vorzeichnen zu lassen; aber die Anordnung der Ausführung behält er sich selbst vor, und nicht aus dem Stegreif befriedigt er jedes einzelne Bedürfniß durch eine besondere augenblickliche Anstrengung; lange Zeit scheinen die Ereignisse, uneingedenk ihrer Aufgaben, nur der Mannigfaltigkeit ihres eignen Formenspiels nachzuhängen, häufig ihr Lauf neben den Zwecken vorbei ins Unbestimmte zu gehen, oder selbst der Richtung zu widersprechen, die ihm unsere voraneilende Phantasie im Interesse der höchsten Ideale geben möchte: nur wer statt des kleinen Ausschnittes der Natur, der in Zeit und Raum unserer Beobachtung offen steht, ihr Ganzes zu überblicken vermöchte, würde die endliche Uebereinstimmung dieser scheinbaren Verwirrung mit unbedingt werthvollen Zielen bemerken. Aber auch dies selbst ist eine Ansicht, die wir der Erfahrung und Beobachtung weit voraneilend fassen, und obgleich wir ihr nicht verwehren wollen, im Stillen selbst als ein Ziel, dem wir uns zu nähern haben, unsern Gedanken vorzuschweben, so müssen wir doch einstweilen uns von ihr abwenden. Darauf haben wir unsere nächsten Betrachtungen zu beschränken, nachzuforschen, welches die großen thatsächlichen Gewohnheiten und die Formen des Wirkens sind, die die Natur vor uns entfaltet, welche Einheit und welchen Zusammenhang ihrer einzelnen Erscheinungen die Erfahrung uns kennen lehrt, welches endlich die Stellung des menschlichen Wesens in ihr und die Bedingungen, die sie seiner Entfaltung förderlich, hinderlich oder gestaltend überhaupt gesetzt hat.

Zweites Kapitel.

Die Natur aus dem Chaos.

Zweifel an der Herrschaft der Zwecke. — Die Geschöpfe als Selbstzwecke. — Zwecke und Erfolge. — Entwicklung der Dinge aus dem Chaos. — Freiwillige Entstehung der Ordnung aus der Unordnung. — Die Elemente des Chaos. — Innere Zweckmäßigkeit der Dinge und ihrer Wirkungen. — Die Einheit der Natur als Erzeugniß mannigfacher Wechselwirkungen.

Wir haben bisher uns arglos jener Anschauung hingegeben, für welche, trotz des augenblicklichen Scheiterns unserer Versuche ihm näherzukommen, doch die Wahrheit ihres Zieles an sich, die lebendige innere Einheit der Natur, unerschüttert feststeht. Es wird vortheilhaft sein, noch eine dritte Stimme zu hören, die des Geistes, der stets verneint, ich meine eben jener mechanischen Auffassung, welcher wir, im Begriff uns endlich ganz von ihr abzuwenden, die Möglichkeit einer letzten Vertheidigung gewähren dürfen.

Welchen erfahrungsmäßigen Grund, wird sie fragen, hat nun doch eigentlich jene Meinung von einer solchen Einheit der Natur, die nur aus der zusammenfassenden Absicht Eines Schöpfers, oder aus dem Entwicklungstriebe einer einzigen, der Mannigfaltigkeit aller Dinge zu Grunde liegenden Substanz zu begreifen wäre? Wir verstehen, daß das menschliche Gemüth eine Sehnsucht haben kann, diese Ansicht der Natur durchzuführen; aber auf welche gegebenen Thatsachen stützt es sich denn zum Beweise, daß dieser Wunsch ein erfüllter, diese zusammenhängende innere Lebendigkeit und Einheit der Natur eine Wirklichkeit sei? Müssen wir nicht vielmehr zugeben, daß im Grunde nur einige wenige Züge und Ereignisse derselben diesen Gedanken der Zweckmäßigkeit und ideenvollen Consequenz in uns rege machen? daß wir dann diese besonderen Erfahrungen ohne zulängliches Recht bis zu der Annahme einer allgemeinen Harmonie und Zweckmäßigkeit erweitern? daß wir von diesem so gewonnenen Standpunkte aus die Nothwendigkeit eines vernünftig schaffenden Wesens

darthun? daß wir endlich von hier aus wieder zurückschließen, Vernunft und Zweckmäßigkeit werde sich im Naturlauf auch da zeigen, wo wir sie freilich, und leider so oft, nicht nachzuweisen wissen? Ein kurzer Umblick kann uns genügen, diesen Kreislauf unserer Gedanken zu bemerken. Der lebendige Körper ist am häufigsten der Ausgangspunkt solcher Betrachtungen. Wir fließen über von Bewunderung der unendlichen Zweckmäßigkeit seiner Bildung und wiederholen die üblich gewordene Behauptung, daß Alles in ihm zugleich Mittel und Zweck sei. Und wie viele Theile bleiben uns doch in ihm übrig, deren Zweck Niemand bisher kennt, und von denen, daß sie überhaupt einen solchen haben und nicht absichtlose Erzeugnisse der bildenden Kräfte sind, auf keine Weise durch unsere wirkliche Kenntniß erwiesen, sondern nur auf die Bürgschaft jener unerwiesenen allgemeinen Behauptung hin geglaubt werden kann! Die Thierwelt ferner mag uns manchen bestechenden Anschein jener Zweckmäßigkeit darbieten; aber unleugbar stellt sie uns ebenso viel Undeutbares, für unsere Einsicht Zweckloses gegenüber, tausenderlei Sonderbarkeiten der Bildung, die sich als Ausläufer und Nebenerfolge eines fröhlich in alle seine möglichen Folgen ausbrechenden Naturlaufes leicht und zwanglos, als Erzeugnisse absichtlicher Planmäßigkeit nur mit befangener Künstlichkeit fassen lassen. Noch weniger läßt derselbe Gedanke vorbestimmter Zweckmäßigkeit sich durch das Pflanzenreich verfolgen, hier, wo kein Zweck mehr angebbar ist außer dem bloßen Dasein irgend einer Gestaltung, deren Gliederung, Dauer, Entwicklung und Selbsterhaltungskraft die außerordentlichste Mannigfaltigkeit der Art und Größe darbietet. Und endlich, diese ganze Welt des Lebendigen, wird sie nicht umschlossen und getragen von dem Erdkörper, in dessen geologischer Bildung, und von dem Weltraum, in dessen Massenvertheilung kein menschlicher Scharfsinn eine durchdringende Zweckmäßigkeit zu entdecken vermag, ja vielleicht nicht einmal zu entdecken wünschen würde? Im Gegentheil, wir athmen mit einer gewissen Befriedigung auf, wenn wir gewahr werden, daß hier wenigstens der bewunderten unendlichen Berechnung und Absichtlichkeit des Weltlaufs eine

imposante massenhafte Wirklichkeit zu Grunde liegt, die ohne die Prätension, mehr bedeuten zu wollen, als sich selbst, vor unsern ruhelos suchenden Gedanken als starre ruhige Schranke ausgebreitet ist. Und sollen wir hinzufügen, daß die Betrachtung der Ereignisse zu demselben Doppelergebnisse führen würde, wie die der Gestalten? Dazu, daß neben den Andeutungen der Zweckmäßigkeit auch die verworrenen undeutbaren Zufälle hervortreten, und dazu, daß wir endlich, müde der ewigen Berechnung und Bestimmung, nicht nur resignirt, sondern mit einem Gefühle der Erleichterung uns an den Gedanken eines übermächtigen, nichts als sich selbst wollenden Schicksals ergeben?

Vielleicht gesteht man zu, daß diese Schilderung nicht unrichtig die verworrenen und unklaren Stimmungen wiedergiebt, in die unser Gemüth sich wirklich oft durch das Mißgeschick unserer Erklärungsversuche geworfen fühlt; aber die Vorliebe für den Gedanken einer innern Einheit der Natur wird sich nicht sofort an diese Einwürfe gefangen geben. Sie wird vor allem erinnern, daß sie sich ja längst von jener hoffnungslosen Neigung gereinigt habe, für jedes Geschöpf, jedes Ereigniß und jeden einzelnen Zug des Geschehens äußerliche Zwecke aufzusuchen; eine Gewohnheit der Betrachtung, die allerdings damit zu enden pflege, daß weder die dringende Wichtigkeit jener Zwecke sich einsehen läßt, noch die Unentbehrlichkeit gerade der Erfüllungsweise, die wir vorzufinden glauben. In dem eignen Dasein liege vielmehr der Zweck jedes Geschaffenen, und wenn ein heilsames und harmonisches Wechselwirken des Verschiedenen zwar eine Thatsache sei, die in großem Umfange der Erfahrung vorliege, so ruhe doch der eigentliche Schwerpunkt dieser Naturauffassung nicht in den gegenseitigen Bezügen der einzelnen Wesen zu einander, die wir nur sehr unvollkommen einsehen, sondern in der innern Zweckmäßigkeit jedes einzelnen, dessen verschiedene Bestandtheile sich zu dem Ganzen einer festverschlungenen Organisation verknüpfen. Nicht eine äußere Nützlichkeit bilde für jedes Geschöpf den spannenden Punkt, mit Rücksicht auf welchen alle seine Eigenschaften gebildet sind, sondern die

Idee seines eigenen Daseins sei der höchste Zweck, zu dessen Erfüllung alle Einzelheiten seines Baues als Mittel zusammenstimmen.

Gewiß möchten wir nicht zu den platten Deutungen zurückkehren, durch welche jene Neigung, äußere Nützlichkeiten als Rechtfertigungen für das Dasein der Dinge aufzusuchen, die Auffassung der Natur verunstaltete. Gleichwohl scheint uns die Einführung eines solchen einheimischen Zweckes, wie ihn die eigne Idee jedes Wesens darstellen würde, an die Stelle jener auswärtigen die Sicherheit der ganzen Ansicht nicht zu erhöhen. Einen überzeugenden Beweis nämlich von der planmäßigen Einheit der Natur und von dem absichtlichen Wirken der schaffenden Kraft würde sie nur dann geben, wenn sie zuvor, von aller Erfahrung noch gänzlich absehend, nachzuweisen vermöchte, welche Arten des Geschehens und welche Formen des Daseins um ihres unbedingten Werthes willen die nothwendigen Zwecke jeder Wirklichkeit sein müßten; und wenn sie dann darthun könnte, daß nur solche Ursachen und Wirkungen, die der Erfüllung dieser Aufgaben dienen, in den Zusammenhang des Naturlaufs aufgenommen, alle anderen, an sich weder undenkbaren noch unmöglichen, von ihm ausgeschlossen sind. Nur auf diesem Wege würde sie in uns die Ueberzeugung vorbereiten, daß diejenigen Erscheinungen, deren innere Harmonie sie uns später zu bewundern ermahnen will, ein Recht besitzen, als Selbstzwecke nur der Entfaltung ihrer eigenen Idee zu leben. Aber die gewöhnliche Betrachtung verfährt anders. Sie nimmt im Gegentheil viel zu früh und zu arglos Rücksicht auf die Thatsachen, welche sie verwirklicht vor sich sieht, und indem sie denjenigen Ablauf der Ereignisse, in welchem wir uns gewohnheitsmäßig wie in unserm Lebenselement bewegen, unbesehen für einen empfehlenswerthen oder für den vollkommensten aller denkbaren Zustände hinnimmt, kann es ihr dann freilich nicht schwer fallen, die lückenlose Zweckmäßigkeit aller Natureinrichtungen zur Herbeiführung desselben darzuthun.

Ich meine: wenn wir einmal in jeder Thiergattung neben den offenbaren Zweckmäßigkeiten ihrer Bildung, die wir verstehen, auch alle die Wunderlichkeiten derselben, die wir nicht verstehen, wenn

wir neben der gelenken Leistungsfähigkeit des Thieres nach einer Richtung hin auch seine sichtliche Unbehilflichkeit nach einer andern, neben seiner Selbsterhaltungskraft gegen die eine Klasse äußerer Störungen auch seine völlige Wehrlosigkeit gegen eine andere, wenn wir also diese ganze Summe von Bejahungen und Verneinungen, wie sie der Erfahrung vorliegt, alles Glück und unvermeidliche Elend gleich mit in die Bestimmung eines Thiergeschlechtes aufnehmen und in dieser Gesammtheit die Idee erblicken, zu deren Verkörperung es berufen ist: dann ist es freilich leicht zu zeigen, daß zur Erfüllung dieser Aufgabe alle Einzelheiten der Organisation mit vollkommenster Zweckmäßigkeit zusammenstimmen. Aber damit erweitern wir unsere Erkenntniß nicht, sondern drücken nur das Gesetz des ursächlichen Zusammenhanges auf eine willkührliche Art aus. Denn so lange Alles, was ist und geschieht, genau das Maß und die Art der Wirkung ausübt, die ihm nach allgemeinen Gesetzen zukommt, so lange wird jeder zu Stande gekommene Erfolg genau das und weder mehr noch weniger als das enthalten, was seine vorangehenden Ursachen befahlen, und umgekehrt werden die Ursachen weder mehr noch weniger noch Anderes, sondern genau nur das begründen, was im Erfolge später zum Vorschein kommt. Sobald wir daher einmal den Erfolg unter den Gesichtspunkt eines zu erfüllenden Zweckes rücken, so wird uns allemal und nothwendig die Summe seiner Ursachen nicht nur als ein genau auf seine Erfüllung berechnetes, sondern selbst als das einzige für diese Aufgabe zulängliche System von Mitteln erscheinen müssen. Was wir daher an solcher einheimischer, innerer Zweckmäßigkeit eines Geschöpfes irgendwo bemerken, kann seine Entstehung aus einer berechnenden Vernunft wenigstens nicht eher beweisen wollen, als bis die wesentliche Idee des Geschöpfes ihr Recht, so wie sie verkörpert vor uns steht, als Selbstzweck zu leben, uns überzeugend dargethan hätte. Die innere Consequenz und Uebereinstimmung der Theile zur Erzeugung einer bestimmten Lebensform würde, wenn wir sie allein berücksichtigen wollten, uns nicht gegen das traurige Witzwort schützen, daß auch der Bucklige vollkommen zweckmäßig gebildet sei

für einen Buckligen. Und wäre endlich die Welt eine ganz andere, von andern Geschöpfen erfüllt, von andern Ereignissen bewegt, wäre sie aus dem wüstesten Zufall oder aus vielen Zufällen entsprungen: diesen formellen Charakter zweckmäßiger Uebereinstimmung mit sich selbst würde sie immer besitzen; Alles, was einmal in ihr zu existiren und sich zu erhalten vermöchte, würde der knappe und genaue Ausdruck seiner Ursachen, diese Ursachen stets das zureichende, einzig zweckmäßige System der Mittel zu seiner Verwirklichung sein. Kaum bedarf es endlich einer besondern Erwähnung, daß auch alle Ereignisse, wie sie auch immer verlaufen möchten, für den danach Suchenden immer irgend einen Sinn auszudrücken scheinen würden, und daß sie folglich stets auch sich als die vorbedachten und vorausbestimmten Erscheinungsformen eben der Idee fassen lassen müßten, welche sie zufällig im Geiste des Beobachters erwecken. In dies nichtssagende Spiel würde auf diesem Wege jene Ansicht verlaufen.

Sie selbst freilich wird diesen Einwürfen mit der Antwort begegnen, daß sie diesen Weg nicht gehe oder doch höchstens ihn als Ausgangspunkt ihrer Ueberlegungen benutze. Sie wird unbedenklich zugeben, daß zu jedem Erfolge sich die Summe der Ursachen, die ihn wirklich hervorbringt, allemal wie ein fein berechnetes System von Mitteln zu seinem Zwecke verhalte; aber eben deshalb gründe man nicht auf diese blos formelle Zweckmäßigkeit, die in dem Sinnlosen und Kranken ebenso vorkomme, wie im Sinnvollen und Gesunden, jene Meinung von dem Ursprunge der Natur aus der Einheit einer zwecksetzenden Weisheit. Man gründe sie vielmehr auf den bedeutungsvollen Inhalt der vorhandenen Erfolge, deren eigenthümlicher Bau ein absichtloses Zusammentreten der Ursachen zu ihrer Verwirklichung ausschließe. Betrachtet man ein einzelnes Organ eines Thierkörpers, so mag man hier noch den Versuch wagen, seine Verrichtung nur als Folge seiner Structur, nicht seine Structur als vorbedachtes Mittel seiner beabsichtigten Function zu fassen. Man mag sagen, ein Bild entwerfe sich auf der Netzhaut, weil die mechanischen Kräfte des Thierkeimes, wie er nun einmal war, nicht umhin konnten, vor derselben ein lichtbrechendes Auge

zu bilden; ſucht die Hand den Gegenſtand unwillkührlich zu umſpannen, der ihre empfindliche Innenhaut reizte, ſo mag dieſe Bewegung nur der unvermeidliche Effect einer Mittheilung des Reizes ſein, die bei der beſtehenden Verbindung zwiſchen ſenſiblen und motoriſchen Nerven nicht zu verhindern war; kurz es mag ſo ſein, wie ſchon Lucretius verſichert: die Thiere mögen ſchreiten können, weil ſie Knie haben, aber nicht Knie haben, damit ſie ſchreiten können. Wie weit werden wir aber dieſe Betrachtungsweiſe fortzuſetzen Luſt haben? Die Organiſation beſteht nicht blos in einer Anhäufung ſolcher Paare von Structurverhältniſſen und den aus ihnen fließenden Leiſtungen, ſondern darin, daß unzählige ſolcher Paare ſelbſt wieder unter einander in einer Form verbunden ſind, die ihr Zuſammenwirken zu einem in ſich übereinſtimmenden Lebensplane möglich macht. Iſt es nun glaublich oder denkbar, daß ohne eine leitende Abſicht in derſelben körperlichen Maſſe, in welcher ſich hier ein ſpiegelndes Auge bildet, dort ein greifendes Glied entſtehe, fähig, die geſehenen Gegenſtände zu faſſen? an einem dritten Orte die Zähne, um das Erfaßte zu zerkleinern? an einer vierten Stelle die Verdauungsorgane, geſchickt, die Nahrung zum Vortheil dieſer ganzen Anhäufung von Theilen zu verarbeiten? Und dieſer ſichtlich vorausberechnete Zuſammenhang der Theile kehrt unabläſſig auch in der Bildung der einzelnen Organe wieder. Und wieder werden wir fragen, ob es glaublich ſei, daß ohne eine lenkende Abſicht ein Haufen von Elementen ſich zuſammengefunden habe, deſſen blinde mechaniſche Weiterentwicklung die Entſtehung durchſichtiger, durchſcheinender und undurchſichtiger Häute, mehr oder weniger lichtbrechender Mittel und zugleich die gegenſeitige Lagerung dieſer Theile in ſolchen Stellungen und Entfernungen herbeiführen mußte, wie ſie eben nöhig war, damit ein dieſes Auge treffender Lichtkegel ſich auf dem Hintergrunde deſſelben wieder in einem kleinſten Punkte vereinigte? Wir leugnen nicht, daß in dem einmal vorhandenen Zuſammenhange der Welt die organiſche Bildung ſich nur durch eine mechaniſche Tradition fort erhält; aber die erſte Stiftung jener Keime, in deren blinder und nothwendiger Entfaltung der Natur-

lauf jetzt besteht, glauben wir nicht ohne die Voraussetzung eines ordnenden Bewußtseins einzusehen. Und nun allerdings, nachdem wir einmal auf diese leitende Hand hingewiesen sind, thun wir jenen uns getadelten Rückschluß: wir glauben an ihre Mitwirkung, auch wo wir sie nicht sehen. Denn wohl können wir uns vorstellen, daß es für die Mängel des Weltlaufs, die der Allgegenwart einer zweckſetzenden Weisheit zu widerstreben scheinen, eine uns unbekannte Rechtfertigung gibt, beruhend in dem Inhalt eines Planes der Wirklichkeit, den ganz zu durchschauen wir uns nicht rühmen; unerklärbar dagegen erscheint uns ohne jene Weisheit jede einzelne Trefflichkeit und Vernünftigkeit, die doch dem unbefangenen Sinne aus so unzähligen Beispielen entgegenleuchtet. Und überdies, selbst da, wo wir uns bescheiden, den Inhalt der Weltzwecke nicht zu verstehen, begegnen wir doch überall solchen Formen des Daseins und Geschehens, die ihre Abkunft aus einer zusammenfassenden Absicht deutlich genug verrathen. Zerfällt doch die Menge der vorhandenen Wesen in Gattungen und Arten, die ersichtlich und ungesucht sich in eine Stufenreihe mehr oder minder verwandter Bildungen gliedern; wie dunkel auch Plan und Regel dieser Reihe sein mag, eben so überwältigend ist doch der Gesammteindruck, den sie gibt, der einer Einheit des bildenden Willens, einer überall hindurchblickenden Beständigkeit, welche nicht die Mannigfaltigkeit des Wirklichen in unvergleichbare Einzelheiten auseinanderfallen läßt, sondern sie zu einem geordneten Reiche der Dinge verbindet.

Auf solchen Betrachtungen beruht die nachhaltige und überredende Kraft, mit welcher diese Naturansicht sich gegen alle Einwürfe immer wieder geltend zu machen weiß. Ohne Zweifel wird auch die mechanische Ansicht das Gewicht dieser Gründe zuletzt anerkennen müssen, aber es ist von Wichtigkeit, daß diese Anerkennung nicht zu früh komme, und gegen den Ausdruck freilich, den wir jetzt der Meinung von einer organischen Einheit der Natur gaben, wird sie unerwartet viel mit Recht einwenden können.

Sie wird zuerst nicht ohne Grund bemerken, daß unsere Bewunderung der Naturerzeugnisse häufig nicht sowohl von der inneren

Bedeutsamkeit ihrer Formen, als vielmehr von der bloßen Vielheit der Theile ausgeht, die wir zu einem Ganzen verbunden sehen, und von der Mannigfaltigkeit und Abwechselung der Bewegungen, die aus ihrer Vereinigung entspringen. So wie uns die Größe der Dinge an sich schon imponirt, so imponirt uns auch die Anzahl und Buntheit ihrer innern Verhältnisse, gleichviel noch welches die herauskommende Endform des Erfolges ist; und überall, wo wir in kleinem Rahmen sehr Vieles geschehen sehen, sind wir heimlich geneigt, den erzeugenden Grund in einer Kraft zu suchen, deren Würde die Natur blos physischer, absichtsloser Wirksamkeiten übersteigt. Und doch wissen wir und vermögen es wissenschaftlich zu beweisen, daß eine sehr kleine und unscheinbare Anzahl von Elementen und sehr ungesuchte Verhältnisse zwischen ihnen den vollkommen zureichenden Grund zu einem unendlichen Spiele höchst mannigfaltiger und wechselreicher Entwicklungsformen enthalten können, in denen, wenn sie verwirklicht vor uns ständen, der menschliche Geist das Walten einer berechnenden Absicht unwidersprechlich zu erkennen glauben würde. Wer sich erinnert, daß kein organisches Geschöpf plötzlich fertig entsteht, sondern daß wirklich der Naturlauf selbst es mit Mühe und auf langen Umwegen aus seinem Keime erzieht, der wird doch oft noch geneigt sein, sich diesen Keim selbst zu verwickelt vorzustellen; indem er in ihn hinein die Fähigkeiten zu jedem Detail der spätern Entwicklung zurückverlegt, — als würden sie nicht erst durch die Wechselwirkungen des sich Bildenden mit den äußern Bedingungen der Reihe nach erzeugt und gesteigert — wird es ihm allerdings unglaublich vorkommen, daß zu dieser geheimnißvollen Gesellung jemals die Elemente ohne eine höhere Absicht sich sollten zusammengefunden haben. Die bessere Kenntniß der mannigfachen Erfolge, die aus verhältnißmäßig sehr einfachen Ursachen entspringen können, wird nach und nach dies Bedenken schwächen, ohne es je ganz zu heben. Denn immer wird man wiederholen: wie einfach nun auch die ersten Keime der Naturerzeugnisse gewesen sein mögen, stets bleibe es ein unbegreifliches Wunder, wie aus der unendlichen Anzahl denkbarer Zusammenwürfelungen der Elemente,

welche der Zufall hätte herbeiführen können, gerade diese sinnige Auswahl den Zugang zur Wirklichkeit gefunden habe.

Aber in dieser Verwunderung kann doch die mechanische Ansicht eine falsche Voraussetzung nachweisen. Denn in der That wäre unser Erstaunen nur dann gerechtfertigt, wenn wir fänden, daß alle jene andern weniger sinnigen oder sinnlosen Gesellungen der Elemente von allem Anfang an abgehalten worden wären, ihr Glück zu versuchen und in der Wirklichkeit so viel Platz einzunehmen, als ihnen ihre Fähigkeit dazusein verstattet hätte. Wäre die vorhandene Welt in Wahrheit ein solcher kleiner Auszug aus dem unendlichen Reiche der Möglichkeiten, und hätte das, was zu ihrem Zusammenhange nicht paßt und nicht in ihr vorkommt, niemals auch nur Anstalt dazu gemacht, da zu sein, dann freilich würden wir diese Auswahl des Verwirklichten nur einer zwecksetzenden und auf ihre Zwecke sich beschränkenden Vorsehung zuschreiben müssen. Aber wir vermögen nicht einzusehen, wodurch die Erfahrung zu einer solchen Voraussetzung nöthige oder berechtige. Machen wir sie aber nicht, dann können wir mit Recht erwiedern, daß zu einer Aussonderung weniger Fälle aus dem unendlichen Reiche der Möglichkeiten keine andere Censur, Kritik und Auswahl nöthig ist, als die, welche der mechanische Zusammenhang der Dinge ohnehin von selbst ausüben muß. Gehen wir nämlich von der Vorstellung eines Chaos aus, und fassen dies so chaotisch, wie möglich, nehmen wir also an, daß in ihm durchaus keine vorwiegende Neigung zu irgend einer bestimmten Gestaltung vorhanden, sondern daß, wie es die Atomistiker des Alterthums ausdrückten, Alles in ihm auf allerlei Weise nach allerlei Richtungen durch einander bewegt gewesen sei: so wird in einer solchen Gährung jede Combination zweier oder mehrerer Elemente vollkommen die gleiche Wahrscheinlichkeit haben, wie jede andere Verknüpfung gleich vieler. Aber die Schicksale dieser Gebilde werden doch sehr verschieden sein. Zwar wird keines von ihnen durch eine auswählende Vorsicht noch vor der Schwelle des Daseins abgewiesen werden, aber unzählige können von der Art sein, daß die eigene Gesetzlichkeit des Mechanismus, welcher die

Gegenwirkungen aller beherrscht, ihnen keine Dauer und keine Entwicklung erlaubt. Hinfällige Erzeugnisse, verschwinden sie entweder sofort wieder aus Mangel an einem inneren Gleichgewichte, das ihre Erhaltung verbürgte, oder sie sind vielleicht selbst dazu verurtheilt, nicht einmal einen kurzen Augenblick wirklicher Existenz zu besitzen, sondern in dem Strome des Werdens stets nur als bevorstehende, aber unvermeidlich vor ihrer Vollendung wieder zerfallende Erzeugnisse sich zu verbergen. Das Andere aber, was sich in Verhältnissen zusammenfand, die wenigstens seinen Eintritt in die Wirklichkeit gestatteten, erfährt dennoch ein sehr verschiedenes Glück. Es ist nicht so, wie die Vertheidiger der planvollen Einheit der Natur zuweilen es erscheinen lassen; nicht jedes dieser zur Wirklichkeit berufenen Gebilde überrascht uns mit gleich deutlichen Spuren seiner vernünftigen Absichtlichkeit. Neben dem Verwickelten, Mannigfaltigen, in seiner Mannigfaltigkeit dennoch Gesetzmäßigen und Ideenvollen stehen auch die einfachen, entwicklungslosen und starren Existenzen, deren Entstehbarkeit aus der Laune des Zufalls kaum Jemand leugnen dürfte. Selbst das Lebendige enthält eine Vielheit der Gattungen von verschiedenem Werthe, manche haltlos in sich selbst, zu rascher Vergänglichkeit bestimmt, obwohl im Laufe der Ereignisse eben so leicht sich erneuernd, andere von größerer und feinerer Verkettung ihrer Theile, zu mannigfaltiger Harmonie einander durchkreuzender Verrichtungen zusammengefügt. Ueberblicken wir die Schöpfung, so bietet sie nicht nur einen Auszug des Vorzüglichsten, sondern Großes und Kleines, Einfaches und Verwickeltes, Vollkommenes und Unvollkommneres steht so neben einander, wie man sich eben denken kann, daß es zusammen aus dem unparteiischen Zufalle des Chaos entsprang. Nur Eines fehlt dieser mannigfaltigen Welt: das Verkehrte und in sich selbst Zweckwidrige, dem die mechanischen Gesetze um seines innern Widerspruches willen keine dauernde Wirklichkeit gestatten konnten. Denn vorübergehend allerdings, wie das große Heer der Krankheiten und so viele mißgeschaffene Bildungen zeigen, kommen auch diese widersprechenden Erzeugnisse vor; für alle Gebilde dagegen, die als stehende Gat-

tungsformen zur dauernden Ordnung der Natur gehören sollen, ist innere Zweckmäßigkeit gleichbedeutend mit Möglichkeit. Es ist eine denkbare Annahme, daß dem jetzt vorhandenen Inbegriffe der Geschöpfe unvollkommnere Versuche der Natur vorangegangen sind, in der That wiedrsprechende, ungeheuerliche Bildungen, die, ohne zu eigner Fortdauer befähigt zu sein, doch nach ihrem Untergange die Elemente in einer für bessere Erzeugnisse vorbereiteten Verknüpfung zurückließen. Aber ohne dieser mythischen Vorstellung nachzuhängen, können wir allgemein behaupten: möge das Verkehrte dagewesen sein oder nicht, sein Bestehen wird durch seine mechanische Unhaltbarkeit verhindert. Die Wirklichkeit aber enthält aus der unendlichen Anzahl der Elementenverbindungen, welche ein vernunftloses Chaos liefern konnte, nicht eine Auswahl, welche eine berechnende Absicht getroffen hätte, sondern die kleinere Summe jener Gebilde, die der mechanische Naturlauf selbst in dem unermeßlichen Wechsel seiner Ereignisse prüfte und als in sich zweckmäßige, zur Erhaltung fähige Ganze von der zerstiebenden Spreu des Verkehrten schied, das er unparteiisch auch entstehen, aber eben so unparteiisch auch wieder zu Grunde gehen ließ.

Ist nun dies Alles minder wunderbar? wird man uns einwerfen; wie geht es zu, daß eben dieser mechanische Naturlauf stets dem Vernünftigen günstig ist und das Verkehrte aus der Wirklichkeit ausscheidet? Fiel doch jene Vernünftigkeit der Dinge, die wir erklären wollten, nicht zusammen mit dieser mechanischen Widerspruchslosigkeit, die man uns unvermerkt an ihre Stelle schieben will, sondern wurde in einer innern Harmonie und Consequenz gesucht, die, weit entfernt, als bloßer Mangel an Fehlern nur das sichere Dasein der Erscheinungen zu verbürgen, vielmehr durch die sinnvolle Trefflichkeit ihres Inhaltes die mannigfaltigsten Elemente zur Führung eines gemeinsamen und bedeutungsreichen Lebens verbindet. Wie könnte der mechanische Naturlauf, der sich befriedigt fühlen muß durch Alles, was seinen allgemeinen Gesetzen genügt, der Grund dieses Ueberschusses an Vollkommenheit sein? Aber eben dies, daß die bestehende Natur der Annahme einer planvollen Schö-

pferkraft durch die ausnahmlose Vernünftigkeit ihrer Erzeugnisse das Wort rede, dies eben ist die eigenthümliche Voraussetzung, die wir nur als eine willkührliche Ansicht der Erfahrung bezeichnen können. Es ist in der That gar nicht erweislich, daß alle Theile der Natur auf ideale Bedeutung und bestimmte Zwecke hinweisen; neben tausend Erscheinungen, die diesen Eindruck uns allerdings geben, stehen tausend andere, die sich nur so ausnehmen, als seien sie absichtslos entstandene Nebenerfolge einer sich zufällig bildenden Atomenverbindung; Erfolge, die keineswegs einem vorbedachten Plane gemäß entstehen *sollten*, aber eben entstanden sind, und einmal entstanden sich erhielten, weil sie den mechanischen Bedingungen der Erhaltung nicht widersprachen. So hat der Mechanismus vielleicht Vieles erzeugt, woran einer schöpferischen Idee, wenn wir eine solche voraussetzen, nichts gelegen war; und umgekehrt, Manches hat vielleicht der Mechanismus nicht realisirt, was die Idee wollte und für dessen Dasein sie sich lebhaft interessirt hätte. Denn in der That, wer getraut sich zu beweisen, daß nicht allein alles Wirkliche vernünftig, sondern sogar daß alles Vernünftige wirklich ist? Gehen denn alle schönen Träume aus, und ließe die Wirklichkeit nichts zu wünschen übrig? Fügt nicht selbst unsere Phantasie zu dem Bestande der Naturgestalten selbständig dichtend andere hinzu? Die geflügelten Engelgestalten, an denen unsere fromme Kunst sich erbaut, bietet die Wirklichkeit nicht, und doch wüßten wir nicht nachzuweisen, warum diese Bildung, deren ideale Bedeutsamkeit wir ja unmittelbar durch die Verehrung bezeugen, die wir ihnen widmen, nicht dies wirkliche Dasein verdient hätte. Aber sie mag den Mitteln und den Gesetzen widersprochen haben, die dem Naturlaufe zur Arbeit zu Gebote stehen. Freigebig dagegen bringt die Natur Giraffen und Känguruhs hervor, ohne daß wir begriffen, warum es zum vollständigen Ausdruck der höchsten Idee unerläßlich gewesen wäre, daß auch die merkwürdigen Gangarten, die diesen Thieren das Mißverhältniß ihrer Beine nöthig macht, in der Wirklichkeit repräsentirt wären. Ich glaube hier deutlich den entrüsteten Zuruf zu hören, daß ohne Zweifel auch in

diesen Thatsachen ein tiefer Sinn liege, wenn gleich unsere menschliche Kurzsichtigkeit ihn nicht begreife. Ich will dies nicht bestreiten; ich halte mich an das Zugeständniß solcher Kurzsichtigkeit. Denn davon war jetzt überhaupt für uns die Rede, ob der Glaube an eine allesdurchdringende zwecksetzende Absichtlichkeit der schaffenden Kraft durch die Erfahrung unterstützt oder erzwungen werde. Wir wollen nicht leugnen, daß er andere sichere Grundlagen haben mag; aber eine Bedeutsamkeit und eine tiefsinnige Idee der Dinge, welche wir in vielen Fällen durchaus nicht einsehen, kann nicht als ein Erfahrungsbeweis für die durchgängige Vernünftigkeit alles Erschaffenen gelten. Wollen wir den unmittelbaren, noch durch keine Schulansicht umgestalteten Eindruck der Natur aussprechen, so können wir nur sagen, daß Vieles zwar zweckmäßig in sich übereinstimmt, ohne daß sein Dasein überhaupt eine besondere Bedeutung zu besitzen scheint, und daß umgekehrt nicht Alles, was uns als mögliches Ziel einer zwecksetzenden Absicht erscheinen könnte, verwirklicht ist. Und dies ist das Verhalten, welches wir ganz natürlich erwarten können, wenn wir die Welt aus einem absichtlosen Chaos entsprungen denken, aus dem stets nur das Mögliche und in sich Zweckmäßige, unter diesem aber das Bedeutungslose eben so gern und ungehindert wie das Sinnvollste entstehen wird.

Mit dem allen ist die mechanische Ansicht doch keineswegs im Stande, ihre Behauptungen von dem Makel der Unglaublichkeit zu befreien. Allerdings wird man ihr zugeben müssen, daß jedes Geschöpf, selbst jedes organisch lebendige, aus Elementen besteht, die nicht immer so zusammen waren, sondern die selbst eine schaffende Absicht, wenn sie bei Begründung der ersten Keime thätig war, doch erst zusammenführen mußte. Es war also diesen Elementen doch möglich, so zu einander zu gerathen, und weder der Weg, den sie von ihrem früheren Orte aus zu dieser Vereinigung zurückzulegen hatten, noch die vereinigende Bewegung selbst konnte ihrer Natur oder den mechanischen Gesetzen widersprechen, denen diese unterworfen ist. Und dann kann man fortfahren und behaupten, daß jede Bewegung, welche den Elementen durch den Anstoß einer ordnenden

Hand gegeben werden kann, ihnen immer auch möglicherweise durch den absichtlosen Anstoß eines Zufalls muß gegeben werden können. In der That bedurfte es nur einer gewissen Reihenfolge von Windstößen in wechselnder Richtung, um aus den einzelnen Sandkörnchen, die jeder von ihnen forttrieb, die Massen der Pyramiden allmählich aufzubauen. Von der ungeheuren Unwahrscheinlichkeit solcher Argumente wendet sich die andere Ansicht stillschweigend ab; sie verlangt neben der bloßen Nichtunmöglichkeit noch positive Zunöthigungen zu sehen, welche die Elemente des Chaos gerade in diese bestehenden Verbindungen getrieben haben, neben denen ja die mechanische Ansicht selbst eine unendliche Menge anderer gleich möglicher zugibt.

Und wirklich ist es hier Zeit, eine ganz ungehörige Voraussetzung zu widerrufen, die wir oben uns gefallen ließen, und nach deren Wegfall die mechanische Lehre erst im Stande sein wird, das Gewicht der ihr gemachten Vorwürfe abzulasten. Es ist offenbar nichts mit jener Redensart der Atomistiker des Alterthums, daß im Ursprunge der Welt Unendliches auf unendlich verschiedene Weise nach unendlich verschiedenen Richtungen bewegt und gemischt gewesen sei. Niemand, der sich selbst klar sein will, wird sich eine Vorstellung von der Existenz einer solchen unendlichen Anhäufung unzähliger Möglichkeiten machen können. Wie mannigfach man sich auch die ursprünglichen Verhältnisse der Elemente denken mag: sie setzten doch immer Einen Gesammtzustand der Welt zusammen, der ausschließlich vorhanden war, und unmöglich konnten die andern unendlich vielen Weltzustände, die da hätten da sein können, wofern jener nicht gewesen wäre, mit ihm zugleich da sein. Jener Abgrund der Unbestimmtheit daher, wie wir ihn früher als Chaos bezeichneten, ist ein undenkbarer Gedanke, und jeder Versuch, die Entstehung der Naturformen sich zu verdeutlichen, muß von irgend einem bestimmten Urzustande ausgehen, der, weil er dieser und kein anderer war, vieles an sich Mögliche von allem Anfang an von der Wirklichkeit ausschloß, zu Anderem dagegen nicht blos die leere Möglichkeit, sondern einen mehr oder minder unmittelbaren und

dringenden positiven Verwirklichungsgrund enthielt. Und wie wird nun die mechanische Ansicht sich diesen Urzustand denken?

Sie hat vor allem keinen Grund und kein Recht, in die Annahme der alten Atomistik einzustimmen, welche die Elemente als wesentlich gleiche, nur in ihren Formen verschieden zugeschnittene Bausteine nahm; eine Annahme, die selbst nur jenem mißverständlichen Streben nach Einheit entspringt, dem jede Fülle ursprünglicher Vielheit zuwider ist. Sie wird im Gegentheil eine ungezählte Mannigfaltigkeit ursprünglich verschiedener Elemente voraussetzen, die nicht nur äußerlich von einer gestaltenden Bewegung ergriffen und zusammengefügt werden, sondern deren eigenthümliche Kräfte auf die Erfolge ihres Zusammenkommens von wesentlich mitbestimmendem Einfluß sind. Und diese Kräfte selbst hängen nicht wie später gekommene willkührlich verliehene Fähigkeiten um sie her, sondern sind der Ausdruck vielfacher inneren Zustände, die freilich auf dem Gebiete räumlicher Erscheinung keine andere Form der Aeußerung finden können, als die monotone der Anziehungen und Abstoßungen, auf die alle physischen und chemischen Wirkungen zurückführbar sind. Am wenigsten endlich hat die mechanische Ansicht Veranlassung, in die Fußtapfen des ihr völlig gleichgiltigen Materialismus zu treten, mit dem ein geläufiges Mißverständniß sie in Zusammenhang zu bringen pflegt. Wie sie die Gewalt des geistigen Lebens in der Erfahrung als eine Thatsache anerkennen muß, so kann sie kein Bedenken tragen, auch in den ursprünglichen übersinnlichen Elementen, aus deren gesetzlicher Wechselwirkung sie den Schein der ausgedehnten Materie hervorgehen und die Welt sich auferbauen läßt, den Funken dieses inneren Lebens schon regsam zu denken. Nicht so freilich, als könnte sie die Macht des Geistes als Einen belebenden, waltenden Hauch, als Einen Lichtnebel fassen, der die Natur durchwogte, sondern sie löst dies schwebende Wehen in eine unzählbare Menge scharf begrenzter strahlender Punkte auf, deren jeder untheilbar in sich selbst eines der wechselwirkenden Atome bildet, die in Wahrheit die thätigen Ursachen der Erscheinung sind. Erweitern wir so die ursprünglich gegebenen Elemente des Welt-

gebäudes, so verengert sich dem entsprechend das Gebiet des Zufalls. Nicht von dem gestaltlosen Wirbel einer Bewegung, welche die Atome äußerlich gegen einander treibt, erwarten wir aus dem Stegreif die sinnigen Formen krystallisiren zu sehen, welche die Natur füllen: nicht so als wäre mit dem Aufhören des Stoßes, der tausend träge und geduldige Bestandtheile zu einer ihnen allen gleichgiltigen Berührung trieb, der Aufbau eines organischen Keimes oder auch nur einer unorganischen Gestalt beendigt. Hier, wie im geistigen Leben, gilt uns jener äußere Antrieb nur als eine Veranlassungsursache, die verschiedene Wesen einander so weit annähert, daß eines in den Wirkungskreis des andern fällt; die innere Kraft beider und die nun aufwachende lebendige Beziehung ihrer Naturen ist es, die den weiteren Fortgang der Entwicklung bestimmt und ihn zu viel größerem Reichthum der Form und zu unendlich größerer Tiefe des Sinnes leitet, als wozu jener ärmliche Anstoß der äußern Bewegung für sich allein jemals genügt hätte.

Man kann zweifeln, ob selbst diese innerliche Lebendigkeit einer Menge doch immer zerstreuter Elemente uns die übereinstimmende Harmonie der aus ihnen entspringenden Bildungen erklären könne; eine nähere Betrachtung zeigt jedoch, daß in allen Elementen eine gewisse Zweckmäßigkeit des Wirkens nicht nur mit den Grundvorstellungen der mechanischen Ansicht vereinbar, sondern kaum mit Recht von ihnen trennbar ist. Darin stimmen wir alle überein, daß die Kräfte, mit denen die Dinge wirken, nicht ihrer schon fertigen Natur nachträglich eingeprägt sind; wer von der Kraft eines Elementes spricht, meint unmittelbar damit, sie sei *seine* Kraft, nicht in dem Sinne eines zufälligen Besitzes, der auch fehlen könnte, sondern so, daß sie nur der nothwendige und consequente Ausfluß seines eigenen Wesens sei. Aber auch dies drückt noch nicht vollständig die Meinung aus, die wir zu hegen haben und wirklich hegen. Wenn Jemand behauptete, eben diese eigene innere Nothwendigkeit und Consequenz jedes Wesens füge es nun so, daß alle seine Rückwirkungen auf äußere Reize nur zu seiner eignen Vernichtung oder doch zur Verschlechterung seiner inneren Zustände führen

müßten, so würden wir an dem unwillkührlichen Widerstreben gegen die Ungereimtheit dieser Meinung inne werden, wie sicher wir im Stillen das entgegengesetzte Verhalten voraussetzten. Wir werden zugeben, daß zwar in einem zusammengesetzten Gebilde die gegenseitige Stellung der Theile sich so unheilbar verschieben könne, daß jede noch versuchte Rückwirkung des Ganzen nur sein Verderben beschleunigt; aber wir werden nicht zweifeln, daß jedes einfache Wesen doch an sich nur solche Wirkungen entfalten werde, die geeignet sind, die zufällige Lage, in die es gerathen ist, mit den Bedingungen seiner Fortdauer auszugleichen. So weit seine Thätigkeit sich auf diese Aufgabe der Selbsterhaltung bezieht, wird sie uns als eine nothwendige und selbstverständliche erscheinen; mit geringerer Sicherheit werden wir die Vermuthung hinzufügen, daß sie zugleich ein Streben der Selbstentwicklung und Vervollkommnung einschließe. Freilich der Name des Strebens wird doch dem, was wir meinen, nicht eigentlich zukommen. Denn ohne von außen angeregt zu sein, wird jedes Wesen auch für uns in der Ruhe seines ursprünglichen Zustandes verharren, und jede Rückwirkung nur durch einen äußeren Reiz ihm abgewonnen werden. Und sie selbst, diese Rückwirkung, wird nicht eine planvolle Thätigkeit sein, welche die Phantasie des Wesens hinblickend auf ein ihr vorschwebendes Bild einer günstigeren Lage aus sich entwickelte; sie bleibt vielmehr stets die nothwendige und unvermeidliche Folge aus dem Zusammentreffen der Natur gerade dieses Wesens mit gerade diesem Reize. Und eben deswegen, beschränkt auf die Aufforderung, die ihr zu Theil wird, muß diese Wirksamkeit sich begnügen, das kleine Element von Zweckmäßigkeit hervorzubringen, das durch diese Aufforderung motivirt wird; zwar bereit, einem folgenden Reize mit einem eben so zweckmäßigen zweiten Element des Wirkens zu antworten, wird sie doch aus sich selbst heraus keine weitgreifenden Plane zusammenhängender Entwicklung spinnen.

Ohne nun diese Ansicht von einem Princip des Fortschrittes, das in jedem Seienden liege, als eine theoretische Lehrmeinung aufzustellen, dürfen wir doch versuchen, sie unter die Hilfsmittel unserer

Erklärungen aufzunehmen. Denn unter den unzähligen ursprünglichen Thatsachen, deren irgend welche wir voraussetzen müssen, dürfen die vernünftigen und sinnvollen nicht vorzugsweis zu Gunsten der sinnlosen ausgeschlossen werden. Mehr aber behaupten wir nicht, als daß dieser Zug innerlicher Zweckmäßigkeit zu jener thatsächlichen Natur der Wesen gehöre, auf welche die mechanische Ansicht ihre Gesetze anwendet. Angewandt auf eine solche Natur, werden diese Gesetze zu einer sinnvollen Formenwelt führen, mit derselben Nothwendigkeit, mit der sie, auf eine andere ursprüngliche Natur der Elemente bezogen, zwar auch ein mannigfaltiges Reich von Gestalten, doch nicht dieses erzeugt haben würden, dem unsere Bewunderung und unser untersuchendes Interesse gilt.

Vielleicht scheint Manchen diese Betrachtung plötzlich ganz die Grenzen dessen zu verrücken, was auch unser Sprachgebrauch bisher mit dem Namen des Mechanismus bezeichnete. Man wird glauben, das Thor einer mystischen Schwärmerei aufgethan zu sehen, die alle früher so scharf begrenzten Umrisse unserer Ueberzeugungen zu verwischen drohe. Dennoch haben wir hier nur einen Zug hervorgehoben, der unsern Gedanken immer zu Grunde lag, und dessen keine noch so streng mechanistische Ansicht sich zu entschlagen nöthig hat. Jede Rechnung, sobald sie mehr als eine Betrachtung reiner Zahlenverhältnisse sein, sobald sie Anwendung auf Wirkliches gewinnen will, muß die Natur dieses Wirklichen als unabhängig gegeben voraussetzen. Was die Dinge an sich selbst sein mögen und wie sie im Sinne haben, auf einander zu wirken, das ist ihre eigene Sache, und keine mechanische Theorie kann im Voraus die Tiefe ihres Wesens ermessen und ihnen vielleicht nur einige wenige Eigenschaften, nur wenige einfache Wirkungsformen mit Ausschluß anderer zugestehen wollen. Erst in dem Augenblicke, wenn diese Eigenschaften und Wirkungsweisen als Größen, und zwar als solche Größen auftreten wollen, die auf einen gemeinsamen Maßstab der Einheit zurückführbar sind, erst dann wird der Mechanismus dem an sich nicht durch ihn bestimmbaren Wesen der Dinge bemerklich machen dürfen, daß es mit diesem Schritte sich für die Zukunft ge-

bunden hat, und daß ihm der Werth und die Endform seiner Wirkungen von jetzt an durch die allgemeinen Gesetze zugemessen werden, die überall das Ergebniß jeder bestimmten Beziehung zwischen Größen beherrschen. Mit welchen Eigenschaften also, mit welchen inneren Trieben die Natur der Dinge dieses Gebiet der Berechenbarkeit betreten will, bleibt ihr selbst überlassen; nachdem sie sich aber einmal zu einer bestimmten Form ihres Seins und Wirkens bekannt hat, kann sie nicht mehr verhindern, daß die Gesetzlichkeit des Mechanismus ihr in jedem Falle nach allgemeinen Regeln die Consequenz ihres Geständnisses ziehe. Eine philosophische Betrachtung mag sich an der Frage versuchen, welche Natur und welche Triebe zu haben den Dingen in dem vernünftigen Zusammenhange der Welt erlaubt sei; die Naturforschung hat immer nur zu untersuchen, welche Weisen der Thätigkeit wirklich vorkommen oder zur Erklärung der Thatsachen vorausgesetzt werden müssen; aber sie verkennt ihre Aufgabe, wenn sie mehr als eine Bearbeitung der Data sein will, die ihr von der Natur der Dinge geliefert werden. Ein solcher zugleich engherziger und unbesonnener Uebergriff war es, wenn die mechanischen Theorien der Vorzeit die Elemente, aus denen sie die Welt zu erbauen dachten, von jeder innern Eigenthümlichkeit, jeder verborgenen Eigenschaft ihres Wesens völlig zu entleeren suchten und sie nur als gleichartige, im Raum zerstreute Anknüpfungspunkte für Wirkungen, ja nicht dies einmal, sondern nur als Punkte fassen wollten, die einen Stoß aufzufangen und dadurch in Bewegungen zu gerathen fähig wären. Es ist nur ein geringer Schritt der Umkehr, die innere Leerheit dieser Punkte wenigstens mit anziehenden und abstoßenden Kräften wieder zu füllen, so lange auch diese Kräfte nur als hinzukommend, nicht als hervorgehend aus der Natur der Elemente gelten sollen. So wenig die Naturwissenschaft als solche sich mit den innern Zuständen der Dinge zu beschäftigen hat, die sie nicht beobachten kann, so sehr müssen wir doch bei der Bildung unserer höchsten Grundbegriffe auf das Dasein dieses innern Lebens Bedacht nehmen, und anstatt es zu leugnen, haben wir uns vielmehr auf seinen größten Reichthum gefaßt zu machen, um überall,

wo in Zukunft seine Einflüsse auf den Gang der Erscheinungen deutlicher hervortreten sollten, unsere Auffassungsweisen bis zur Möglichkeit einer Verwerthung derselben zu vervollkommnen.

An jener leeren Stelle nun, welche die mechanische Ansicht lassen muß, setzen wir unsere Vermuthung ein. Können wir nicht im Voraus bestimmen, welcherlei Rückwirkungen jedes Wesen im Zusammenstoß mit andern entfalten, und welchen Stoff es mithin der Berechnung darbieten werde, so können wir uns als Hypothese über diesen unbekannten Punkt die Annahme gestatten, daß ein Zusammentreffen oder eine Reihenfolge verschiedener Bedingungen, die auf ein Element wirken, in ihm Thätigkeiten entzünde, die neben der Selbsterhaltung eine Vervollkommnung der innern Zustände erstreben. Nur den falschen Nebengedanken müssen wir abhalten, als gäbe nun dies Bestreben des einzelnen Wesens ihm zugleich eine unbeschränkte Macht über andere. Wäre dies Wesen eine Seele, und hätte das Zusammensein mit anderen Elementen in ihr das Streben erzeugt, sich durch Umgebung mit einem geordneten System von Stoffen eine Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu verschaffen, so würde doch daraus der Seele noch keine schrankenlos gestaltende Kraft erwachsen, so daß ihrem Walten gehorsam der organische Leib entstände. Eine hinauswirkende Kraft wird doch jeder innere Zustand des einen Wesens nur besitzen, wenn die allgemeine Gesetzlichkeit des Naturlaufs es gestattet und befiehlt, daß ihm ein anderer Zustand eines anderen Wesens nachfolge; und so werden auch hier die umgebenden Elemente nicht dem Wunsche der Seele zu Liebe sich in eine ihr angenehme organische Form verbinden, sondern nur dann und nur so weit werden sie ihm gehorchen, als sie gezwungen werden und als die verlangte Form ihren eigenen inneren Zuständen dieselbe Befriedigung gewährt. Ungebrochen wird daher die strenge Nothwendigkeit des Mechanismus noch immer über die Bildung der Dinge herrschen, nur daß sie nicht ausschließlich an äußere Zustände andere äußere Zustände knüpft, sondern an jedem Punkte ihres Verlaufes in das Innere der Elemente hinabsteigt und den vernünftigen Regungen, die sich dort entwickeln, einen gesetzlich abge-

messenen Einfluß auf die Gestaltung der weitern Zukunft zugesteht. Einzelne glückliche Fälle wird es daher geben können, in denen viele Elemente, ursprünglich durch einen Zufall zusammengeführt, in einer und derselben Anordnung, der sie sämmtlich zustreben, alle zugleich die Befriedigung der neuen Bedürfnisse finden, die ihre Begegnung in ihrem Innern erweckte. Diese glücklichen Erzeugnisse, in welchen sich das, was für die einzelnen Theile zweckmäßig ist, zum zweckmäßigen Gleichgewicht eines Ganzen summirt, werden die lebendigen Geschöpfe sein, und eben so wie hier ihre erste Entstehung, werden wir auch den Mechanismus ihrer Fortpflanzung und Erhaltung von dieser inneren zweckmäßigen Regsamkeit durchdrungen glauben.

Wir können uns Sinn und Hergang solcher Ereignisse verdeutlichen, wenn wir uns der Schicksale und der Formen geselliger Bildung erinnern, die aus der Begegnung menschlicher Persönlichkeiten entspringen, und die ja eine überall verbreitete Meinung auch am richtigsten durch die Benennung organischer Gestaltungen zu bezeichnen glaubt. Weder eine Reihe äußerer Anstöße fügt aus dem Stegreif augenblicklich die Vielen in zufriedenstellende Formen des Verkehrs zusammen, noch findet ihr eigner innerer Trieb ohne Umwege die passende Ordnung ihres Zusammenseins heraus, in der sie ruhen könnten; eben so wenig endlich ist die Organisation der Gesellschaft das Werk einer bewußten künstlerischen Absicht, die von Anfang an planmäßig wirkend, außer und über den Einzelnen schwebend, sie in die ihnen zukommenden Stellungen gerückt hätte. Jede Berührung zufälligen Ursprunges erregt in denen, die ihr ausgesetzt waren, Eindrücke und Rückwirkungen, die zunächst nur atomistisch eine Befriedigung der augenblicklich entstandenen Wünsche und Bedürfnisse suchen und in diesem Suchen theils die äußere Lage der Umstände verschieben, theils selbst neue Gefühle von den Vortheilen und Nachtheilen der erfolgten Verschiebung erhalten. Häufig in Widerspruch unter einander, bedingen diese inneren Bewegungen der Einzelnen manche vorübergehende gesellige Einrichtung, deren Gewinn und Druck immer von neuem wieder auf die ganze verbundene Vielheit und auf jeden Einzelnen in ihr zurück-

wirkt, bis endlich nach vielen Wandlungen sich haltbarere Formen des Zusammenlebens festsetzen, in denen wie in jedem Organismus die Bedürfnisse der Theile in Einklang mit den Daseinsbedingungen des Ganzen gesetzt sind. So verband eine zufällige Berührung das innere Leben der Geister zu einer Wechselwirkung, in deren Fortgang ohne die organisirende Absicht eines Einzigen, wohl aber durch das Zusammenwirken der Elemente vernünftiger Thätigkeit, die von jedem Einzelnen ausgingen, allmählich das Unzweckmäßige von selbst sich ausschied und eine Gleichgewichtslage erreicht wurde, in der die verbundenen ruhen, sei es, daß jedes befriedigt ist, oder daß die Unbefriedigung einzelner durch irgend einen Gegendruck wenigstens die Kraft zur Erregung neuer Unruhe eingebüßt hat. Nur die Fähigkeit, durch die Umstände innerlich zu leiden und aus diesem Leiden mit vernünftiger Nothwendigkeit bessernde Rückwirkungen zu entwickeln, haben wir den körperlichen Elementen zuzugestehen, um zu begreifen, wie auch aus ihrem chaotischen Zusammenkommen organische Gestalten von sinnvoller Bildung hervorgehen, nicht plötzlich und auf einmal fertig, sondern als Erzeugnisse einer langen und ernsthaften Arbeit der Wechselwirkung, so wie noch jetzt die Natur keines dieser Geschöpfe fertig geboren werden läßt, sondern jedem zumuthet, sich auf einem langen mühsamen Bildungswege aus seinem Keime zu entwickeln. So viele solcher Keime nun das Chaos zusammenführte, so viele theils glückende theils mißglückende Versuche, zu jenem Gleichgewicht zu gelangen, konnten sich entspinnen. Zerfällt daher die Anzahl der Geschöpfe in eine Stufenreihe von Gattungen und Gruppen, durch die hindurch deutlich die Herrschaft weniger allgemeiner Typen geht, so bedarf auch dies zur Erklärung nicht die Annahme eines überall sich selbst gleichen Gedankens, der alle geschaffen, sondern nur die Voraussetzung, daß die Elemente selbst keine unermeßliche Mannigfaltigkeit, sondern nur eine endliche Anzahl von Unterschieden in sich schlossen. Dann mußte auch durch ihre Combinationen und deren Entwicklung hindurch eine Vielheit gleichartiger Züge und vergleichbarer Formen des Geschehens sich erhalten.

Enden wir nun dies Wechſelgeſpräch der ſtreitenden Parteien. Es iſt klar, wohin die mechaniſche Anſicht zielt. Indem ſie behauptet, Ordnung erzeuge ſich unvermeidlich allemal, wie wild und verworren auch die Anfänge der Welt geweſen ſein möchten, will ſie uns den Gedanken an die Einheit eines zuſammenfaſſenden Schöpferwillens abgewöhnen. Wie rettet ſie nun die Einheit der Natur bei dieſem Polytheismus der Urſprünge? Dieſe Frage wird man als den letzten und unaufhebbarſten Einwurf nicht ſelten wiederholt hören, und doch wüßte ich nicht, daß wir ihr nicht leicht begegnen könnten. Denn es iſt ja doch auch eine Einheit der Natur, die uns auf dieſem gemißbilligten Wege entſteht, nur eben daß ſie entſteht, daß ſie als letztes Ergebniß der Arbeit einer Vielheit zu Stande kommt, nicht aber als leitender Grund dem Daſein der Mannigfaltigkeit vorangeht. Iſt ſie aber dadurch ſchlechter geworden, daß ſie dieſe Geſchichte hat? Wenn in der menſchlichen Geſellſchaft allmählich ſittliche Mächte hervortreten und emporwachſen, wenn allgemeine Anſichten über Kreiſe von Pflichten, wenn übereinſtimmende Bekenntniſſe über die Leiſtungen, die jedem Einzelnen die augenblickliche hiſtoriſch motivirte Lage ſeines Volkes, über die Schranken, die ihm die nationale Sitte gebietet, wenn ſolche beſſere Einſichten über die nothwendigen Ziele des Strebens und die zulänglichen Mittel zu ihrer Erreichung allmählich ſich Bahn brechen: ſind alle dieſe Formen der Humanität von wenigerem Werth, weil ſie nicht ſchlank und ohne Umwege aus der Einheit eines Civiliſationskeimes hervorſproßten, ſondern als glückliche Lagen eines endlich erlangten Gleichgewichtes auf dem Kampfe unzähliger Leidenſchaften und widerſtreitender Intereſſen beruhen? Nun, dieſe Einheit, die gewordene der Verſöhnung, beſitzt die Natur auch; ſo wie ſie jetzt iſt, ſetzt ſie nicht mehr den wüſten Streit der Elemente fort; ruhige, feſte Niederſetzungen haltbarer Gebilde umgeben uns, allmählich entwickelte große und beſtändige Gewohnheiten des Wirkens gehen organiſirend und regelmäßig durch die Fülle des Geſchehenden; die Geſammtheit der Dinge hat entweder bereits die friedliche Lage aller gegen alle gefunden, die keine andere Unruhe mehr außer der einer geordneten

Fortentwicklung gebiert, oder wenn es irgendwo noch ein regelloses Ringen der Kräfte gibt, so wird auch dessen Zukunft für unsere Ansicht nicht minder tröstlich erscheinen als für jene, welche die Einheit des Planes an den Anfang der Ereignisse setzt.

Wir irren uns in nichts leichter als in unserem Urtheil über die Formen des Daseins, die wir zur Erfüllung unserer sehnlichsten Wünsche für unentbehrlich halten. Eingewöhnt in liebgewordene Weisen der Befriedigung, mißtrauen wir jeder neuen Lage und jedem Umschwung der Dinge, während doch der frisch gewagte Versuch uns lehren würde, daß auch die neuen Verhältnisse ihre Quellen des Genusses haben. Vielleicht gehört jene Meinung von der nothwendigen Anfangseinheit der Natur zu diesen Täuschungen. Vielleicht hatten wir Unrecht, früher zu behaupten, die Freude an jedem Gemälde werde schwinden, wenn es nicht möglich sei, an die Einheit der Phantasie zu glauben, die es bildete. Und in der That, wenn wir eine Landschaft bewundern, können wir doch kaum ernstlich die Illusion festhalten wollen, es sei *ein* Hauch der Natur gewesen, der mit der zusammenfassenden Einheit einer poetischen Phantasie die vielfachen und unvergleichbaren Bestandtheile dieses Bildes zusammenführte. Jene Hütten und Ruinen waren nicht vorhanden in dem Plane der Naturkräfte, die diese Berge thürmten, den Samen zu diesen Pflanzen, deren abwechselndes Grün uns entzückt, trugen regellose Winde, einer nicht wissend vom andern, in dieses Thal zusammen, und die Sonne, wenn sie seine heimliche Stille röthlich vergoldet, scheint dabei von einer Bahn herab, die über Allem geht, und durch Nebel, die von andern Gegenden des Erdballs aufsteigen. Es ist ohne Zweifel eine Vielheit der Anfänge in diesem Bilde; sein Zauber liegt in dem Vertrauen und in der Ruhe gegenseitigen Verständnisses, mit welchem dies ursprünglich einander Fremde sich zusammenschließt, und jedes mit dem andern das Glück einer befriedigenden Verknüpfung theilt.

Nur Eines scheint bis zuletzt der mechanischen Ansicht unerreichbar: der Gedanke einer Bestimmung. So lange wir Einen Grund der Welt verehrten, wußten wir uns aufgenommen in Einen großen

Weltbau, der in dem Zwecke einer Absicht gipfelte; mitthätige Arbeiter an diesem Bau fanden wir in der Bestimmung, die er uns auferlegte, die Rechtfertigung unsers Daseins und die Richtschnur unserer Bestrebungen. Eine Welt, die aus unzähligen Anfängen zusammenrinnt, hat kein Ende und keine Aufgaben; wie sie auch sein mag, sie hat ein Recht so zu sein, wie sie ist, und weder sich selbst noch ihren einzelnen Elementen legt sie die Pflicht auf, einem noch unerreichten Ziele nachzujagen. Ueberall muß in ihr die Thatsache herrschen und das Thatsächliche im Recht sein, während all unser menschliches Empfinden sich von der Verpflichtung gebunden weiß, noch nicht vorhandenes Ideales zu verwirklichen. Täuscht uns nun die mechanische Ansicht um diesen Gedanken und sucht ihn uns unvermerkt zu entwenden? Ich glaube im Gegentheil, daß sie ihn in anderer Form auch kennt. Sie weiß nicht davon zu erzählen, daß eine weise Absicht das Gefühl sittlicher Verpflichtung und die Musterbilder sittlicher Ideale in die lebendigen Seelen gelegt habe, und sie verwickelt sich darum nicht in die Schwierigkeit der Frage, wie mit dieser absichtlichen Stiftung des Keimes die unzähligen Hindernisse zusammenstimmen, die der Weltlauf seiner Entwicklung entgegenstellt. Sie weiß nur, daß auch diese inneren Regungen mit zu dem thatsächlichen Bestande gehören, welcher die Natur der Seelen ist, und indem sie den sittlichen Trieb als eine jener Kräfte betrachtet, die zu gegenseitiger Begegnung und Bekämpfung in den Verlauf der Dinge eintreten, verlangt sie nicht, daß alle übrigen Umstände ihm entgegenkommend sich fügen sollen, aber sie vertraut darauf, daß er in der Wechselwirkung aller sich gleichfalls werde geltend machen. Weit entfernt von jenem wunderlichen Materialismus, der es für eine Aufgabe hält, aus ungeistigem Stoff die geistige Lebendigkeit wie eine Zugabe hervorgehen zu lassen, deren geringer und prekärer Werth keine eigenthümlichen Ansprüche dem allein wahren Stoffe gegenüber erheben dürfte, wird die mechanische Ansicht vielmehr glauben können, gerade in jener Thatsache des sittlichen Triebes einen der wichtigsten und ursprünglichsten Züge der Seele zu finden, aus dem alle andern gesetzlichen

Formen ihres Verhaltens nur wie folgerechte Selbsterhaltungen hervorgehen. Daß es Wesen gibt, die sich und ihren Aeußerungen einen Werth bestimmen, sich selbst anklagen und entschuldigen, weder diese Thatsache noch die unbedingte Hoheit des Gebotes, das in ihr liegt, wird diese Auffassung bezweifeln oder verkleinern, und wenn sie nicht lehren kann, daß *über* dem Einzelnen Ideale schweben, zu deren Erfüllung er bestimmt sei, so erkennt sie doch an, daß *in* jedem Einzelnen sich ein Ideal entwickeln könne, von dem er sich nur um den Preis seiner Selbstverurtheilung lossagt.

Drittes Kapitel.

Die Einheit der Natur.

Die Einheit des Grundes der Dinge und ihre Folgen. — Das System der Stoffe und ihre Vertheilung. — Erhaltung der Einheit im Laufe des Geschehens. — Begriff des Wunders. — Plan weltgeschichtlicher Entwicklung. — Verschiedene Weltalter. — Allgemeine und irdische Natur. — Stufenreihe der Naturerzeugnisse. — Thierreich und seine typischen Formen.

Ich glaube nicht, daß die Vorliebe für das Chaos den Ursprung der Welt aus ihm noch durch andere Gründe außer denen, die unsere letzte Betrachtung ihr darbot, würde zu beweisen wissen. Sind diese alle unfähig gewesen, die Stimme einer entgegenstrebenden Ueberzeugung zu unterdrücken, so beklagen wir dies nicht, denn längst haben unsere früheren Ueberlegungen uns auf einen andern Weg gewiesen, von dem aus wir nur noch einmal die gesammelte Kraft der mechanischen Weltauffassung zu überblicken suchten. Hat nun unser Blick jetzt länger auf ihr gehaftet, als Manchen nöthig geschienen haben mag, so geschah es, weil wir ihre Ansprüche so verächtlich doch nicht finden konnten, wie sie der Zuversicht des entgegengesetzten Standpunktes vorkommen mögen. Sie gleicht

einem Feinde, deſſen innere Organiſation zu groß iſt und zu eng geſchloſſen, als daß es gelingen könnte, ihn einfach zu vernichten; man muß ihn mit der ganzen geſchulten Kraft, mit welcher er widerſtand, in das eigene Gemeinweſen aufnehmen und ſeiner Thätigkeit in dieſem einen Schauplatz nützlicher Wirkſamkeit eröffnen. In der That würden wir die einzelnen Gedanken, die wir beleuchteten, nicht ſo ausführlich berückſichtigt haben, wenn ſie nicht innerhalb der andern Auffaſſungsweiſe, deren Vertretung uns zufällt, als untergeordnete Glieder eine Geltung fortbehielten, die ſie als unabhängige Weltanſicht allerdings nicht behaupten können.

Als ich dem langſamen Gange meiner Darſtellung vorgreifend in einer vorläufigen Ueberſicht die Richtung anzudeuten ſuchte, welche ſie nehmen wird, wies ich darauf hin, wie jeder Verſuch, aus dem formloſen Chaos das nothwendige Hervortreten einer Sichtung und Ordnung der Dinge abzuleiten, auf der einen Vorausſetzung beruhe, daß ein Reich allgemeiner und unbedingt geltender Geſetze allen Elementen mit immer gleichem Gebote die Form und Größe ihrer Wechſelwirkungen vorzeichne (I, 411 ff.). Unſere letzten Erörterungen werden dies beſtätigt haben. Denn wie freigebig wir auch immer den etwas ärmlichen Vorrath an Erklärungsmitteln, den die gewöhnlichſten Meinungen benutzen, durch das Zugeſtändniß innerer Lebendigkeit und Regſamkeit in den Elementen ſelbſt bereichern, und wie ſehr wir auch die Rückwirkungen, die jedes entfaltet, nur aus der Conſequenz ſeiner eignen ſpecifiſchen Natur ableiten mochten: immer blieb es gleich nothwendig, daß ein allgemeines Recht alle Weſen verbinde und ihren Wechſelverkehr beherrſche. Denn jede Rückwirkung ſetzt zu ihrem Entſtehen nach wie vor dies voraus, daß der Zuſtand des einen Elementes eine Aufforderung für das andere enthalte, auch den ſeinigen zu ändern, daß alſo dies letztere von jenem erſteren leiden könne. Mag es daher ſeine Selbſtvertheidigung nach der Eingabe ſeines eignen Genius ordnen, ſo wird doch ſtets dies, daß ihm eine Gefahr drohen konnte, nur unter Vorausſetzung eines alle umfaſſenden Geſetzkreiſes begreiflich ſein, der mit jeder beſtimmten Lage der Dinge ein beſtimmtes Leiden

in ihnen zusammenzwingt. Und am Ende, jene innere Consequenz des eignen Wesens selbst, setzt sie nicht ebenfalls diese allgemeine Gesetzlichkeit alles Verhaltens in der Welt voraus? Auch eine freie innere Entwicklung wird ja folgerecht nur darum heißen können, weil die Verknüpfung ihrer einzelnen Schritte einem außerhalb gelegenen Maßstabe entspricht, einer allgemeineren Nothwendigkeit, die darüber entscheidet, welche eigenthümliche Folge mit Recht aus ihrem eigenthümlichen Grunde hervorgehen kann. Jeder Weltlauf, der die einen Ereignisse als möglich zulassen, die andern als unmöglich ausschließen, einige als nothwendig fordern, ja selbst wenn er irgendwelche einer freien Wahl anheimstellen wollte, wird über diese verschiedenen Fälle nur nach einem allgemeinen Rechte urtheilen können, und das Chaos wird Ordnung nur entwickeln, sobald nach dem Gebote dieses Rechtes die hinfälligen und haltlosen Combinationen der Dinge den festeren und in sich übereinstimmenden zu weichen genöthigt sind. Geht daher die mechanische Ansicht von einer Vielheit der seienden Elemente aus, so hält sie um so fester die Einheit des allgemeinen Gesetzkreises, dessen Herrschaft aus der planlosen Unordnung jener Anfänge allmählich die Umrisse eines nun inne zu haltenden Planes ausarbeitet.

Aber wir haben uns überzeugt, wie unmöglich es ist, dieses Reich der Gesetze als eine selbständige, den Dingen vorangehende und über ihnen schwebende Macht zu denken; unvermeidlich wurden wir dahin gedrängt, dies eine Band, sobald es seine vereinigende Kraft über die zersplitterte Mannigfaltigkeit der Elemente bethätigen soll, als Ein wirkliches unendliches Wesen zu fassen, dessen innerlich gehegte Theile alle endlichen Dinge sind. Nur so konnten die Wechselwirkungen, auf denen der Lauf der Ereignisse beruht, über die Kluft hinüberreichen, welche die einzelnen Elemente trennt, und welche sie auf ewig von einander scheiden würde, so lange sie nicht aus der gemeinsamen Substanz, aus welcher sie hervorgehen, die Möglichkeit und die Verpflichtung einer lebendigen gegenseitigen Beziehung und eines Austausches ihrer innern Zu-

stände entlehnten (I, 415). Könnte uns daher die Betrachtung des Inhaltes der Natur und die Erwägung der Zweckmäßigkeit ihrer Bildungen zweifelhaft lassen, ob nicht dennoch ihre Entstehung aus zerstreuten und zusammenhanglosen Anfängen möglich wäre, so wird dagegen die Thatsache, daß es überhaupt Wechselwirkungen gibt, uns zu dem Glauben an eine reale Einheit aller Dinge und an eine gemeinsame Quelle nöthigen, aus der sie geflossen sind.

Indem wir jetzt versuchen, die Folgen dieser Ueberzeugung zu entwickeln, müssen wir uns hüten, nicht mehr Ergebnisse von ihr zu verlangen, als sie bieten kann. Der Weg, auf welchem wir zu dem Begriffe dieses höchsten Grundes gelangten, hat uns nichts von ihm kennen gelehrt, als daß er ein Wirkliches und daß er Eines und dasselbe in allen einzelnen Dingen ist; aber er hat uns nichts verrathen über den Inhalt und die lebendige Natur seines Wesens selbst, mit welcher er diese Form der Einheit und Unendlichkeit ausfüllt. Aus einem so unbekannten höchsten Grunde können wir nicht wagen wollen, den Hergang der Weltschöpfung in einer anschaulichen Erzählung abzuleiten; wir können eben so wenig versuchen, die inhaltsvolle Naturordnung im Voraus zu bestimmen, in welche die schaffende Kraft dieses Princips hätte ausbrechen müssen, dessen Absichten und Strebungen uns ja die Unbekanntschaft mit der Eigenthümlichkeit seines Wesens verbirgt; wir können nur diejenigen Folgen entwickeln, die aus dem formalen Charakter der Einheit hervorgehen und die unabhängig von der Natur dessen, was der höchste Grund ist, in jeder Schöpfung, die aus Einem entspringen soll, als nothwendige Züge ihrer Organisation wiederkehren würden. So beschränkt diese uns erlaubten Folgerungen sind, so gehen sie doch schon weit über das hinaus, was unsere bisherige Erfahrungserkenntniß zu bestätigen vermag, und wir können sie nur als nothwendige leitende Maximen unserer Untersuchungen, nicht als beobachtbare Thatsachen bezeichnen.

Wie auch immer der Hergang sein mag, durch den aus dem Einen das Viele entsteht, immer würde es der Einheit widerstreiten,

wenn aus ihr eine zufällige unbestimmte Vielheit entspringen sollte. Die Mannigfaltigkeit der Elemente wird vielmehr von Anfang an ein abgeschlossenes System bilden, das in seiner Ganzheit zusammengefaßt einen Ausdruck der ganzen Natur des Einen bildet. Nicht so als zerfiele das Eine wie eine Größe in eine Anzahl neben einander gelegener Theile, deren vollständige Summe man nehmen müßte, um das Eine wieder zu erhalten; sondern kein einzelnes endliches Element würde der Grund aus sich schaffend entlassen, ohne zugleich eine bestimmte Menge anderer hinzuzufügen, die mit jenem zusammengefaßt die Wirklichkeit zu seiner vollständigen Erscheinung ergänzen. Wie eine verwickelte chemische Zusammensetzung es nicht erträgt, daß ihr einer ihrer Bestandtheile allein entzogen wird, wie sie sofort vielmehr auch einen zweiten ausstößt, der nach dem Wegfall des ersten mit dem übrigbleibenden Reste kein Gleichgewicht mehr finden würde, oder wie sie einen neuen Bestandtheil nicht allein aufnimmt, sondern nur unter der Bedingung, auch einen andern sich zugleich aneignen zu dürfen, der diesem Zuwachs ein Gegengewicht in der Constellation ihrer innern Kräfte hielte: ebenso werden wir uns die Summe des Wirklichen als eine geschlossene Formel vorstellen, deren jedes Glied die Summe aller übrigen zu einem vollständigen Ausdrucke des gemeinsamen Grundes aller ergänzt.

Von diesem Gedanken würden wir eine erste Anwendung auf alle jene ursprünglichen Bestandtheile zu machen haben, die wir in den Bau der Welt verflochten sehen oder in ihn verflochten voraussetzen müssen: auf die verschiedenen wägbaren Grundstoffe der Natur, auf die unwägbaren Elemente, falls die fortschreitende Erkenntniß ihre Annahme beizubehalten genöthigt wäre, auf die geistigen Naturen endlich, wenn die verschiedenen Formen des Seelenlebens uns nicht als verschiedene Entwicklungshöhen derselben Wesen, sondern nur als Zeugnisse ursprünglich verschiedener Seelengattungen erklärbar schienen. Während unsere Erfahrung die chemischen Elemente noch einzeln aufgreift, der Fortschritt der Entdeckungen ihre Anzahl verändert, ihr Nebeneinandervorkommen eine zufällige und principlose Thatsache scheint, wird für uns das Dasein jedes Ele-

mentes vielmehr das Dasein aller übrigen als nothwendige Folge einschließen und die Gesammtheit aller ein abgeschlossenes System bilden. Jedes Glied dieser Reihe mit seinen eigenthümlichen Eigenschaften und Wirkungsfähigkeiten hat seine nothwendige Stelle zwischen den übrigen und setzt mit ihnen allen einen weder vermehrbaren noch verminderbaren, sondern vollständigen Ausdruck der Natur des allgemeinen Stoffes zusammen.

Wenn ferner für unsere Erfahrung die Menge und die Vertheilung der Atome jedes Elements aller Regel zu entbehren scheint, so müssen wir doch auch diesem Anschein entgegen den Gesammtbetrag jedes einzelnen Elements und die Zerstreuung seiner Theile im Raume durch eine Formel bestimmt denken, die jedem Stoffe mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit seiner Natur sowohl die Menge, in der er vorkommen soll, als die Orte vorzeichnet, von denen aus seine Atome ihren Wechselverkehr mit anderen zu beginnen haben. Die gegenwärtige Lage der Natur, durch unzählige gesetzliche Entwicklungen und im Kleinen durch Eingriffe gesetzloser Willkühr verschoben, gestattet uns nicht, die Regelmäßigkeit jenes ersten Weltaugenblickes zurückzuberechnen; nur daß sie stattgefunden, dürfen wir glauben, aber weder das Bild einer gleichmäßigen Vertheilung aller Elemente durch alle, noch selbst das andere einer irgendwie symmetrischen Gruppirung der verschiedenen kann als die nothwendige Form jener Ursprungslage der Dinge gelten. Und eben so wenig entscheidet unsere Voraussetzung darüber, ob die Menge des Wirklichen begrenzt oder unbegrenzt ist. Wäre die Eigenschaft der Unendlichkeit mit der der Einheit verbindbar, so würde zwischen Elementen, deren jedes in eine unendliche Anzahl von Atomen zerfiele, eine Verschiedenheit ihrer Gesammtmengen doch eben so denkbar sein, wie zwischen Winkelflächen, deren jede sich ins Unendliche ausdehnt, dennoch bestimmte und berechenbare Größenunterschiede bestehen.

Die Welt ist endlich keine ruhende; nicht nur in der einmaligen Bildung eines Augenblicks darf dieses innere Gleichgewicht vorkommen; die Einheit muß sich erhalten in jedem Momente der ab-

laufenden Entwicklung. Jeder Querschnitt gleichsam, den wir aus der Geschichte der Natur herausheben, muß in den neuen Lagen, welche in ihm die Elemente durch die inzwischen erfolgten Veränderungen angenommen haben, einen neuen und eben so vollständigen Ausdruck jener Zusammenstimmung aller Theile zu dem Sinne des Ganzen darbieten. Keine ursprüngliche Bewegung des kleinsten Atomes dürfen wir deshalb annehmen, die nicht von Anfang an mit den Bewegungen aller übrigen zu einem harmonischen Ganzen abgeglichen gewesen wäre; keine einmal entstandene könnte sich selbst überlassen fortgehen, ohne durch ihre Beziehungen zu den übrigen, in deren Gemeinschaft sie an demselben Weltbau zu arbeiten bestimmt ist, von jeder eigenwilligen Bahn beständig zum allgemeinen Einklang wieder zurückgelenkt zu werden. So wie in jedem abgeschlossenen Organismus die Verrückung eines Atomes den Bestand des Ganzen ändert und stört und nur ertragen wird, so weit die übrigen Bestandtheile durch entsprechende compensirende Verrückungen ein neues Gleichgewicht herstellen, so wird auch der Naturlauf diese Reizbarkeit besitzen, keinem Ereigniß eine isolirte Entwicklung zu gestatten, ohne daß die Gesammtheit der übrigen Wirklichkeit dessen störenden Einfluß durch ausgleichende Veränderungen beseitigte. Aber nicht jeder Theil eines organischen Leibes hängt gleich nahe und gleich wichtig mit den übrigen zusammen, so daß seine Veränderung einen merkbaren Einfluß auf die Zustände des Ganzen ausüben müßte; dem ähnlich ist auch nicht jedes Ereigniß in der Natur von so hohem Werth für den Sinn ihres Gesammtwirkens, daß sie nöthig hätte, mit auffallenden oder auch nur mit bemerkbaren Ausgleichungen sich seiner zu erwehren. Auf den einzelnen Organismus ferner kann aus der Außenwelt, die ihn umgibt, ein unerwarteter Angriff geschehen und sein Leben zu plötzlicher Abwehr aufregen; das Ganze der Natur hat keine Gegend noch um sich, in der sich die drohenden Störungen unbeachtet zum überraschenden Anfall sammeln könnten; in stetiger unabgebrochener Wirksamkeit compensirt es jede Ablenkung im Entstehen. Müssen wir daher den Begriff jener Reizbarkeit als einen nothwendigen Zug jeder mannigfachen

Wirklichkeit festhalten, die auf der Einheit eines umfassenden Grundes beruht, so wird doch durch diese Annahme kein unwahrscheinliches Gepräge von Unruhe und Unstetigkeit in das Bild des Naturlaufs gebracht.

Man würde jedoch diese Compensation der Störungen gleich sehr mißverstehen, sowohl wenn man sie nur für eine in dem Fortarbeiten jedes Mechanismus sich von selbst verstehende Erhaltung der Ordnung ansähe, als wenn man in ihr eine von oben her eingreifende dem Mechanismus gänzlich fremde Wiederherstellung dieser Ordnung vermuthete. Wenn alle Wirkungen der Elemente nach allgemeinen Gesetzen erfolgen, die sich nicht für eine besondere Form des herauskommenden Erfolges vorzugsweis interessiren, so ist es weder nothwendig noch wahrscheinlich, daß ein System bewegter Theile, das in seiner Anfangsstellung irgend einem Plane entsprach, auch in dem ganzen sich selbst überlassenen Spiele seines automatischen Weiterwirkens denselben Plan innehalten oder ihn wiederherstellen werde. In jeder Gestalt, die es angenommen hätte, zwar mit den mechanischen Bedingungen des Wirkens übereinstimmend, würde es doch aufhören können, zugleich dem Muster angemessen zu sein, zu dessen Nachbild es bestimmt war. Nun steht dem einzelnen Geschöpf frei, unter solchen Verhältnissen zu Grunde zu gehen, d. h. seinem früheren Begriffe entsagend in andere Formen des Daseins sich zu verwandeln; der Naturlauf im Ganzen kann weder stillstehen, noch aufhören dem Sinne des Einen zu entsprechen, von dem alle seine wirksamen Elemente nur abhängige Ausflüsse sind. In ihm muß deshalb auch jene Aufgabe einer beständigen Erhaltung nicht nur einer Ordnung überhaupt, sondern derjenigen Ordnung erfüllt sein, die in dem Sinne seiner ersten Schöpfung lag. Sie wird nun nicht erfüllt werden können, wenn nicht das automatische Fortwirken der ersten Weltlage, das an der Hand der allgemeinen Gesetze allein geschieht, eine beständige Einlenkung in die Bahn erfährt, die jener Sinn verlangt. Aber wir stellen uns diese Einlenkung doch nicht so vor, als griffe eine höhere Hand frei in den Ablauf des Mechanismus hinein, um das zu bessern, was er

in ſeiner Blindheit verſähe, oder die Gefahren abzuwenden, die er nicht merkte. Er merkt ſie vielmehr und wendet ſie ab. Denn die Elemente des Wirklichen gelten uns nicht für todt und ſtarr, nicht, wofür ſie die Phyſik auf ihrem beſchränkteren Gebiete zu halten berechtigt iſt, für ſelbſtloſe, leere Anknüpfungspunkte unveränderlicher Kräfte, genöthigt, jede Folge ihrer erſten Wirkung unwiderruflich auf ſich zu nehmen, ohne ſie durch eine zweite wieder aufheben zu können, es ſei denn, daß der äußere Lauf der Ereigniſſe ihnen ohne ihr Verdienſt auch dieſe zweite Wirkung abzwänge. Sie gelten uns vielmehr für lebendige Theile des lebendigen Einen; in jedem Augenblicke nicht nur in tauſend Beziehungen zu andern befindlich, leiden ſie vielmehr von dieſen Beziehungen. Dies Leiden aber eben iſt eine neue Thatſache, an welche dieſelben allgemeinen Geſetze, die jeden Schritt des Naturlaufs beherrſchen, nun auch eine neue Rückwirkung mit Nothwendigkeit knüpfen, welche ſie ohne dies Zwiſchenglied innerer Lebendigkeit in dem wirkſamen Punkte niemals an eine blos äußerliche Beziehung zwiſchen ihm und andern geknüpft hätten. Es iſt alſo keine Aenderung in den allgemeinen mechaniſchen Geſetzen des Wirkens, wodurch wir jene beſtändige Erhaltung des Naturplanes begründet denken, ſondern eine Aenderung in den Trägern der Kräfte, die dieſen Geſetzen gehorchen ſollen. Wie wir niemals die wirkſame Kraft als einen äußerlichen Anhang der Elemente betrachten konnten, ſondern ſie als den nothwendigen Ausdruck ihres Weſens anſehen mußten, ſo leugnen wir auch, daß an demſelben Elemente, wie auch ſeine inneren Zuſtände wechſeln möchten, ſtets dieſelbe Größe derſelben Kraft unveränderlich haften müſſe. Findet jene Einheit der Natur in ihrem weſentlichen Grunde einmal ſtatt, und ſpürt jedes Element in einer Veränderung ſeines Zuſtandes, wie groß oder wie verſchwindend klein ſie auch ſein möge, den Einfluß der augenblicklichen Geſammtlage der Welt, ſo wird dieſem ſeinem veränderten Zuſtande auch eine andere, ihm jetzt im Sinne des Weltlaufs nothwendig gewordene Wirkſamkeit entſprechen. Ohne die allgemeinen Geſetze umzuwandeln oder ihnen widerſtehen zu können, ändert es vielmehr nur jene ſpecifiſchen Coeffi-

cienten, welche die Stärke seiner Antheilnahme an den allgemeinen Wirkungsformen bezeichnen, und tritt mit diesen neuen Größenbestimmungen vollkommen fügsam wieder in die Wege des Wirkens ein, welche die allgemeinen Regeln ihm vorschreiben. So wird ein innerer Zusammenhang der Dinge, welcher ihre Verhältnisse nach dem Maße eines bestimmten Weltplanes ordnet, dem äußeren Zusammenhange die Thatsachen liefern, welche dieser nach allgemeinen und planlosen Gesetzen in ihre nothwendigen Folgen entwickelt.

Ich begreife, daß diese Betrachtungsweise sich der üblichen Meinung von der inneren Leerheit der Dinge wenig empfehlen wird, und in der That enthält sie einen Begriff, den diese Meinung am meisten fliehen wird, den Begriff des Wunders, so wie er mit einer abgeschlossenen und mit sich einigen Naturansicht verträglich ist. Man sagt offenbar weniger, als man mit dem Namen des Wunders meint, wenn man in ihm nur das Ungewöhnliche, aber doch in seiner Entstehung Berechenbare sieht; man sagt mehr, als man selbst möchte, wenn man in ihm eine völlige Durchbrechung der allgemeinen Naturgesetze findet. Die Aufhebung eines Naturgesetzes, wenn sie schlechthin für einen Augenblick stattfände, würde nicht nur das beschränkte einzelne Ereigniß möglich machen, zu dessen Gunsten sie ausgesprochen würde, sondern sie würde zugleich die Gesammtheit der übrigen Welt in Verwirrung bringen, deren geordnete und regelmäßige Forteristenz wir doch als Folie für den Glanz des einzelnen wunderbaren Ereignisses voraussetzten. Nur für den einzelnen bestimmten Fall der Wechselwirkung zwischen den wenigen Elementen, an denen das Wunder sich begeben soll, würde die Giltigkeit des Naturgesetzes aufgehoben oder vielmehr ein anderes von momentaner Geltung an seine Stelle gesetzt werden müssen. Es würde schwer sein, von dieser partiellen Aufhebung eines Naturgesetzes sich eine zufriedenstellende Vorstellung zu bilden, die anderswohin ausliefe als in den Gedanken, von welchem wir ausgingen. Die wunderbar wirkende Macht, welche sie auch sein mag, richtet sich nicht unmittelbar gegen das Gesetz, um seine Giltigkeit aufzuheben, sondern indem sie die inneren Zustände der Dinge durch die Kraft

ihres inneren Zusammenhanges mit ihnen ändert, verändert sie mittelbar den gewohnten Erfolg des Gesetzes, dessen Giltigkeit sie bestehen läßt und fortdauernd benutzt. Der abgeschlossene und harte Kreis der mechanischen Nothwendigkeit ist nicht unmittelbar dem wunderthätigen Gebote zugänglich und darf es nicht sein; aber die innere Natur dessen, was ihren Gesetzen gehorchen soll, ist nicht durch sie bestimmt, sondern nur durch den Sinn der Welt. Dies ist die offene Stelle, auf welche eine Macht, die im Namen dieses Sinnes gebietet, ihre Einwirkung äußern kann, und wenn unter diesem Gebot die inneren Zustände der Elemente, die Größen ihrer Verwandtschaft und ihres Gegensatzes unter einander sich ändern, so wird die Nothwendigkeit des mechanischen Weltlaufs nicht durch Aufhebung, sondern durch strenge Festhaltung ihrer allgemeinen Gesetze diesen neuen Thatbestand zu äußerer wunderbarer Erscheinung entfalten müssen.

Es kann nicht in der Absicht unserer jetzigen Betrachtung liegen, die Frage zu entscheiden, ob wir der Möglichkeit, die wir fanden, eine Wirklichkeit, und welcher Kraft wir die Berechtigung zuschreiben dürfen, den Ablauf der Naturerscheinungen durch die Ungewöhnlichkeit einzelner wunderthätiger Eingriffe zu unterbrechen. Es kam hier vielmehr auf die Erörterung jener beständigen Ordnung an, durch welche die Einheit des unendlichen Weltgrundes sich in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen bethätigt. Und zu diesem Zwecke haben wir noch eine Betrachtung hinzuzufügen, eine letzte Folge jener Einheit, doch auch für uns selbst nicht von gleichem Gewicht oder doch nicht von gleicher Art wie die bisher entwickelten.

Wir können zweifeln, ob jene beständig fortgehende Ausgleichung, durch welche der Naturlauf stets in denselben Plan zurücklenkt, schon hinreiche, um die Einheit des höchsten Grundes in aller Weise zu bewahren. Wenn in jedem Augenblicke dieser schöpferische Grund vermöchte, dem durch die Bewegungen der einzelnen Elemente wie auseinanderstrebenden Weltall das Gepräge seiner Einheit in immer neuen Formen aufzudrücken, so hätte er

nun zwar seine Einheit gelten gemacht, aber die Veranlassungen, sie gelten zu machen, wären ihm doch von außen gekommen; die ganze Reihe seiner siegreichen Selbsterhaltungen würde eine zusammenhangslose, der Einheit entbehrende Vielheit bilden. Der Mensch, wenn er die Geschichte seines Lebens überblickt, findet in ihr eine unzählige Menge äußerer Zufälle, zusammenhangslos unter sich, noch fremder seinem eignen Wesen; hat er gleich die Eigenthümlichkeit seines Naturells im Kampfe mit ihnen vertheidigt, so fühlt er doch eben die Reihe seiner Schicksale, die ihm bestimmte Formen dieser Selbsterhaltung aufnöthigte, als einen fremden Zwang. Er würde dies Gefühl noch drückender empfinden, wenn er sich sagen müßte, daß der günstigste Erfolg jedes Kampfes gegen dieses Schicksal nur die nackte Selbsterhaltung, nur die Rückkehr in den vorigen Stand wäre; denn völlig sinn- und zwecklos schiene die Unruhe einer beständigen Aufstachelung durch äußere Eingriffe, die doch stets wieder in die alte Ruhe zurücksänke. Aber wir wissen, daß jene zufälligen Anregungen uns doch gefördert haben; sie riefen Kräfte in uns auf, die über den Sieg hinaus dauerten und einen vollkommneren Zustand an die Stelle des unvollkommneren setzten. Dadurch daß die Seele, sich auf sich selbst besinnend, jede erreichte Lage zum Ausgangspunkt einer neuen und höheren Entwicklung machte, hat sie in einem noch höheren Sinne, als sie früher Einheit war, sich zur Einheit selbst gemacht und die gleichgiltige Vielheit ihrer zufällig veranlaßten Selbsterhaltungen in den Zusammenhang einer fortschreitenden Entwicklung verbunden. Sie würde glücklicher hierin gewesen sein, wären die äußeren Anregungen ihr stets nach dem Maße ihres Entwicklungsbedürfnisses zu Theil geworden; aber sie hat doch auch so den völligen Unzusammenhang ihres Innern überwunden, der wenig übereinstimmend mit ihrem ursprünglichen Charakter der Einheit gewesen wäre. Dem Ganzen der Natur kommen nicht, wie der einzelnen Seele, die Veranlassungen der Selbsterhaltung von außen; es erzeugt die ursprünglichen Bewegungen selbst, deren Fortgang ihm Gelegenheit zu immer erneuter Bethätigung seiner Einheit gibt. Um so weniger würde es dieser Einheit ent-

ſprechen, wenn die Aufeinanderfolge dieſer Gelegenheiten ein principloſer Zufall bliebe und nicht ſelbſt von dem Sinne der Einheit abhängig wäre, die ſich in ihnen gelten machen will. Die Reihe der Weltaugenblicke kann daher nicht eine Vielheit von Momenten ſein, in deren jedem ſich der Eine Sinn der Welt nur auch erhält; ſie muß vielmehr eine Kette ſein, deren jedes Glied mit allen andern in der Einheit eines Planes zuſammenhängt. In verſchiedenen Formen darf das Eine ſich nur ausdrücken, wenn dieſe Verſchiedenheit der Formen für den Ausdruck ſeines Sinnes nothwendig iſt; in einer beſtimmten Reihenfolge nur dann, wenn dieſe Ordnung einem Entwicklungsbedürfniß ſeines Weſens entſpricht. Verlangten wir früher, daß jeder Querſchnitt der Weltgeſchichte uns eine überall feſtgehaltene Harmonie der Elemente zeige, ſo müſſen wir jetzt verlangen, daß die Reihenfolge dieſer Schnitte die Einheit einer ſich fortentwickelnden Melodie zuſammenſetze.

Wir hätten einfacher ſagen können, daß der Weltlauf nicht eine bloße Vielheit aufeinanderfolgender Momente, ſondern eine zuſammenhängende Geſchichte bilden müſſe, aber es kam darauf an, zugleich den Grund dieſer Behauptung anzudeuten. Die Erfahrung würde eine fortſchreitende Entwicklung des Weltganzen nur zweideutig belegen; ſie nur als ein Bild ſchönerer Exiſtenz einer andern Annahme vorzuziehen, könnte uns wenig befriedigen; der Nachweis ihrer Nothwendigkeit aus dem lebendigen Inhalte des Weltgrundes überſtiege die Mittel unſerer Erkenntniß. Laſſen wir uns daher daran genügen, daß eine unbewegte Exiſtenz dem Begriffe des Einen nicht widerſpricht, daß aber, wenn wir einmal die Thatſache ſeines Nichtruhens vor uns ſehen, dann ſeine Bewegung nothwendig die Form einer zuſammenhängenden Entwicklung tragen muß. Und auf jeden Schritt dieſer Entwicklung müſſen wir von neuem die Forderungen der urſprünglichen Einheit anwenden. Die Natur der vorhandenen Stoffe, ihre Maſſen und deren Vertheilung im Weltraum, die Mannigfaltigkeit und Stufenreihe der organiſchen Gattungen, die Mengenverhältniſſe, in denen die geſtaltende Kraft die Stoffe unter die verſchiedenen Lebensformen austheilt, in denen ſie

eine Zeit lang verbunden sein sollen, die Richtung und Geschwindigkeit des Kreislaufes, den die Elemente aus einer Gestalt in die andere rastlos übergehend durchlaufen: diese ganze Summe von Dasein und Geschehen entspricht in jedem Augenblicke einer umfassenden Bedingungsgleichung, welche die Forderungen des Einen an alle die mannigfachen Phasen seiner Erscheinung zusammenfaßt. Es mag ausgedehnte Perioden geben, während deren der Weltbau, in seinen großen Umrissen und in der Natur seiner Elemente unverändert, eine lange Folge innerer Bewegungen durchlebt, durch welche er allmählig alle Möglichkeiten mannigfacher Entwicklung verwirklicht, die innerhalb der Grenzen jener Grundgleichung denkbar sind. Nach Erschöpfung dieser Menge aber wird das Eine, das nicht in tausend Momenten tausend einzelne Male erschien, sondern die tausend Formen seines Daseins zu der Einheit einer Entwicklung zusammenfaßte, deren jede Stufe ein bedingender Grund der nächsten ist: so in sich belebt und fortstrebend, wird es nicht mehr zu dem vorigen Anfange zurückkehren. Dieses Weltalter wird abgeschlossen sein, und die Geschwindigkeit und Richtung der Bildungsbewegung, mit welcher der Weltgrund an dem Ende desselben anlangt, wird ihn drängen, den ewig gleichen, aber durch die bestandene Entwicklung in sich vertieften und gesteigerten Sinn seines Wesens in einer andern Schöpfung wieder auszugestalten. Eine neue Bedingungsgleichung wird diesem Weltalter gelten. Andere Stoffe, neu vertheilte Pflichten, Kräfte, Verwandtschaften, ein anderes Reich der Gattungsformen und unter neuen äußeren Bedingungen des Daseins vorher ungekannte Formen des Lebens werden wie eine charakteristisch in sich zusammenhängende Variation das unzerstörbare Thema wiederholen.

Wir brechen hier ab. So weit sind wir über den Boden aller Erfahrung hinausgekommen, daß eine verständigende Rückkehr zu ihrem bescheidenen Gebiete nöthig ist. Es ist wahr, daß diese letzten Betrachtungen das scheinbar so sichere Ganze der mechanischen Naturwissenschaft plötzlich in sehr vermindertem Glanze erbleichen lassen; aber in der That können wir von diesem Inbegriff unseres

genauen Wissens keine höhere Meinung hegen, als die, welche sich uns hier ergibt. Alle unsere Kenntniß der unwandelbarsten Naturgesetze und an ihrer Hand alle unsere Naturforschung ist doch nur wie das Anlegen eines Krümmungskreises an einen Punkt einer ins Unendliche verlaufenden Curve. Wir behaupten mit Recht, daß die Richtung, in welcher der Weltlauf in diesem Punkte, nämlich in den Jahrtausenden unserer geschichtlichen Erinnerung arbeitet, genau durch die Krümmung jenes Kreises ausgemessen werde; und ohne Zweifel muß es uns auch so vorkommen, als wenn auch über diesen Punkt hinaus nach beiden Seiten der Vergangenheit und Zukunft unbestimmt lange die Bahn der Dinge dieselbe bleiben werde. Aber mehr als diese Zuversicht können wir nicht erlangen. So lange es darauf ankommt, das zu untersuchen und zu berechnen, was in der kurzen Spanne unserer Existenz uns umgibt, thun wir wohl, jenen zerstreuenden Ausblick auf die unendlichen Fernen der Weltalter zu meiden; denn ohne Zweifel hat das, was sie enthalten mögen, unmittelbar keinen Einfluß auf diese werthvolle Spanne Zeit, in der das liegt, was uns am theuersten sein muß, die Bedingungen und Ziele unsers Handelns. Ueberall an jene letzten Geheimnisse rühren zu wollen, wo die Zwecke der Untersuchung ein ernstes Haften an dem beschränkten Gegebenen verlangen, würde nur die Wissenschaft mit dem Gefühle des Abenteuerlichen belasten. Wo dagegen unsere Sehnsucht nach einem Ueberblicke begehrt und nach einer Aufklärung über die Ahnungen und Hoffnungen, die in's Unendliche gehen, da müssen wir uns erinnern, daß hier leicht das Abenteuer zur Wahrheit werden kann, und daß die Wirklichkeit im Großen Poesie ist, Prosa nur die zufällige und beschränkte Ansicht der Dinge, die ein enger und niedriger Standpunkt gewährt. Mit der Weite des Umblickes, die man sucht, muß auch der kleine Maßstab der Betrachtung wachsen, und wir müssen uns überzeugen, daß diese bekannte Welt des Daseins mit der scheinbaren Unverwüstlichkeit ihrer Kräfte und ihrer Bildung für uns zwar ein grenzenloses Meer der Beständigkeit ist, in dem unsere Existenz wie ein Tropfen versinkt, an sich aber doch nur ein ephemerer Ausdruck eines unendlich viel höheren Sinnes.

Von unbedingter und ewiger Geltung dürfen neben diesem Sinne der Welt nur jene allgemeinsten, noch auf kein bestimmtes Wirkliche bezogenen Gesetze sein, ohne deren Herrschaft in keiner denkbaren Wirklichkeit eine Folgerichtigkeit irgend einer Art bestehen würde; veränderlich dagegen ihrem Begriffe nach sind alle die abgeleiteten Gesetze, die aus der Anwendung jener höchsten Regeln auf die Natur des Geschaffenen entsprungen sind. Sie werden vergehen mit dem Untergange dieser Schöpfung, aber so lange diese Schöpfung besteht, werden sie für uns freilich die unwidersprechlichen und sicheren Hilfsmittel ihrer Erkenntniß bilden.

Lassen wir uns denn diese Betrachtungen als umgebende Randverzierungen des Naturbildes dienen, welches uns die gegenwärtige Wirklichkeit gewährt, und dessen besondere lebensvolle Zeichnung wir nicht mehr aus dem dürren Begriffe der Einheit des höchsten Weltgrundes, sondern entweder aus der Kenntniß dessen, was er ist, ableiten oder aus der Erfahrung entlehnen müssen. Es ist nicht unsere Absicht, hier den ersten dieser Wege zu betreten; die Versuche, die wir dazu gemacht finden, ermuthigen zu diesem Unternehmen nicht. Wir haben früher ausgesprochen, wie wenig man im Stande ist, aus demjenigen, was man mit Recht für den wahren und unbedingten Inhalt des höchsten Grundes ansehen dürfte, die Unerläßlichkeit gerade der bestimmten Naturformen abzuleiten, die uns umgeben. In der That ist dies nie eigentlich versucht worden; indem man vielmehr einerseits aus einer Idee, die man an die Spitze der Welt stellte, in großen und noch wenig bestimmten Umrissen die allgemeinen Aufgaben entwickelte, die auf irgend eine Weise in der Wirklichkeit gelöst werden müssen, hat man sich anderseits unbefangen an die Erfahrung gewandt und sich umgesehen, welche Formen der vorkommenden Erscheinungen sich wohl als Lösungen jener Aufgaben, als Incarnationen jener noch farblosen Vorzeichnungen der Idee fassen lassen. Aus diesem gemischten Verfahren entsprang die Naturansicht, die wir gegenwärtig in ziemlich allgemeiner Geltung sehen, die Meinung von einem rastlos schöpferischen Unbedingten, dessen Entwicklungsbestreben, auf die größte Entfaltung

und Ausbildung des geistigen Lebens gerichtet, sich in einer Stufenreihe mehr und mehr zur Vollkommenheit aufsteigender Gestaltungen ergehe. Schweigen wir von dem Reiche des Unbelebten, das auch diese Auffassung zum umfassenden Rahmen, und von dem vegetabilischen Dasein, das sie zum näheren ahnungsvollen Vorspiel des künftigen Lebens macht, so drückt sich am klarsten in der Reihe der Thiere dieser allmählige Fortschritt von dem blos wirkenden Dasein zu dem Bewußtsein des Wirkens, von dem blinden Vollbringen zu der überlegenden Freiheit des zweckmäßigen Handelns, und nicht nur in den Manieren des Lebens, sondern auch in der steigenden Bedeutsamkeit und Schönheit des körperlichen Typus aus. An dem Ende dieser Reihe finden wir die vergeistigte Gestalt des Menschen, die vollendetste und völlig harmonische Mischung der einzelnen Bildungszüge, die in weniger günstigen Combinationen schon die tieferen Geschlechter verriethen.

Ehe wir diesen Gedanken folgen und nach ihrer Anleitung die Stelle zu bestimmen suchen, die dem Menschen in dem Ganzen dieser Natur angewiesen ist, möchten wir einigen Einwürfen gegen den Geist dieser Auffassung überhaupt Gehör schenken.

Nehmen wir an, der speculative Tiefsinn der Philosophie habe zuerst in einer allgemeinen metaphysischen Wissenschaft das innerste Wesen des höchsten Weltgrundes durchschaut und die noch gestaltlosen Gedanken nachgedacht, die in der Phantasie Gottes sich drängten, ehe denn die Welt war, und nehmen wir an, mit diesen Ergebnissen ihres Nachsinnens wende sich nun diese Lehre zur Betrachtung der Natur, um in ihr die Verkörperung jener schöpferischen Ideen wiederzufinden: so werden wir vor allem uns erinnern müssen, daß zwar vielleicht das Wesen des allesumfassenden Grundes aus jedem kleinsten Theile, den er mitumfaßt, errathen werden mag, daß aber von der Fülle der Erscheinungswelt unserer Kenntniß jedenfalls nur ein kleiner Ausschnitt offen gelegt ist. In der Kraft der Gravitation und in den Bewegungen des Lichtes allerdings hat unsere Naturbeobachtung Gegenstände, welche alle Theile der Welt in gegenseitige Verbindung setzen; wo wir aber vom Le-

bendigen und seiner Stufenreihe sprechen, reden wir nur noch von einem beschränkten Beispiel der Entwicklung des Höchsten, von den Formen, welche die Aufgaben, die es sich stellt, an der Oberfläche dieses einzelnen Planeten und in dieser Zeitstrecke angenommen haben, die unsere Beobachtung zu umfassen vermag. Völlig dahingestellt müssen wir die Lebensformen lassen, die ohne Zweifel andersgeartet, als die der Erde, die übrigen Weltkörper füllen mögen; aber wenn wir uns den vergeblichen Versuch versagen, phantastische Bilder eines Daseins zu entwerfen, welches unter völlig andern äußern Bedingungen die allgemeinen Aufgaben des Lebens zu erfüllen hätte, so müssen wir doch den Gedanken selbst festhalten, daß eine Unermeßlichkeit solches andern Daseins neben uns vorhanden ist, und daß alle uns bekannte organische Natur nur eine der unzähligen Gestalten ist, in denen die schöpferischen Ideen des höchsten Grundes eine erscheinende Wirklichkeit haben. Der unbefangenen Phantasie des Menschen ist dieser Gedanke vertraut genug; nur die philosophische Entwicklung der Wissenschaft geberdet sich so, als ginge der schaffende Weltgrund aus seiner Verborgenheit in sich selbst nur auf diesem schmalen Pfade der irdischen Natur in die Erscheinung heraus und verlöre sich, nachdem er den Menschen und menschliches Leben erzeugt hätte, wie nach Vollendung aller seiner Zwecke, wieder in seine innere Unendlichkeit zurück. An die Stelle dieses dialektischen Idylls müssen wir jenen unendlichen Ausblick auf andere Welten setzen, nicht um das Unerkennbare mit eitlen Bemühungen dennoch erkennen zu wollen, wohl aber um durch die Unermeßlichkeit dieses Hintergrundes dem uns erkennbaren Dasein die beschränkte Stelle zu geben, die ihm gebührt.

Bleiben wir nun bei dieser irdischen Natur, wie deuten wir uns in ihr selbst die aufsteigende Stufenreihe ihrer Bildungen? Wenn ein fortschreitendes Entwicklungsstreben, auf die höchste Entfaltung des geistigen Lebens gerichtet, die niederen Geschöpfe nur als Durchgangsstufen erzeugte, warum existiren sie fort und werden nicht weggeworfen wie ein Uebungsbeispiel, von dem die vervollkommnete Fähigkeit sich später gleichgiltig abwendet? Vielleicht

antwortet man, daß auch das Niedere und Begründende fortdauern müsse neben dem Höheren, denn nur in dieser gleichzeitigen Sammlung aller gethanen Schritte trete der schaffenden Vernunft aus der Erscheinungswelt das vollständige und getreue Gegenbild ihres ganzen Wesens entgegen. Aber dieselbe Forderung würde man auch an die Perioden der Geschichte stellen müssen, und doch dauern die Zeitalter nicht neben einander fort, sondern die vorangegangene Bildung des einen erhält sich nur, so weit sie durch eine unvollständige Tradition in den Bestand einer später kommenden Cultur mit aufgenommen wird. Vielleicht irren wir uns daher in jener Voraussetzung überhaupt; vielleicht werden jene niederen Organisationen gar nicht nur als Uebungsbeispiele, als Nebenwerke von der schaffenden Vernunft auf ihrem eiligen Hinwege zu der höchsten Gestalt des Menschen entworfen, sondern jede von ihnen hat ihre eigene, durch andere unersetzliche Bedeutung. So viele verschiedene Lagen der Dinge, so viele eigenthümliche Combinationen der Umstände, so viele verschiedene Schauplätze des Wohnens und sich Regens die Oberfläche der Erde in ihren Höhen und Tiefen, in dem Luftkreise, dem Flüssigen und Festen darbietet, so viel Aufforderungen gab es für die schaffende Vernunft, Wesen zu erzeugen, deren jedes durch die Eigenthümlichkeit seiner Organisation befähigt wäre, sich einer dieser Lagen anzuschmiegen, sich in ihr als seinem Lebenshorizont einzurichten, Alles, was sie an Anregungen zur Empfindung und zur eignen Thätigkeit darbietet, auszukosten und zu einem völlig charakteristischen innern Dasein des Genusses und der Phantasie zu verwerthen. Das allein würde dann das Ziel der organisirenden Idee sein, eine Mannigfaltigkeit der Lebensformen zu gestalten, vor der kein Element ungenossen und unbenutzt sich zu verbergen wüßte; und keine dieser Formen würde die andere entbehrlich machen, denn selbst der ärmere Gesichtskreis wird anders und intensiver von dem Geschöpf genossen, dessen Alles er ist, als von der höheren Bildung, deren Aufmerksamkeit ihn nur flüchtig streift.

So würde für uns zunächst jede Veranlassung fehlen, in der Reihe der Geschöpfe etwas Anderes vorauszusetzen, als eine unend-

liche Mannigfaltigkeit der Bildungen, deren jede zweckmäßig für den Schauplatz und die Aufgaben ihres Lebens organisirt ist. Aber die Beobachtung zeigt uns so deutlich eine geringe Anzahl überall festgehaltener Bildungstypen der körperlichen Gestalt, daß die wissenschaftliche Phantasie nicht umhin konnte, auch in den Abwandlungen dieser Muster eine planmäßige Absicht der organisirenden Vernunft zu suchen. Wie oft tritt auch in unserer menschlichen Bildung jener eigenthümliche Hang hervor, wohlbekannte Gedanken, deren Werth uns bewegt, noch besonders in einem räumlich anschaulichen Symbol, in irgend einem Schema zu verkörpern, immer mit dem Gefühl, als wäre nun erst durch diese Ausprägung in sinnlicher Form die Wahrheit der Idee völlig verwirklicht; wie oft scheinen unsere Handlungen, so unmittelbar auch ihr Inhalt unser Interesse erregt, doch erst dann recht und würdig zu geschehen, wenn sie irgend einem unberechenbaren Ceremoniell folgen, dessen Zusammenhang mit dem, was wir thun, sich uns kaum in einer dunklen Ahnung aufdrängt. Dieselbe Neigung meinte man in der wirkenden Natur auch zu finden; es schien ihr darauf anzukommen, einen Urtypus ihres Wirkens innezuhalten und an dieses unvordenkliche Muster ihres Thuns sich in der Erreichung der allerverschiedenartigsten Zwecke immer in gleicher Weise zu binden. Man konnte es nun entweder aufgeben, dem Ursprunge dieses unbrechbaren Bannes nachzuforschen, und er erschien dann nur um so mysteriöser und feierlicher; oder man konnte versuchen, die Gedanken aufzufinden, als deren lebendiges Symbol er für die Natur so hohen Werth haben mußte, daß sie verpflichtet war, seine Vorzeichnung als das unverbrüchliche Gesetz ihres Schaffens festzuhalten. Auf dem ersten Wege wurde man durch den Fortschritt der Erfahrungen allmählig beunruhigt, denn es zeigte sich doch, daß man zu viel behauptet hatte, wenn man von einem einzigen Typus sprach, den die Natur durch die ganze Reihe der Thierwelt hindurch befolge. Es sind unleugbar verschiedene, obgleich immer nicht zahlreiche Grundformen, auf welche die Vergleichung der verschiedenen Klassen zurückführt, und der Versuch, auch diese noch unter eine allgemeine Formel zu bringen,

würde nicht mehr zu einem noch charakteristischen anschäulichen Bilde, sondern nur zu einer werth- und formlosen Allgemeinheit gelangen. Wollte man aber auf dem zweiten Wege jeden einzelnen der wesentlich verschiedenen Bildungstypen durch Verdeutlichung des in ihm symbolisirten Gedankens rechtfertigen, so würde sich nur dasselbe ereignen, was wir bei der Deutung jedes Symbols geschehen sehen. So lange man unbefangen ein Symbol verehrt, scheint unendlich viel in ihm zu liegen; versucht man es zu deuten, so zeigt sich, wie ärmlich seine eigene Bedeutung und wie zufällig und willkührlich selbst seine Form ist, verglichen mit dem Inhalte, an den es erinnern sollte. Uebersah man die Grundrisse der thierischen Körperformen, so fand man, daß die eine um einen Mittelpunkt strahlenförmig symmetrisch sich ausbreitet, die andere eine Axe hervortreten läßt, von der entweder nach allen Richtungen gleichförmig, oder selbst wieder mit entsprechenden Gegensätzen seitliche Organe sprossen, daß noch andere endlich diese Verhältnisse vervielfältigt zeigen und die Enden der Axen zu Polen von abweichender Gestalt und Bedeutung ausbilden. Eine Zeit lang konnte man an diesen rein formalen Beziehungen sich erbauen, und glauben, daß in den allgemeinen Begriffen von Mittelpunkt und Umkreis, von Parallelismus und Polarität, von Einheit und wiederholter Spaltung in Gegensätze die mystisch bedeutsamen Muster lägen, auf deren immer neue Ausprägung in organischen Körperformen es der bildenden Natur angekommen sei. Aber bald wird man sich doch gestehen müssen, daß in diesen Begriffen zu wenig tiefer Sinn liegt, als daß man ihre Versinnlichung für eine Aufgabe der bildenden Natur halten könnte; sie sind im Gegentheil so allgemeine und fast überall vorkommende Verhältnisse, daß eine Kraft, die irgend ein zusammengesetztes Gebilde hervorbringen wollte, es nicht würde vermeiden können, ganz absichtslos in einen dieser Typen hineinzugerathen. Denn in der That, wollte die Natur nicht eine durchaus gleichförmige Kugel gestalten, sondern ließ sie auch nur einen Punkt durch eine besondere Function und Form sich auszeichnen, wie konnte sie verhüten, daß in der entstandenen Gestalt der Gedanke einer Beziehung von Cen-

trum zu Peripherie zu liegen schien? Und wenn sie aus der Kugelgestalt herausging, wohin hätten ihre Gebilde sich ausbreiten sollen, ohne in den Verdacht zu kommen, eine entweder parallele oder strahlenförmige, entweder ein- oder mehrarige Gliederung zu beabsichtigen? Wenn sie endlich die Enden einer Axe verschieden ausbildete, mußte sie nicht auf Polarität zu sinnen, und wenn sie überhaupt ein begrenztes Ganze schuf, mußte sie nicht eine Darstellung der Wahrheit zu bezwecken scheinen, daß alles Begrenzte Anfang, Mittel und Ende habe?

Ich meine keineswegs hiermit die Bedeutung der oft so zäh von der Natur festgehaltenen Gestaltverhältnisse zu bestreiten; ich leugne nur, daß die Erzeugung dieser rein geometrischen Formen das Ideal war, auf dessen Verwirklichung es der Natur ankam. Man muß bedenken, daß kein organisches Geschöpf diese Formen nur überhaupt darstellt, sondern sie darstellt durch lebendig wirksame Glieder, und daß ohne Zweifel die Bedeutung und Verrichtung dieser Glieder, der Werth, den sie für das Leben des Thieres haben, erst rückwärts auch der äußerlichen Form, in der sie zusammengeordnet sind, ihren Werth gibt. Polarität an sich darzustellen, kann kein vernünftiges Princip einer Gestaltbildung sein; zwei Theilen dagegen, deren Sinn für das Ganze einen eigenthümlichen Gegensatz enthält, auch in der äußeren Erscheinung diesen Gegensatz zu gewähren, würde einer Natur wohl anstehen, die überhaupt auf ausdrucksvolle Schönheit ihrer Organisationen bedacht wäre. Suchen wir deshalb nicht mehr in jenen an sich leeren Raumformen den Grund jener Gestalttypen, sondern vielmehr in dem Inhalt dessen, was im Raum sich gestalten soll, die Ursache für die Festhaltung typischer Gewohnheiten des Bildens.

Alles Leben an der Erdoberfläche ist auf dieselben Stoffe angewiesen; aus der Kohlensäure und dem Stickstoff des Luftkreises und aus wenigen löslichen Salzen der Erdrinde bauen alle Pflanzen und alle Thiere ihren Leib auf. Aber selbst die Verbindungen dieser Elemente, die als nächste Bestandtheile der Structur der organischen Körper dienen, sind durch das ganze Reich des Lebendigen

hindurch unerwartet gleichförmig; Zellstoff, Chitin und Eiweiß kommen fast ohne Nebenbuhler überall als die gewebbildenden Materialien vor. Vielleicht besaßen unter den gegebenen Bedingungen an der Oberfläche unsers Planeten unter allen möglichen Verbindungen jener Elemente eben nur diese wenigen alle erforderlichen Eigenschaften, durch die sie sich zum Aufbau einer veränderlichen, reizbaren, lebendigen Gestalt schickten; aber wie dem auch sein mag: die Thatsache dieser Gleichförmigkeit des chemischen Typus der Zusammensetzung steht für das Lebendige fest, und sie konnte nicht ohne die wichtigsten Folgen für seine weitere Bildung sein. Denn zunächst muß diese chemische Natur der Körperbestandtheile, die Nothwendigkeit für alle Thiere, den Ersatz für das Zerstörte und die Mittel des Wachsthums immer aus analogen Quellen zu beziehen und durch ähnliche chemische Bearbeitung in jene ähnliche Zusammensetzung zu bringen, es muß ferner die Veränderlichkeit der gebildeten Gewebe, die vermöge ihrer gleichförmigen chemischen Bildung auch überall zu analogen Zersetzungen neigen, es muß endlich manches andere hieraus entspringende gleichartige Bedürfniß auch in allen Thieren eine im Wesentlichen übereinstimmende Vielheit von Verrichtungen und ihnen entsprechender Organe bedingen. So entsteht aus dem chemischen ein zweiter ökonomischer Typus der Thierwelt, der mit außerordentlicher Gleichförmigkeit sich durch die entwickelteren Klassen derselben hindurch erhält. Ueberall begegnen wir hier außer den eigentlichen Verdauungsorganen noch bestimmten Werkzeugen der Respiration, der Gallenbildung, der Harnbildung, des Säftekreislaufes und nur in den niedersten Klassen der Thiere, deren geringe Körpermasse hauptsächlich die Vertheilung dieser Arbeiten an verschiedene Organe entbehrlicher macht, finden wir statt dieser vielgliedrigen Bildung eine einfachere. Mit dieser mannigfaltigen Maschinerie nun, die noch gar nicht den eigentlichen Zwecken des Lebens dient, sondern nur der Herbeischaffung der zu ihnen verwendbaren Mittel, ist die thierische Organisation belastet; das was sie eigentlich zunächst braucht und gestalten will, die Werkzeuge sinnlicher Auffassung und thätiger Bewegung, muß sie nun um

diesen Stamm unvermeidlicher innerer Structur herum gliedern und anbauen; und sie muß dafür sorgen, die größte und specifische Brauchbarkeit dieser Werkzeuge mit den nothwendigen Anforderungen jener einmal feststehenden inneren Structur zu vereinbaren. Nun mag es im Allgemeinen wohl mannigfaltige Gestaltformen geben, welche diese Forderung erfüllen; dann nämlich, wenn die Natur das eigenthümliche Gesammtbedürfniß jeder einzelnen Gattung durch einen neuen unabhängigen Weg des Bildens und mit neuen dafür ausgelesenen Stoffen befriedigen dürfte. Aber sie ist genöthigt, jeden Thierkörper aus Stoffen entstehen zu lassen, welche in ihrer chemischen Zusammensetzung nicht maßlos verschieden sind, sondern nur in mäßigen Grenzen. Wie nun in jedem Stoffe die chemische Natur die Form seiner künftigen Gestalt bedingt, so wird auch die Anzahl der möglichen Gestaltungen, welche der gleichförmige chemische Typus der Thierwelt überhaupt übrig läßt, keine unbegrenzte sein. Aus der Vereinigung aller hier erwähnten Bedingungen wird vielmehr das Ergebniß hervorgehen, daß überhaupt nur eine beschränkte Anzahl von Formen als immer festzuhaltende Muster übrig bleiben, und daß jede Besonderheit der Bildung, die in irgend einer Gattung von dem Zwecke ihres Lebens verlangt wird, nicht unmittelbar, sondern immer nur durch Umwandlung oder eigenthümliche Ausprägung irgend eines Gestalttheils verwirklicht wird, welcher bereits in dem allgemeinen Typus als eine benutzbare Möglichkeit enthalten war. So erscheint uns der morphotische Typus einer Thierklasse erst zuletzt; nicht als das von Anfang an feststehende Formideal, dessen eigene Bedeutsamkeit zu realisiren war, sondern als die nach mechanischer Möglichkeit übrig bleibende Gestaltungsweise, in welcher allein unter den an der Oberfläche der Erde geltenden Bedingungen die große Mannigfaltigkeit der Lebensformen mit der äußerst beschränkten und gleichartigen Auswahl der Mittel, die ihrer Herstellung zu Diensten stehen, sich vereinigen läßt.

Mit diesen Bemerkungen kehren wir zu unserm nächsten Ausgangspunkt zurück. Die Welt der Erscheinungen, die unserer Beobachtung offen steht, schien uns nicht unmittelbar mit der ganzen

Einzelheit ihrer Formen aus dem Entwicklungsbestreben des höchsten Weltgrundes ableitbar, sie galt uns nur für ein Beispiel neben andern, und wir suchten nach der Ursache der Eigenthümlichkeit, mit welcher sie, hierin von anderen von uns nur geahnten Ordnungen der Dinge unterschieden, die allgemeinen Gedanken jenes Grundes auf ihre Weise verkörpert. Diese Ursache finden wir in dem Charakter der irdischen Natur. Es ist die Eigenthümlichkeit dieses Planeten, die sich in den Lebensformen unserer Beobachtung geltend macht; seine Auswahl von Stoffen, seine Wärmeverhältnisse, sein Luftkreis, alles das, wodurch er sich in seinen physikalischen und meteorologischen Verhältnissen von andern Himmelskörpern unterscheidet, alles das tritt hier als eine Reihe von Hindernissen und Begünstigungen, von formbestimmenden Bedingungen überhaupt auf und begründet einen großen Theil des eigenthümlichen Verhaltens seiner Geschöpfe, welches wir mit Unrecht als den wahren Kern und das Ziel ihres Daseins, mit Recht nur als die irdische Form desselben betrachten würden.

Viertes Kapitel.

Der Mensch und die Thiere.

Die Thierreihe und ihre Bedeutung. — Die Körpergröße. — Die Körperkraft. — Die Lebensdauer. — Nahrungsbedürfniß. — Fähigkeit der Acclimatisirung. — Aufrechte Stellung. — Ihre Gründe und ihre Folgen. — Symbolik und Schönheit der Gestalt. —

Dem Menschen in der Reihe der Geschöpfe seine wesentliche Stelle zu bestimmen, war die Absicht, die uns zu den letzten Betrachtungen trieb. Ihr Fortgang scheint indessen jenes Ziel selbst verflüchtigt zu haben, dem wir nachstrebten; an die Stelle einer gegliederten Stufenreihe, in der jedes Wesen als niederes oder höheres Glied seinen Platz fände, ist eine freie Mannigfaltigkeit der Bildungen

getreten; jede nur zu einem eigenthümlichen Genuß berufen und in ihrer Form durch die Rücksicht auf den allgemeinen Haushalt der Erde bestimmt, keine verpflichtet, sich irgend einer Reihenfolge einzuordnen und durch ihre Stelle in dieser sich die Höhe ihres Werthes und ihrer Bedeutung zumessen zu lassen. In der That bleiben wir bei diesem Gedanken stehen und leugnen allerdings, daß die Herstellung jener Stufenleiter an und für sich ein Zweck der Natur, oder daß es möglich sei, aus dem Range, der jedem einzelnen Geschöpf in ihr gebührt, seine eigenthümliche Natur besser und tiefer zu verstehen, als durch eine unbefangene Betrachtung, welche sich unmittelbar auf seine Erscheinung, auf die Gestalt und Leistungsfähigkeit seines Körpers und auf alle Besonderheiten seiner Lage und Lebensweise richtet. Auch von dem Menschen werden wir nicht anders urtheilen, und wenn es allerdings auch für uns ein Interesse hatte, seine Stellung in der Natur zu beleuchten, so suchen wir doch die Bedeutung dieser Stellung nicht in der Sprosse der Leiter, auf welcher er stände, sondern in der Eigenthümlichkeit, den Vortheilen und Nachtheilen der Umgebung, mit welcher seine Organisation in Wechselwirkung zu treten bestimmt ist.

Auch hierin sind wir in Zwiespalt mit einer weit verbreiteten Gewöhnung. Die philosophische Neigung, die Nothwendigkeit der einzelnen Geschöpfe aus dem Gedankeninhalt des höchsten Grundes abzuleiten, dem sie in ihrer Gesammtheit zum erscheinenden Gegenbild dienen sollen, hat entschieden dazu verführt, die Welt der Formen vor der der Ereignisse zu bevorzugen. Es schien, als würde eine vollständige Einsicht in die Natur gewonnen, wenn es nur gelänge, die feststehenden Formen ihrer verschiedenen Geschöpfe in eine Reihe zu ordnen; wenig Gewicht fiel auf das Leben selbst, das in jedem einzelnen Gliede der Reihe sich entwickelt. Und doch ist Natur gewiß nicht dieses stillstehende regungslos geordnete System von typischen Gestalten; die unendliche, lebendige, geräuschvolle Verwirrung ist sie vielmehr, in der zahllose Exemplare dieser Formen sich ihres Daseins freuen, einander stören und begünstigen, mit einander spielen, kämpfen, sich gegenseitig vernichten, und in all

dem eine unendliche reizende Fülle charakteristischer Manier und Stimmung entfalten. Während die Naturgeschichte früherer Zeiten nicht müde ward, auf alle einzelnen Züge dieses märchenhaft glänzenden Bildes zu achten, hat die speculative Neigung, alle Geschöpfe vorzugsweis nur an dem Platze sehen zu wollen, den sie in der Entwicklung des Unendlichen einnehmen, das Andenken an dieses allein wahre Leben der Natur verdüstert. Wir sehen in diesen systematischen Bemühungen zwar die Paare zum Tanze angetreten, aber wir kommen nie zu dem Tanze selbst; sie scheinen Alles geleistet zu haben, was ihnen obliegt, wenn sie in feierlicher Ruhe geordnet stillstehen.

Wenn es irgend ein philosophisches Vorurtheil gibt, dessen Vernichtung uns recht von Herzen angelegen sein müßte, so ist es gewiß diese Verkennung des eigentlichen Ortes, an welchem der Werth der Dinge zu suchen ist, diese Vergötterung ruhender Formen, allgemeiner Urbilder, bedeutungsvoller Typen, diese beständige Beschäftigung mit den Mitteln, die zu einem lebendigen Gebrauch bestimmt sind, ohne über dies folgenlose Tändeln damit jemals zu einem wirklichen entschlossenen Gebrauch derselben hinauszukommen. Nicht blos auf dem Gebiete der Naturauffassung verkümmert uns diese Neigung den Genuß des großen vor uns aufgethanen Bildes; ihre Mißergebnisse verderben auch die Beurtheilung der geschichtlichen Thatsachen. Vergeblich für jeden unbefangenen Sinn schmückt sie sich mit dem Vorwand der tiefsinnigen Gründlichkeit; nur eine Carricatur des Tiefsinns ist die oft wiederholte Behauptung, es sei unmöglich, den Menschen vollkommen zu kennen, ohne alle die tieferen Glieder der Thierreihe durchschaut zu haben, an deren Gipfel zu stehen seine wesentliche Bedeutung sei. Welche Pedanterie, zu meinen, den Menschen verstehe nur, wer zuvor das Infusorium, das Insect und den Frosch verstanden habe; welche Kühnheit, dies zu sagen im Angesicht von Jahrtausenden menschlicher Geschichte, in deren langem Verlauf alle Bedeutung des menschlichen Daseins in leidenschaftlichstem Ringen ohne Zweifel tausendfach empfunden worden ist! Und doch haben gewiß die Helden, die in den Streit zogen, sich dabei nicht als die Obersten der Säugethiere gewußt,

und die sinnenden Gemüther, deren Entdeckungen der Cultur neue Bahnen des Fortschrittes öffneten, sind dabei nicht durch Reflexionen über die Weite des Abstandes geleitet worden, der in der Reihe der Thiere zwischen dem Menschen und irgend einem Reptile klafft. Kenntniß des Menschen heißt vor Allem Kenntniß seiner Bestimmung, der Mittel, die ihm zu ihrer Erreichung gegeben sind, und der Hindernisse, die ihm entgegenstehen; hat es außerdem noch ein Interesse, ihn und sein Leben zu vergleichen mit den Geschöpfen, die um ihn herum ihre eignen Wege gehen, so ist doch dies eine Betrachtung von zu geringem Werth und Einfluß, um sie zur Grundlage jener wichtigeren zu machen.

Es kann nach dem Allen nicht unsere Absicht sein, die Betrachtung dessen, was dem Menschen wesentlich ist, auf dem weiten Umwege einer naturgeschichtlichen Uebersicht der Thierreihe einzuleiten; nur mit wenigen Worten werden wir über seine Beziehung zu ihr hinweggehen und in einem andern als dem gebräuchlichen Sinne. Obgleich wir nämlich die Stiftung einer Stufenreihe der Geschöpfe nicht als die Absicht der Natur bezeichnen können, so wird doch die Mannigfaltigkeit der einmal vorhandenen Bildungen, mögen wir den größeren oder geringern Reichthum ihrer Gestaltung und Gliederung oder die Höhe und Weite ihrer Lebenszwecke vergleichen, sich einer verschiedenen Werthschätzung nicht entziehen können. Ungesucht und unbeabsichtigt wird in dieser Vergleichung das Bild einer aufsteigenden Reihe wieder entstehen, oder vielmehr die Bilder verschiedener Ordnungen, denn von dem Maßstab, den wir anlegen, von dem Interesse, das wir zur Vergleichung mitbringen, wird es abhängen, ob dieselben Geschöpfe bald in dieser bald in jener Reihenfolge der Vollkommenheit auftreten sollen. Die Physiologie, deren Lust es ist, den harmonischen Zusammenklang zahlreicher, verschiedener, einander durchkreuzender Functionen zu beobachten, die Morphologie, deren Wunsch es sein muß, den ganzen Umfang der Biegsamkeit und Variabilität zu erforschen, deren ein einfacher Gestalttypus fähig ist: sie werden beide ein Thier für um so vollkommener halten, je größer die Mannigfaltigkeit seiner zusammen-

wirkenden Theile, je entschiedener an besondere Organe vertheilt die einzelnen Functionen, je reicher endlich gegliedert und je vielseitiger ausgebildet die Formumrisse eines allgemeinen Typus in ihm hervortreten. Einer Ansicht dagegen, die den Werth des Geschöpfes nur in der Summe des ihm erreichbaren Genusses und in der Größe seiner Leistungen sieht, wird diese Buntheit der Gliederung an sich gleichgiltig sein; sie würde die einfachste, compendiöseste und gleichartigste Bildung, sobald deren ärmlich scheinende Mittel gleichwohl zur Erreichung jener Zwecke genügten, für vollkommener ansehen, und sie wird mit jenen andern Ansichten nur deshalb meist übereinstimmen, weil sie voraussetzt, daß ein größeres Aufgebot organischer Mittel immer auch eine größere Höhe der Lebenszwecke verrathe.

Wir finden diese Voraussetzung bestätigt, wenn wir die Vortheile des Organisationstypus überlegen, den der Mensch mit den Wirbelthieren theilt, von deren höchster Klasse, den Säugethieren, ihn keine durchgreifendere Verschiedenheit trennt, als auch zwischen den einzelnen Gattungen derselben vorkommt. Aus weichen Massen, deren Formumriß weder durch ein äußeres noch durch ein inneres Skelet fester Theile gestützt würde, konnte die Natur Thiere nur bilden, die entweder in dem überall nachgebenden und überall gleichmäßig drückenden und tragenden Element des Wassers, oder auf dem Festlande, weder zu sehr starken noch zu sehr mannigfaltigen Bewegungen geschickt, unter möglichst ähnlichen äußeren Bedingungen leben sollen. Wir kennen nicht genau die Gründe, aber wir bemerken als eine Thatsache, die ohne Zweifel mit diesem Bildungstypus nothwendig zusammenhängt, daß keines dieser skeletlosen Thiere eine erhebliche Größe erreicht, und daß die Gliederung des inneren Körpers in verschieden wirkende Organe unvollkommner bleibt. Die Weichheit der Körpersubstanz und die großen Formveränderungen, denen sie durch äußere Zufälle ausgesetzt ist, scheinen es unzweckmäßig gemacht zu haben, die Erhaltung des Lebens auf ein sehr reiches Zusammenspiel innerer Organe zu gründen, für welche die hinlängliche Ungestörtheit ihres Wirkens nicht zu sichern gewesen wäre. Die verhältnißmäßige Einfachheit dieses erhaltenden

Mechanismus nun und vielleicht die Unmöglichkeit, großen weichen Massen während ihrer Bewegung den nöthigen Zusammenhang zu verbürgen, nöthigte dann, den Körper überhaupt in einem kleinen Umfange zu halten, so daß durch seine ganze Tiefe hindurch auch ohne bestimmt organisirte Wege die nöthigen Lebensreize eindringen und das Spiel der chemischen Processe erfolgen konnte. Man bemerkt zum Theil dieselben Umstände noch bei den Thierklassen, denen ein äußeres, horn- oder steinartiges Skelet eine festbestimmte Körpergestalt gibt. Obgleich ihre innere Gliederung bereits von großer Feinheit und Mannigfaltigkeit ist, bildet doch die Welt der Insecten und der ihnen zunächst verwandten Gruppen den Wirbelthieren gegenüber nur eine Miniaturthierwelt, Körper von zum Theil äußerster Kleinheit, in denen doch eine außerordentliche Lebhaftigkeit und Beweglichkeit seelischen Lebens gedeiht. Der Mechanismus eines Außenskelets war zu ungünstig, um ihnen größere Dimensionen zu erlauben. Als Schutz konnte diese Rinde nur dienen entweder gegen kleine Eindrücke, die langsam und mit geringer Kraft einwirken, oder für kleine Körper, deren Fall schon der Widerstand der Luft hinreichend mildert, und deren Masse nicht durch ihr eignes Gewicht bei plötzlichen Hindernissen der Bewegung zu sehr gegen ihre früher aufgehaltene Hülle nachstößt. Sobald das Außenskelet bescheidene Dimensionen überstieg, mußte die nöthige Festigkeit seiner Theile unter sich, die davon unzertrennliche Bildung größerer starrer Stücke und das Gewicht dieser Massen in beständigem Streit mit der Leichtigkeit und Gelenkigkeit der bezweckten Bewegungen stehen; Nachtheile, die wir selbst in der Klasse der Wirbelthiere bei Schildkröten, Krokodilen wiederfinden, sobald diese Panzerträger das flüssige Element des Wassers verlassen. Der Gedanke eines Innenskelets bietet dagegen große Vortheile. Eine feste Axe, welche durch das Innere eines weichen Körpers geht, enthält bei gleicher Formbeständigkeit, die sie ihm gewährt, unvergleichlich viel weniger Masse, als eine Schale, die seine Oberfläche überzieht; zerfällt diese Axe ferner in einzelne unter einander eingelenkte Theile, so enthalten die sich berührenden Flächen jedes Gelenkes einen viel geringeren Oberflächen-

raum, als die lange Gelenklinie enthalten würde, die, zwischen zwei Panzerstücken der Schale verlaufend, eine Bewegung von derselben Weite möglich machte. Man sieht, welche Ersparung an Last und Widerstand hierin zu Gunsten der bewegenden Kraft liegt.

Dies ist also der erste Vortheil, den die Wirbelthiere und der Mensch mit ihnen von diesem allgemeinen Typus ernten: die Möglichkeit einer ansehnlichen Körpermasse. Man würde Unrecht thun, dies gering zu schätzen und den Maßstab absoluter Größe für gleichgiltig zu halten, in welchem ein Geschöpf ausgeführt ist. Für die Möglichkeit der menschlichen Cultur ist ein gewisses Maß physischer Leistungsfähigkeit unerläßlich, und ein geringerer Grad der Körperkraft würde nicht eine zierlichere Wiederholung menschlichen Lebens im Kleinen, sondern gar kein menschliches Leben mehr zur Folge haben. Allerdings überwältigen manche Insecten im Verhältniß zu ihrem Körper größere Lasten, als wir; allerdings leisten auch wir noch Größeres durch sinnreichen Gebrauch von Maschinen, als durch unsere unmittelbare Körperkraft; aber immer muß doch die letztere so groß sein, um Werkzeuge handhaben zu können, die im Stande sind, die Objecte unserer Umgebung nützlich zu verändern. Diese Kraftgröße also, durch die wir Maschinen bauen und die gebauten benutzen können, darf uns nicht fehlen, und sie ist allerdings eine Größe von festem, nicht beliebig verminderbarem Werth. Welch ein bewundernswürdiger Erdarbeiter auch die Ameise sein mag, so wird sie doch nie Ackerbau und Bergbau treiben können. Die Wurzeln der Gewächse gehen nun einmal in eine gewisse absolute Tiefe, der Boden muß also bis zu dieser Tiefe aufgegraben werden; dies setzt voraus, daß Erdmassen von gewisser Größe in gewisser Zeit auf gewisse Höhe gehoben werden können; eine Aufgabe, die ihrerseits nur durch den Gebrauch fester und starker Werkzeuge, also auch nur durch den Besitz einer Kraft, die Stein oder Eisen formen und regieren kann, erfüllbar wird. Die Cohäsion der Metalle aber ist eine bestimmte Größe, und die kleineren Stücke, an welche die Ameise sich wagte, haben nicht eine geringere Festigkeit als die großen, so daß ihre Trennung und Bearbeitung der kleineren Kraft

gelingen könnte. Alle Industrie und Technik beruht zuletzt auf diesem Einsatzkapital einer bestimmten Körperkraft, und ein Pygmäenvolk würde, wie vielseitig auch immer seine Thätigkeit sein möchte, nie zu derjenigen menschlichen Cultur gelangen, die aus der Fähigkeit entspringt, schon Massenhaftes leicht zu bewegen, und die sich deshalb zu einem Ueberblick über die ganze Ausdehnung der Erde, zur mittelbaren Ueberwältigung zwar nicht jedes Maßes, aber fast jeder Art von Schwierigkeiten, endlich zur willkührlichen Benutzung fast aller noch so unzugänglichen Stoffe hat aufschwingen können.

Fügen wir einen zweiten nicht minder bemerkenswerthen Vortheil hinzu. Physiologisch nicht vollkommen erklärbar, aber eine Thatsache der Erfahrung ist die beschränkte Lebensdauer nicht nur der skeletlosen Thiere, sondern aller wirbellosen; und zugleich ist die kurze Zeitspanne ihres Daseins sehr häufig von einer merkwürdigen Mannigfaltigkeit der Metamorphosen ihrer Gestalt und Lebensweise ausgefüllt. Beide Charakterzüge scheinen nahe Folgen der Kleinheit des Körpers zu sein; seine Resistenzkraft gegen äußere Einflüsse und gegen die eigene Veränderlichkeit seiner innern Verhältnisse mag überhaupt gering sein, und kaum in Ruhe, sondern nur in beständiger Umformung eine Zeit lang der Auflösung widerstehen. Beide Umstände sind zugleich der Entwicklung des geistigen Lebens nicht förderlich; sie schließen das ganze Thierleben in einen oder in wenige große Kreisläufe der Natur ein und erschweren dadurch nothwendig die Bildung, die aus einer Reflexion über öfters wiederholte Erfahrung entstehen könnte; das Jahr mit seinem Wechsel aller Lebensphasen wiederholt sich zu Gunsten der kleinen Thiere nicht im Kleinen; nur die langlebenden erfahren die Regelmäßigkeit in der Wiederkehr der Naturschauspiele. Aber auch die hastige Entwicklung, das schnelle Wachsthum und Verblühen, die Häufigkeit der Metamorphosen, alle diese innere Unruhe kann unmöglich dem Seelenleben die stetige, bewußte, nachdenkliche Entwicklung verstatten, welche dem langlebenden Wirbelthiere der langsam und gleichförmig fortgehende Strom seiner Entwicklung, die maßhaltende

Mannigfaltigkeit der äußeren Eindrücke und die verhältnißmäßig große Gleichartigkeit seiner Lebensgefühle möglich macht.

In keiner dieser Rücksichten scheint auf den ersten Blick der Mensch an der Spitze der Thierreihe zu stehen; an Größe und Kraft des Körpers übertreffen ihn manche seiner gewöhnlichen Begleiter, der Hausthiere; an Lebensdauer die großen Kolosse der Säugethierwelt und manche niedriger gestellte Gattung, an Beweglichkeit sein Zerrbild, der Affe. Aber eine nähere Betrachtung läßt die Vortrefflichkeit seiner Organisation doch größer erscheinen. Es gibt ohne Zweifel eine Grenze, über welche hinaus die Vortheile einer wachsenden Körpermasse zu Nachtheilen für die Höhe der Entwicklung werden und nicht mehr mit den günstigen Bedingungen vereinbar sind, welche der Typus der Wirbelthiere dem Leben zu verschaffen sucht. Denken wir uns das Knochengerüst eines Säugethieres nach allen Dimensionen gleichmäßig vergrößert, so wächst die Last der Knochen mit ihrer Länge und mit ihrem Durchschnitt zugleich, aber die Kraft der in ähnlicher Weise vergrößert gedachten Muskeln, die zu ihrer Bewegung dienen sollen, gewinnt nicht durch ihre wachsende Länge, sondern durch die Zunahme ihres Durchschnittes allein, denn sie hängt nur von der größeren Anzahl der wirksamen Fasern ab, die in diesem Durchschnitt neben einander liegen. Soll dies Mißverhältniß zwischen Last und Kraft ausgeglichen werden, so müssen die Muskeln in stärkerem Verhältnisse sich verdicken, als die Knochen, und man sieht, wie hieraus das Bild einer plumperen Körpergestalt entsteht, in welcher die Zwischenräume des Knochengerüstes durch umfänglichere Fleischmassen ausgefüllt, oder, um von entgegengesetzter Seite her durch Verminderung ungünstiger Hebelverhältnisse einen Ersatz zu bieten, die Längenausdehnungen der Knochen möglichst vermindert sind. Diese gedrungenen Körperformen vermögen allerdings eine ungeheure Kraft zu entfalten, aber in einer verhältnißmäßig wenig nützlichen Weise; denn ihre geringe Beweglichkeit oder die einseitigen Richtungen, in denen ihre Bewegungen noch freier von statten gehen, hindern sie, ihre Leistungsfähigkeit rasch auf allerlei Angriffspunkte

wechſelnd zu werfen und dadurch nützlich zu verwerthen. Wir bewundern die entſetzliche Stärke des Nilpferdes und des Elephanten, aber in der That iſt dies mehr eine zerſtörende als eine arbeitende Kraft und wir würden in Verlegenheit ſein, wenn wir entſprechend große Vortheile nachweiſen ſollten, die dieſes ſchwierig verwendbare Kapital den Thieren ſelbſt in ihren natürlichen Lebensverhältniſſen verſchaffte. Nicht dieſe maſſenhafte Größe, ſondern das Geſchenk des beweglichen Rüſſels iſt es, wodurch der Elephant zu den Leiſtungen befähigt wird, in denen er klüger, bildſamer und mächtiger erſcheint, als die anderen Unthiere. So iſt alſo vielſeitige, lebhafte Beweglichkeit ohne große Kraft das Eigenthum der kleineren, übergewaltige Stärke ohne entſprechende Gewandtheit, oder zu einzelnen Bewegungsformen allein verwendbar, die Mitgabe der großen Thiere; zwiſchen beiden Extremen ſteht doch vielleicht der Menſch in einer Mitte, die deswegen, weil ſie beide zu einem Gleichgewicht vielſeitigſter Benutzbarkeit vereinigt, als der wahre Gipfel der Thierreihe zu betrachten iſt.

Es iſt zweifelhafter, ob wir Aehnliches in Bezug auf die Lebensdauer behaupten dürfen. Wir glauben mit Recht die allzuvergänglichen Geſchlechter beklagen zu können, denen ihre kurze Lebenszeit nur einen kleinen Ausſchnitt des Naturlebens zu ſchauen vergönnt; wir würden anderſeits dem Leben keine längere Dauer wünſchen, als ihm nöthig iſt, um die Summe der Schickſale, aus denen es einen Genuß ziehen kann, durchzukoſten und die daraus gezogene Luſt zu einer feſten, ſchwankungsloſen Stimmung zu verdichten. In dieſer Meinung kann es uns ſcheinen, als gewönnen die Thiere durch ihre zum Theil größere Lebensdauer nichts. Nachdem ihr Wachsthum vollendet iſt, enthält ihre Organiſation keine Mittel mehr, um ſie von Jahr zu Jahr in neue, der Theilnahme würdige, den Werth und die Schönheit ihres innern Lebens erhöhende Situationen zu bringen; es ſind immer dieſelben Beobachtungen, die jeder Jahreswechſel monoton mit ſich bringt. Auch in dieſer Beziehung iſt daher doch vielleicht das Loos des Menſchen das glücklichſte. Wir mögen einerſeits den Klagen nicht wehren, die in dem Bewußt-

ſein, wie unermeßlich uns unſere Erfahrungen zu immer neuem Fortſchritt auffordern, das Leben zu kurz finden, um dieſe Fülle zu erſchöpfen; anderſeits aber drängt ſich uns doch das Gefühl auf, daß neben dieſer ſtets neuen Mannigfaltigkeit des Einzelnen die großen Erlebniſſe, an denen unſer Gemüth ſeinen tiefſten Antheil nimmt, ebenſo erſchöpfbar ſind, als die großen und umfaſſenden Wahrheiten, die uns zugänglich ſcheinen. Wir geben im Stillen zu, daß das Weſentlichſte, was dieſes irdiſche Daſein uns bieten kann, innerhalb der natürlichen Grenzen unſers Lebens recht wohl Platz findet, und daß eine beträchtlich längere Dauer keine Steigerung, ſondern eine allmählige Minderung unſers Glückes herbeiführen würde. Durchmißt daher das menſchliche Leben ſelbſt unter den günſtigſten Umſtänden kaum jemals ein volles zweites Jahrhundert, und erreicht es gewöhnlich kaum die Hälfte dieſes Zeitraumes, ſo bringt doch die Geſammtwirkung aller in unſerer Organiſation liegenden Vortheile innerhalb dieſer engen Grenzen eine Vielſeitigkeit der Entwicklung und einen Reichthum des inneren Lebens hervor, wie ſie außer dem Menſchen, der auch hierin der wahre Gipfel der Reihe iſt, keinem ſterblichen Geſchlechte zu Theil wird. Er überlebt mehrere Generationen ſeiner nächſten Gefährten, der Hausthiere, und ſieht die Enkel derer, mit denen als gleichalterigen Genoſſen ſeine eigene Kindheit ſpielte; was dagegen ihn ſelbſt und ſeine Generationen überlebt, liegt meiſt außerhalb ſeines näheren Geſichtskreiſes, und er hört von ihm erzählen, ohne vor Augen dieſe Langlebigkeit zu haben, die ihm ſeine eigene Vergänglichkeit allzu nahe rückte; ſo fühlt er ſich in die rechte Mitte geſetzt. Nur in anderen Zonen mag es ein eigenes Gefühl geben, Elephanten vielleicht um ſich zu ſehen, die aus der Hand der Väter ihre Nahrung nahmen und ſie nehmen werden aus der der Enkel, Zeugen früherer Geſchlechter und fortlebend noch mit den künftigen, während unſere Heimat nur an die ſtillen Geſtalten ehrwürdiger Bäume dieſe weitausblickenden fröhlichen oder wehmüthigen Träume der Erinnerung und Hoffnung knüpft.

Wir kennen übrigens ſehr wenig die mechaniſchen Gründe,

welche das Maß der Lebensdauer bestimmen. Innerhalb desselben Typus der Organisation hat unleugbar die Körpergröße einen verlängernden Einfluß auf dasselbe, aber einen gleich großen der Lebensplan jeder Gattung, dessen Gesammtsinn wir nicht unmittelbar kennen, sondern nur in dem charakteristischen Gepräge ihrer Körperbildung widerscheinen sehen. Große und rastlose Beweglichkeit reibt die organische Masse auf, und die schnellfüßigen Geschlechter der jagdbaren Thiere, der Hunde, selbst die Affen, stehen an Lebensdauer sowohl dem Menschen, als den größeren Raubthieren nach, die durch einzelne kraftvolle Anstrengungen ihre Bedürfnisse befriedigen, ohne einer überflüssigen Bewegungslust nachzugeben. Ebenso sind die raschen, kraftvollen, aber doch ruhigen Flüge des Adlers eine verhältnißmäßig geringere Anstrengung im Vergleich mit der unaufhörlichen Unruhe des Hin- und Herfliegens, die den leichten Körper der kleineren Vögel verzehrt. Die Trägheit der Amphibien gestattete dagegen auch den kleineren unter ihnen eine größere Lebenszähigkeit und die Natur scheint diese Gunst dadurch noch gesteigert zu haben, daß sie die Beständigkeit der Blutwärme hier aufgab. Für alle Thiere, deren Leben einen gleichförmigen, nicht durch Perioden der Stumpfheit oder des Winterschlafes unterbrochenen Strom der Thätigkeit bilden soll, war dagegen die Selbständigkeit einer gleichmäßigen Temperatur eine unerläßliche Nothwendigkeit, aber zugleich eine Quelle vielfacher innerer Störungen. Unter diesen verschiedenen Möglichkeiten hat die Organisation des Menschen die vortheilhafteste gewählt; eine stets bereite, immer wachsame, aber nie in zweckloser Unruhe sich aufreibende Vereinigung von Kraft und vielseitiger Beweglichkeit, die nie Ungeheures auf einmal leistet, aber in ihrer Lebensdauer Zeit genug hat, ihre einzelnen Leistungen zu einem bedeutenden Ganzen zu verbinden.

Wie nun in allen diesen Rücksichten, so hat die Natur auch in Bezug auf die äußeren Lebensbedürfnisse den Menschen günstiger gestellt, als die übrigen Thiere. Es ist bekannt, wie eng ein großer Theil der niedersten Thierwelt parasitisch an einen äußerst beschränkten Lebensschauplatz gebunden ist, der allein die taugliche Nahrung

und die übrigen nothwendigen Bedingungen des Daseins gewährt. Die Wirbelthiere sind alle von diesem gröbsten Bande, das an die Erde fesselt, befreit, aber doch sind selbst von den Säugethieren viele Gattungen um der besonderen Nahrung willen, zu der ihr Instinct sie ausschließlich treibt, an wenig ausgedehnte Wohnplätze und an die sehr veränderliche Gunst der Umstände gebunden. Auch die letzte weiteste Beschränkung dieser Art, die, entweder zu Pflanzennahrung oder zu Fleischkost ausschließlich bestimmt zu sein, ist in der Organisation des Menschen hinweggefallen. Sein Gebiß enthält die Zahnformen der fleischfressenden wie die der pflanzenkauenden Thiere; die Gelenkbildung seiner Kinnladen gestattet ebensowohl den kraftvollen Zusammenschluß beider von oben nach unten, als das reibende horizontale Gleiten derselben über einander; Länge und Einrichtung seines Darmkanals sind zu der längerdauernden Verdauung vegetabilischer Nahrung ebenso passend wie zu der schnelleren des Fleisches. Der Kreis der Selbsterhaltungsmittel ist daher für den Menschen weit gezogen, und aus dem weiten Kreise ist er anderseits fähig, sich mit einem geringen Ausschnitte zu begnügen. Die wesentlichen Bestandtheile, die er zu seiner Ernährung unerläßlich bedarf, eiweißartige Körper, die Stoffe aus der Gruppe des Stärkemehls und Zuckers und der Fette, kommen, zwar nicht überall in gleich günstigen Mischungsverhältnissen, in den Pflanzen eben so weit verbreitet vor, wie in der Thierwelt, und die Erfahrung zeigt Beispiele von Völkern, die überwiegend oder fast ganz ihre Nahrung aus einem der beiden Naturreiche allein ziehen.

Aber ich möchte hinzufügen, daß die menschliche Organisation nicht einmal die Beschränkung auf einen kleineren Theil der ihr zu Gebote gestellten Stoffwelt mit bedeutenden Modificationen ihrer Lebensthätigkeit zu büßen hat, obgleich sie den wirklichen Mangel des Nothwendigen freilich nicht ausgleichen kann. Die gegenwärtig hierüber gebräuchlichen Meinungen sind andere, und man gefällt sich darin, von der Art und Menge der Nahrung auf kürzestem Wege die Eigenthümlichkeit und Größe der körperlichen und geistigen Lebenskraft abhängen zu lassen. In der That sind unsere genauen

Kenntniſſe über dieſen Zweig der thieriſchen Oekonomie ſehr gering; wahrſcheinlich iſt nur dies, daß in dem uns bekannteren cultivirten Leben die für nothwendig gehaltene Nahrungsaufnahme oft weit das wirkliche Bedürfniß überſteigt. Nur die Erhaltung der Wärme mag einen ziemlich großen Maſſenverbrauch nöthig machen, und dieſer würde durch vegetabiliſche Koſt in milderen, durch thieriſche Fettnahrung bequemer in kälteren Klimaten zu beſtreiten ſein; die Abnutzung des Körpers durch die Function iſt dagegen gewiß viel geringer, und ſie erfordert ſchwerlich zu ihrem Wiedererſatz eine beträchtliche Aufnahme der dazu allerdings geeigneteren Fleiſchkoſt. Das Uebermaß der Stoffaufnahme wird entweder zu einer nützlichen Vermehrung der Kraft des Körpers zu verwenden ſein oder es wird den Thätigkeiten des Stoffwechſels zur Laſt fallen und ihnen die unnütze Aufgabe der Wiederzerſetzung zuwälzen. Es iſt unnöthig, der zahlreichen Krankheiten zu gedenken, die offenbar aus dieſem letztern Umſtande herrühren; was den erſten Fall dagegen betrifft, ſo hat der lebendige Körper eine gewiſſe Sättigungscapacität, die ihm nicht erlaubt, jeden willkührlich zugeführten Ueberſchuß an Nahrung nützlich zu verwerthen. Nur in Verbindung mit beſtändiger Uebung der Körperkräfte, durch welche die Aneignungsfähigkeit vermehrt wird, kann daher die reichlichere und beſſere Nahrung zum Wachsthum dieſer Kräfte ſelbſt beitragen. Daß nun zu dieſem Zwecke Fleiſchkoſt ein weit vorzüglicheres Mittel ſei, als vegetabiliſche, und daß von dieſer Wahl eben ſo nothwendig die Lebhaftigkeit der geiſtigen Verrichtungen abhänge, iſt nicht in dem Maße und in dem Sinne richtig, in welchem beides jetzt oft genug behauptet wird.

Ueberblicken wir zunächſt die Thierreihe, ſo finden wir, daß es dem Stiere unſerer Herden weder an Körperkraft, noch an Muth, noch ſelbſt an ſtreitſüchtigem Naturell fehlt, obgleich er dieſelbe Weide mit den geduldigeren Kühen beſucht; die gewaltige Kraft der Bären und Elephanten wird großentheils durch Pflanzenkoſt genährt; die Hyäne dagegen entwickelt weder große Kraft noch Muth. Führt man den Löwen und ſeine Verwandten dagegen auf, ſo iſt doch ihr Ingrimm am größten, wenn ſie hungern, und alſo der

Fleiſchkoſt entbehren; ſo daß ihr Muth wenigſtens ebenſo leicht für ein Mittel gelten kann, das ihnen die Natur zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe gab, als für eine Folge des Stoffes, in welchem ſie dieſe Befriedigung finden. Beweglichkeit und Intelligenz iſt eben ſo wenig ohne Ausnahme an die Art der Nahrung geknüpft; dem grasfreſſenden Schaf ſteht die Gemſe und das Eichhorn, dem fleiſchverzehrenden Hunde das Pferd gegenüber. Möglich iſt es alſo der Natur ohne Zweifel, ſelbſt innerhalb eines und deſſelben allgemeineren Bildungstypus der Säugethierwelt alle möglichen Grade körperlicher Kraft und geiſtiger Regſamkeit durch die verſchiedenſten Nahrungsweiſen hervorzubringen. Der Grund der Unterſchiede muß daher in den angeborenen Eigenthümlichkeiten der Gattungen liegen, und wer für den Menſchen jenen verſchiedenen Werth der Nahrungsweiſen behaupten wollte, müßte ſich auf Erfahrungen berufen, nicht aber auf doctrinäre Schätzungen der Nährkraft der Stoffe; Schätzungen, deren Untriftigkeit die eben angeführten leicht zu vermehrenden Thatſachen beweiſen. Alle jene Tabellen, welche die einzelnen Nahrungsmittel nach ihrem Gehalt an Eiweiß oder Kohlenhydraten als mehr oder minder vorzügliche Erſatzmittel für Kraft oder Wärme des Körpers ordnen, können nichts ſagen, als daß in dieſen Subſtanzen beſtimmte Mengen eines Materials vorhanden ſind, welches nutzbar zu machen iſt, vorausgeſetzt, daß die Organiſation, der es dargeboten wird, es zu benutzen verſteht. Der Nachweis dieſer letztern Bedingung fehlt. Zwiſchen zwei Stoffen von gleicher Reichhaltigkeit an Eiweiß können feine Unterſchiede des Aggregatzuſtandes, der Dichtigkeit, der Miſchung mit andern Subſtanzen ſtattfinden, um deren willen dennoch der eine dem andern an wirklicher Benutzbarkeit für die thieriſche Organiſation bedeutend nachſteht. Wiſſen wir doch, wie häufig im Leben eine Vorliebe für die eine Nahrung und eine bis zur völligen Unfähigkeit des Verdauens geſteigerte Abneigung gegen eine andere vorkommt, die in allen chemiſchen Eigenſchaften doch mit jener erſten auf's nächſte verwandt iſt. Ein Stoff von geringerem Nahrungsgehalt kann um ſolcher Nebenumſtände willen nahrhafter ſein, als ein anderer, der nützliche Ele-

mente concentrirter und reichlicher, aber in weniger günſtigen Formen enthält.

Wendet man ſich nun an die Erfahrung, ſo findet man, daß reichliche Koſt überhaupt, thieriſche beſonders, ohne entſprechende körperliche Anſtrengung, keinen Zuwachs an Kraft, ſondern nur wachſende Körperlaſt und innere Störungen erzeugt; lebhafte Uebung der Kräfte, unterſtützt durch ausgiebige Fleiſchkoſt, entwickelt die größte Stärke des Körpers, aber nicht die größte Feſtigkeit der Geſundheit, denn die Gewöhnung an reichen Erſatz vermindert die Fähigkeit, ſeinen Mangel zu ertragen; dieſelbe Uebung mit ſparſamer, aber hinlänglicher Nahrung entwickelt neben einer immer noch großen, obgleich nicht der größten Körperkraft die ſehnigen Geſtalten von größerer Ausdauer unter Beſchwerden und wie es ſcheint ſelbſt höherem Lebensalter; Anſtrengungen ohne genügenden Erſatz führen frühzeitiges Altern herbei, aber es fehlt an Beweiſen, daß überwiegende Pflanzennahrung dieſe Schwächung des Organismus beſonders verſchulde. Wenn man aber von der edleren Koſt ohne Umwege auch die höhere geiſtige Entwicklung ableiten möchte, ſo entfernt man ſich gänzlich von der Erfahrung. Die kalten Dachſtuben, in die ſich oft außer unzureichendem Brot kaum eine andere Nahrung verlor, haben unſterblichere Gedanken entſtehen ſehen, als bisher aus den üppigeren Mahlen moderner Talente erwuchſen, und die neue Generation, die endlich in der Zufuhr von Phosphor den Weg zu einer Steigerung der Intelligenz gefunden hat, findet zugleich einen Schatz von Erkenntniſſen vor, den viele Jahrhunderte, ohne dieſes Mittel zu wiſſen, angehäuft haben, und den mit merklicher Beſchleunigung zu überbieten ſchwer ſein wird. Sollte endlich nicht ſowohl die Einſicht, deſto mehr aber der thatkräftige Muth ein Erzeugniß der beſſeren Nahrung ſein, ſo würde dieſe Behauptung uns nur zu einem bittern Rückblick auf die Thätigkeit veranlaſſen, die in nicht lange vergangenen Zeiten die edler genährten Theile der Nation entfalteten; kräftig handeln ſahen wir überall nur die, die ſchon vordem dieſe glücklicheren leiblichen Bedingungen zur Uebung des Handelns benutzten. Daß ſie dies aber thaten, war

das Verdienst eines Muthes, der in seiner Lebhaftigkeit nicht von der Nahrung abhängig ist, dem es aber zu gönnen ist, daß er überall in einem hinreichenden leiblichen Ersatz die Möglichkeit finde, auch die Kraft des Vollbringens zu erwerben. Denn Niemand freilich wird leugnen, daß die letztere von dem Zustande des Körpers abhängt; scheint aber auch das Feuer des Wollens und seine Nachhaltigkeit unmittelbar von derselben Ursache bedingt zu sein, so können wir dies nur für die Fälle unzweifelhafter Krankheit zugestehen; außerdem aber entsteht die traurige Herabstimmung des Muthes zum Erkennen sowohl wie zum Handeln weit mehr mittelbar von einem Zusammenfluß ungünstiger gesellschaftlicher Lebenszustände, aus denen das geistige Dasein die ihm gebührende Nahrung vergeblich zu ziehen sucht.

Auf dieser Unabhängigkeit von einer bestimmten Form der Nahrung beruht zum Theil die Fähigkeit des menschlichen Geschlechtes, sich den verschiedenartigsten Bedingungen des Klima anzupassen. Doch rührt sie nicht allein von dieser Ursache her und die Gattungen der Thiere stehen hierin dem Menschen nicht nur um ihres specielleren Nahrungsbedürfnisses willen nach. Obgleich die Natur den Thieren in dem Wechsel dichterer oder dünnerer Behaarung einen auffälligeren Schutz gegen die Verschiedenheiten der Temperatur gab, sind doch nur wenige von ihnen im Stande, eine große Abweichung von ihrem natürlichen Klima zu ertragen, und auch sie vermögen es nur, indem sie als Hausthiere des Menschen von der regelmäßigen Verpflegung und der schützenden Unterkunft, die seine Hand ihnen bereitet, Nutzen ziehen. Den meisten Gattungen gedeiht auch ihre gewohnte Nahrung nicht, wenn sie ihren natürlichen Lebensumgebungen entzogen sind. Liegt nun in ihrer Organisation eine Anzahl ungünstiger Umstände, die, uns wenig bekannt, ihre Acclimatisirung verhindern, so ist es anderseits nicht wahrscheinlich, daß der Leib des Menschen an sich viel günstigere Bedingungen zu ihr enthalte. Er würde vielmehr noch rettungsloser zu Grunde gehen, wenn er allein auf die Hilfe seiner organischen Verrichtungen angewiesen wäre, und wenn nicht, von der Ueberlegung der Seele

geleitet, die Kunstfertigkeit der Hände ihm eine größere Anzahl veränderlicher und besserer Schutzmittel bereitete. Daß die Natur ihm diese Werkzeuge des Schaffens zu dem mannigfaltigsten Gebrauche frei ließ und sie nicht zu dem einförmigen Geschäfte der Stützung des Körpers verbrauchte, darin beruht die wahre und große Bedeutung der aufrechten Stellung, in welcher man zu allen Zeiten das Uebergewicht der menschlichen Bildung über alle verwandten thierischen gefunden hat.

Eine mehr dichterische als wissenschaftliche, zuweilen mehr sentimentale als genaue Auffassung hat den Sinn dieses unterscheidenden Kennzeichens, wie mir scheint, nicht an der rechten Stelle gesucht. Wohl mag ein ästhetisches Gefühl in der aufrechten Stellung die Bestimmung symbolisirt finden, sich über die Erde zu erheben und das Haupt zu den Sternen zu richten; aber wir können doch nicht leugnen, daß die Sterne des Horizonts auch von dem vierfüßigen Thiere mit gleicher Bequemlichkeit bemerkt werden; die des Zeniths dagegen aufzusuchen, kostet auch unserem Haupte noch eine unbequeme Drehung. Und so auffällig an den Boden gefesselt ist der Kopf aller Thiere doch nicht; die Giraffe und das Kameel würden sich uns gegenüber der weit größeren Umschau rühmen können, die ihnen ihr schlank getragener Hals möglich macht. Auch nicht die geringere Berührung des Erdbodens durch zwei Füße allein ist unser ausschließlicher Vorzug; alle Vögel theilen ihn mit uns. Daß endlich die Längenaxe unsers Leibes nahezu senkrecht aufgerichtet steht, während die Vögel wenigstens ihr Hintertheil vorwiegend horizontal tragen, ist der einzige ziemlich allgemeine Unterschied, aber auf den möchten wir doch kaum unsern Vorrang begründen. Von Vögeln und Säugethieren dagegen trennt uns unzweideutig die freie und vielseitige Bestimmung der Arme, die weder zur Stütze des Körpers, noch wie die Flügel zum Werkzeuge der Fortbewegung, sondern zu einer unermeßlichen Vielförmigkeit der Verrichtungen organisirt sind.

Man hat nun von der Bestimmung zur aufrechten Stellung einen durchgreifenden Einfluß auf die übrige Formbildung des

menſchlichen Körpers abzuleiten geſucht, und vielfach mit Recht, obgleich wir nicht die Schwärmerei theilen können, mit welcher Herder faſt alle Vorzüge der Humanität aus dieſer einen Quelle ableiten möchte. Aber da wir nicht begreifen würden, inwiefern an ſich eine ſenkrechte Linie vornehmer wäre, als eine wagerechte, ſo ſcheint uns vielmehr der andere Verſuch gemacht werden zu müſſen, zuerſt die Nothwendigkeit dieſer aufrechten Stellung einzuſehen, die ja nicht um ihrer ſelbſt willen etwas Vorzügliches iſt, ſondern vorzüglich nur, ſofern ſie die Bedingung einer größern Höhe der Lebensleiſtungen bildet. Ich halte nun den Nachweis für möglich, daß für ein Geſchöpf, deſſen Bildung einmal dem Typus der Säugethiere angehört, jene Benutzbarkeit der Arme und Hände, deren unendlichen Werth zu ſchildern wir einer ſpäteren Stelle aufbewahren, nur unter Vorausſetzung der aufrechten Stellung denkbar iſt. Für Inſecten und andere niedere Thiere würde die Sache anders ſtehen. Die Natur hat ihnen zahlreichere Glieder gegeben, und es blieben ihnen auch für horizontale Stellung des Körpers Stützen genug, wenn einige jener Glieder zu freien Händen entwickelt würden, wie ſie denn wirklich in den Taſtern, Fühlhörnern und Scheeren Organe von einigermaßen ähnlicher Bedeutung beſitzen. Der Typus des Säugethieres bot nur zwei Gliederpaare dar; wurde das eine jener freien Bewegung gewidmet, ſo fiel die Stützung eines hier viel maſſenhafteren Körpers dem andern allein zu, in deſſen ſenkrechte Längenaxe mithin, wenn wir zunächſt nur die ruhende Stellung berückſichtigen, der Schwerpunkt des Körpers fallen mußte. Dies führt nicht ſofort zu dem, was wir die aufrechte Stellung des Menſchen nennen; der Bau der Vögel löſt dieſe mechaniſche Aufgabe auch, aber bei überwiegend horizontaler Richtung der größeren Körpermaſſe. Die Beckenknochen des Vogels verlängern ſich mehr nach hinten, an die Schwanzwirbel ſchließt ſich der Fächer der Schwanzfedern. Häufig weit länger als der Leib, und trotz ſeiner geringen Schwere, wirkt der Schwanz, indem er unter günſtigen Hebelverhältniſſen den Gegendruck der Luft benutzt, als ein Gegengewicht gegen die Laſt des Körpers, der ſich nach der andern vor-

deren Seite des Drehpunktes ausdehnt. Die ſpitzwinklige Einknickung des Oberſchenkels nach dieſer Vorderſeite hin, und die Stärke der Muskelwirkung, die ihn überwiegend in dieſer Richtung erhält, verlegt jenen Drehpunkt, der eigentlich in der Mitte einer Querlinie zwiſchen beiden Gelenkköpfen der Oberſchenkel liegen würde, mehr nach vorn, dem Schwerpunkte des Körpers näher; in vielen Gattungen endlich wird die an ſich unbedeutende Laſt des Kopfes durch einen langen gekrümmten Hals ebenfalls nach der Mitte des Körpers, der Schwerlinie nahe zurückgebogen, in manchen Stellungen ſogar hinter dieſe zurück, ſo daß ſie dann als Gegenlaſt gegen die vordere Hälfte des Körpers dienen kann. Durch ſolche Einrichtungen war ein zweifüßiger Gang möglich gemacht, und die Arme konnten ſich frei zu Flügeln entwickeln. Um aber zum Fluge benutzbar zu ſein, durften ſie nur eine geringe Körperlaſt zu bewegen haben; die Erſparung an Maſſe, die dem Vogel ein nothwendiges Princip wurde, zeigt ſich unter andern auffallend an der Schlankheit der Beine, deren bewegende Muskeln dicht an den Leib gerückt ſind, während die Längenaxe des Beines nur von feſten dünnen Sehnen begleitet wird. Daraus entſteht eine Unſicherheit des Gleichgewichtes, die in dem Vogelkörper ſehr merkbar iſt. Die geringe Maſſe der Beine kann nicht durch ihr bloßes Gewicht den Verrückungen des Schwerpunktes über die Ebene hinaus, in welcher ſie ihn ſtützen, leicht entgegenwirken; wir ſehen daher den Vogel jedem Ungleichgewicht ſeiner Stellung zugleich durch Bewegungen der Flügel, des Schwanzes und des Kopfes begegnen, durch deren vereinigte Wirkung, theils indem ſie den Widerſtand der Luft benutzen, theils indem ſie durch ihre Lagenveränderung den Schwerpunkt des Körpers verrücken, der Neigung zum Falle widerſtanden wird. In dem ruhigen Gange der Vögel iſt es beſonders das beſtändige Vor- und Zurückſtoßen des Halſes, worin ſich dieſe Anſtrengung zum Gleichgewicht verräth.

Die Organiſation des Säugethieres bot ähnliche Hilfsmittel nicht; ſie konnte ihren weit maſſenhafteren Körper auf zwei gleich dünnen Säulen nicht in horizontaler Richtung balanciren, da ſie

ihm weder einen fächerförmigen Federschweif als Gegengewicht, noch Flügel geben konnte, deren Stoß gegen die Luft nach vorn dem Uebergewicht der vorderen Körperhälfte entgegenwirken konnte. Vielleicht könnte ein grübelnder Scharfsinn allerhand abenteuerliche Formumänderungen erdenken, die dennoch zu diesem Ziele führten; aber sie würden ohne Zweifel von dem einmal feststehenden Typus der Säugethierbildung weiter abweichen, als die Wahl, welche die Natur wirklich traf, die Aufrichtung der Längenaxe mit allen den Modificationen der Gestalt, die in ihrem Gefolge unerläßlich waren. Zu ihnen gehört vor Allem die Bildung der Beine. Zunächst ihre Massenhaftigkeit, durch welche sich der Mensch vor allen ihm verwandten Thieren auszeichnet, denn selbst die vier Beine des Elephanten sind ein geringerer Theil seiner Körpermasse, als die zwei des Menschen verglichen mit der seinigen. Diese Fülle war nothwendig, um die große Last des Leibes bei ihrer Gesammtverschiebung gegen die Axe der Beine, bei Beugung und Streckung theils durch eine gewisse Gegenlast zu balanciren, theils diese Bewegungen selbst durch kraftvolle Muskelwirkung zu ermöglichen. Daher umgibt das Becken und seine Verbindung mit dem Oberschenkel ein Reichthum von Muskeln, gegen den das ärmliche Gesäß des Affen absticht. Dieselbe Fülle setzt sich fort über die Oberschenkel herab, denn auf den beiden Gelenkköpfen dieser Knochen allein schwebt der Rumpf, und jede seitliche Drehung desselben, die bei feststehenden Füßen ausgeführt werden soll, erfordert, weil die Verbindungslinie jener Gelenkköpfe nun eine neue Lage annehmen muß, auch eine entgegengesetzte Abweichung beider Beine von der früher verticalen Richtung ihrer Axe. Dreht in aufrechter Stellung bei zusammenstehenden Füßen der Körper sich rechts, so weicht die Axe des rechten Beines rückwärts hinter die Senkrechte nach links, die des linken neigt sich vorwärts nach rechts; Bewegungen von unbedeutendem Umfang, aber großer Kraft, und nicht nützlich ausführbar ohne die bedeutenden Muskelmassen, welche am Oberschenkel fortlaufend der Veränderlichkeit seiner Lage gegen das Becken dienen. Gleiches Aufgebot erforderte die Herbeiführung des Aufstehens selbst, namentlich wo

dies unter dem Drucke einer getragenen Laſt zu geſchehen hatte; auch dieſe Aufgabe, das Kniegelenk kraftvoll zu ſtrecken, führt zur Vergrößerung der Muskelmaſſe des Oberſchenkels, während das ruhige Stehen, der Gewinn dieſer Anſtrengung, auf einfachere Weiſe unterhalten wird. Denn beim Stehen bildet die Knochenare des Beines keine völlig gerade, ſenkrechte Linie, ſondern der Oberſchenkel macht mit dem Unterſchenkel nach vorn im Knie einen ſtumpfen Winkel, deſſen weiteres Einknicken nach hinten theils durch die Knieſcheibe, theils durch die ſtarken Kreuzbänder verhindert wird, welche am Kniegelenk hinten die Enden des Ober- und des Unterſchenkels verbinden, und deren Anſpannung allein, ohne Mitwirkung lebendiger Muskelkraft, jene Stellung des Beines forterhält. Die geringſte Bewegung des Körpers, wie ſie namentlich ſo leicht eine getragene Laſt hervorbringt, ſtört indeſſen dieſes Gleichgewicht und nöthigt, wieder die Anſtrengung der Muskeln zu Hilfe zu rufen. Die geringe gegenſeitige Drehbarkeit, welche außerdem Ober- und Unterſchenkel gegen einander und nur unter beſondern Verhältniſſen beſitzen, erlaubte, die Gegend des Knies ſelbſt von größeren Muskelſchichten frei zu laſſen; ſie treten dagegen mächtig wieder auf in der Bildung der Wade, durch deren Entwicklung ebenfalls das menſchliche Bein von dem der verwandteſten Thiere abweicht. Der Gang des Menſchen iſt noch eigentlicher als das Schreiten der Thiere ein beſtändig unterbrochenes Fallen. Indem die Ferſe ſich vom Boden erhebt, erhebt ſie mit ſich die ganze Laſt des Körpers und läßt ſie nur noch durch den Ballen des Fußes und die Zehen unterſtützt; unterdeſſen ſchwingt ohne lebendige Anſtrengung dem Pendel gleich das andere Bein vorbei, um dem vorwärts geneigten Körper durch ſein vorrückendes Auftreten einen neuen Stützpunkt zu geben. Allein nicht blos der natürliche Gang erfordert dieſe wenig umfängliche, aber kraftvolle Hebung des Körpers, und er erſcheint uns ungebildet, wo dieſe fehlt, und geziert, wo ſie über ihr Bedürfniß übertrieben wird; auch das Aufſtehen aus jeder gebogenen Knielage, das Erſteigen von Anhöhen, die Aufhebung jeder Laſt macht die Mitwirkung derſelben Muskeln nöthig. Dieſe eigenthümlichen Bewegungsbedürfniſſe, deren

Befriedigung bei dem vierfüßigen Gange auf eine Mehrheit zusammenwirkender Glieder vertheilt wird, haben die Bildung des menschlichen Fußes sehr abweichend von der des thierischen gestaltet. Viele Knochenstücke von verschiedener Form und Größe, durch feste sehnige Bänder straff und doch elastisch verbunden, bilden ein flaches bogenförmiges Gewölbe, das nur vorn und hinten den Boden berührt, die Mitte des Fußes dagegen über ihm erhaben läßt. Auf dem höchsten Punkte des Bogens, dem hintern Ende nahe, befindet sich die Gelenkfläche, auf welcher der herabsteigende Unterschenkel senkrecht zur Längenrichtung des Fußes ruht, und von welcher aus die ganze Last des Körpers ihren Druck getheilt durch die beiden Zweige des Bogens nach vorn und hinten zum Boden ableitet. Für die Muskelwirkungen bildet der Fuß auf diese Weise einen zweiarmigen Hebel, an dessen hinteren Arm, den Fersenvorsprung, sich die kurze und dicke Sehne der kraftvollen Wadenmuskeln heftet, die jene elastische Hebung der ganzen Körperlast, eine der ausgezeichnetsten Eigenthümlichkeiten menschlicher Bewegungsweise, bewirken. Kein Thierfuß zeigt hierin eine gleiche Anordnung. Die einzelnen Knochen, die in dem menschlichen eng unter einander zu einem Ganzen verbunden sind, das auch äußerlich durch seine horizontale Richtung eben als Fuß gegen das senkrechte Bein sich unterscheidet, haben in der Thierreihe mannigfache Umformungen und Lagenveränderungen erfahren. Wie das Kniegelenk in den Säugethieren mit Verkürzung des Oberschenkels dem Leibe sich genähert, so hat sich das Fersengelenk vom Boden erhoben und die verlängerten Knochen des Mittelfußes schalten sich zwischen dasselbe und die umgeformten Zehen ein. Für viele Gattungen bilden die Zehen die einzige zum Gange benutzte Berührungsfläche, wenigere treten als Sohlengänger auf die Fläche des ganzen Fußes. Die Füße der Affen sind bekanntlich handförmig gebildet, und zum Aufenthalte auf Bäumen, zum Klettern und Greifen bestimmt, eignen sie sich so wenig zu längerem Gehen, daß die ausschließliche Bestimmung des Menschen zu aufrechter Stellung durch sie nicht zweifelhaft wird. Er allein vermag das Bein in eine vollkommen geradlinige senkrechte Richtung auszu-

ſtrecken, die rechtwinklig auf dem unterſtützenden und bewegenden Hebel des Fußes ruht; alle Thiere gehen, wenn ſie gehen, mit gebogenen Knien und bedürfen deshalb ſelbſt zu ruhender aufrechter Stellung einer Kraftanſtrengung, die dem Menſchen erſpart iſt.

Es würde verführeriſch ſein, in eine genaue Unterſuchung dieſer Organiſationsverhältniſſe einzugehen, die wir hier nur in ſehr oberflächlichen Zügen andeuten konnten; es würde noch mehr Intereſſe haben, nachzuforſchen, welche weiteren Nachwirkungen dieſe Beſtimmung zur aufrechten Stellung auf den Bau und die Verrichtungen des übrigen Körpers ausübt. Wir ſind nicht in Zweifel darüber, daß ein enger Zuſammenhang alle Einzelheiten der organiſchen Structur umfaßt, aber nach dem gegenwärtigen Zuſtande unſerer Wiſſenſchaft müſſen wir doch behaupten, daß die außerordentlichen Einflüſſe, welche man in dieſem Betracht dem Aufrechtſtehen zuſchreibt, nicht vollkommen beweisbar ſind. Mehr nur aus dem thatſächlichen Zuſammenvorkommen der menſchlichen Geſtalt mit dem aufrechten Gange und aus der vortrefflichen äſthetiſchen Uebereinſtimmung jener Form mit dem Sinne dieſer Verrichtung ſchließt man darauf, daß zwiſchen der ſenkrechten Aufrichtung der Körperare und dem übrigen Bildungsgepräge des Menſchenkörpers auch ein nothwendiger mechaniſcher Zuſammenhang ſtattfinde. Für den Bau und die Function der inneren Organe läßt ſich keine bedeutende Rückwirkung nachweiſen, und die Annahmen Herders, alle Kräfte würden in aufrechter Stellung anders wirken, das Blut anders die Nerven reizen, entbehren, wenn ſie ſich auf erhebliche und für die Lebensweiſe nachweisbar wichtige Unterſchiede beziehen ſollen, jeder Begründung. Auch in dem äußeren Bau des Oberkörpers finden wir nur einen beträchtlichen Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier, den Stellenwechſel der größten Querdurchmeſſer. In vierfüßigen Thieren haben Bruſtkorb und Leib vom Rücken nach der Bauchſeite hin eine größere Länge, als ihre Breite von rechts nach links beträgt; die Rippen des Menſchen dagegen wölben ſeine Bruſt vorwiegend nach der Breite hin, und ſein Bruſtbein tritt zurück, der Wirbelſäule näher. Auch die Form des Beckens und ſelbſt

die der Beine zeigt dieſen Unterſchied; die Schenkel der meiſten Vierfüßler ſind flach, von beiden Seiten zuſammengedrückt; das Bein des Menſchen verräth in ſeiner Rundung die zunehmende Breitendimenſion, die noch auffallender in der Geſtalt der Hüfte hervortritt. Für den aufrechten Gang iſt dieſe Einrichtung vortheilhaft, denn die Laſt des Körpers iſt ſo vorzugsweis in der Richtung einer Ebene geſammelt, welche ſenkrecht zu der unterſtützenden Richtung des Fußes ſteht. Die Länge des Fußes hätte beträchtlicher ſein müſſen, wenn ſie einer von vorn nach hinten angeſammelten Maſſe gleich gut als Widerhalt hätte dienen ſollen. Nach den Seiten hin iſt dagegen wegen der Richtung der Hauptgelenkverbindungen die Hinfälligkeit des Körpers geringer, und er bedurfte hierin weniger Unterſtützung; findet aber dennoch eine ſehr ausreichende, da in dieſer Richtung ſeiner größten Breite zwei Füße es ſind, die ſich in ſeine Laſt theilen und ſich in der Bekämpfung ihrer ſeitlichen Neigung unterſtützen. Ein Uebergewicht des Körpers dagegen nach vorn hin wird nur dann durch zwei Füße bekämpft, wenn dieſe vor einander geſetzt ſind; ſtehen ſie zuſammengeſchloſſen, ſo gelten ſie nach der Richtung einer vorwärtsgehenden Bewegung nur für Eine Stütze.

Die Bildung des menſchlichen Kopfes können wir nicht als eine nothwendige Folge des aufrechten Ganges erweiſen, ſo ſchön ſie freilich, nachdem ſie da iſt, mit dieſem zuſammenſtimmt. Je größer der Kopf und je länger der Hebelarm des Halſes, an dem ſeine Maſſe hängt, um ſo mehr Kraft erfordert ſein horizontales Tragen bei vierfüßigem Gange. Die aufrechte Stellung erſpart dieſen Theil des Kraftaufwandes, und einen weiteren Vortheil würde ſie nur darin finden, die Laſt des Kopfes möglichſt ſymmetriſch um die Gelenkflächen zu vertheilen, mit denen er auf ſeiner unmittelbaren Unterſtützung, der Halswirbelſäule, aufſitzt. Hierzu war die große Veränderung der Kopfbildung, wie wir ſie von den Säugethieren zum Menſchen eintreten ſehen, die Vergrößerung des Schädelgewölbes und die Verkleinerung des Geſichtstheils, die Zurückdrängung namentlich der Naſe und des Gebiſſes aus ihrer Verlän-

gerung nach vorn, mechanisch nicht nothwendig. Der längliche Säugethierkopf hätte eben so gut rechtwinklig auf der Säule des Halses äquilibrirt werden können, wie wir den Fuß nur bei dem Menschen dieselbe Stellung gegen die Axe des Beines einnehmen sehen; nichts wäre hierzu weiter nöthig gewesen, als daß das Hinterhauptsloch, durch welches das Rückenmark sich in das Gehirn fortsetzt, etwas mehr nach vorn gerückt und die Beugung, mit welcher die Richtung des Marks in die Hauptrichtung des Gehirns übergeht, noch etwas größer geworden wäre, als sie im Menschen wirklich ist. Die thierähnlichen Bildungen, die der menschliche Kopf in der That häufig zeigt, das merkliche Hervortreten des Mundes und die Zurückweichung der Stirn, eine typische Gesichtsform ganzer Racen, deren Gang doch nicht weniger aufrecht ist, lassen erkennen, daß der Zusammenhang zwischen Kopfgestalt und Körperstellung, obwohl gewiß vorhanden, doch kein so ganz unmittelbarer ist. Natürlich mußte der Umstand, daß die Bauchseite des Leibes jetzt zur Vorderseite geworden ist, nach der alle Ortsbewegungen geschehen, und nach welcher hin sich auch die Thätigkeit der Arme zunächst erstreckt, auch die Lagerung der Sinnesorgane nach dieser Seite hin zweckmäßig machen. Aber weder dies noch das Bedürfniß, einem für die zunehmenden Lebenszwecke an Masse anwachsenden Gehirn Raum zu verschaffen, nöthigte an sich zu diesem weiten Abgehen von dem gewöhnlichen Bildungstypus der ganzen Säugethierklasse. Innerhalb der allgemeinen Gleichförmigkeit dieses Typus wechselt jedoch überhaupt von Gattung zu Gattung die Kopfbildung charakteristisch genug, theils nach der Eigenthümlichkeit des Nahrungsbedürfnisses und der nöthigen Mittel zu seiner Befriedigung, theils mit dem geistigen Naturell und der Gemüthsart überhaupt; und so können wir uns begnügen, auch die Gestaltung des menschlichen Hauptes als die Variation zu betrachten, die den deutlichsten Ausdruck eines zu höherer Bestimmung berufenen Innern gewährte.

Es sei denn, daß wir uns selbst diese Auffassung durch die ungünstigen Seitenblicke abgeschnitten hätten, die wir früher auf Ansichten warfen, welche sich zu einer symbolischen Deutung der

Naturformen hinneigten. Aber jene Aeußerungen sollten nicht bezweifeln, daß auch Schönheit zu den Zwecken der Schöpfung gehöre. Nur dies konnten wir nicht zugestehen, daß es der Natur vor Allem auf Repräsentation ankomme. Wo sie ein Geschöpf zu einer großen Bestimmung beruft, ist es nicht ihr Erstes, ihm eine äußerliche Form als Siegel dieses Berufes aufzudrücken, sondern ihre weit ernstere Mitgift besteht darin, daß sie ihm alle praktischen Mittel zur Geltendmachung dieses Berufes und zur Behauptung seines Ranges zu Gebot stellt. Sie gibt ihm zuerst die Macht etwas zu sein, nicht zuerst die Form, etwas zu scheinen, und sie verläßt sich darauf, daß am Ende der wirkliche Besitz und Gebrauch der Macht auch immer die ausdrucksvollste Art ist, sich ihren Schein zu sichern. Es kam daher wenig unmittelbar darauf an, daß der Mensch zum Symbol seiner Herrschaft seinen Leib aufrichte; eine Stellung, die ihm die Fettgänse des Polarmeeres mit nutzloser Feierlichkeit copiren; es lag mehr daran, daß diese Stellung allein ihm die Möglichkeit zu jenen Handlungen gab, durch welche er in Wirklichkeit diese Herrschaft über alle andern Geschlechter ausübt. Nachdem dies Wichtigste gethan und der Kern geschaffen ist, wer würde dann nicht wahrscheinlich finden, daß ihm die Schale entsprechen, daß in der äußeren Körperform der Gesammtcharakter des Innern einen Ausdruck finden werde, so weit Inneres überhaupt durch räumliche Formen darstellbar ist? Aber eben hier zeigt sich die Unsicherheit jener Symbolik, welche unmittelbar geistige Eigenschaften an Raumformen knüpft, ohne als Zwischenglied die mechanische, praktische Bedeutung dessen, was in diesen Formen auftritt, zu berücksichtigen. Ich rede gar nicht von jener naiven Auffassung, für die alle Schönheit in einfachen Zahlenverhältnissen liegt, und daher durch Eingehen dieser Proportionen in die äußerliche Gestalt auch jeder Erscheinung, gleichviel, welches ihr Sinn sei, ohne weiteres mitgetheilt werden kann. Vielmehr gerade jene Ansichten, welche ausdrücklich symbolisiren und auf die Bedeutung der Theile in ihrer Art sich einlassen, zeigen ihre Nichtigkeit darin, daß es ja kaum irgend eine erdenkliche Körperform würde geben können, die sich nicht mit gleichem Tiefsinn be-

friedigend würde deuten lassen. Geht der Mensch aufrecht, so ist es bedeutsam, daß er nur mit den Füßen die Erde berührt, das Haupt zum Himmel hebt; daß er nun doch nicht fliegt, ist auch bedeutsam, denn er bezeugt dadurch seinen steten Zusammenhang mit der Erde, seiner Mutter; ginge er nun auf vier Füßen wie die Giraffe, so wäre das noch bedeutsamer, denn dann wendete er der Mutter Erde, wie es Recht ist, nur sein irdisches Theil, den Leib, zu, während das Haupt, Niederes verachtend, zur Höhe strebte. Jetzt, da der Mensch seine Brust breit gewölbt den Stürmen entgegenkehrt, wie bedeutsam ist dieser erwartende Trotz! Hätte er aber das vorstrebende Brustbein des Vogels, so wäre das wieder bedeutsam, denn nun schiene erst recht sein Muth dem Strome der Dinge entgegenzustreben; wäre endlich seine Brust vertieft und ausgehöhlt, wie gemüthvoll symbolisirte dann diese Form die Sehnsucht, die Welt in die Tiefe des eigenen Herzens aufzunehmen! Zu diesem Spiel der Sentimentalität und eines fruchtlosen Witzes führt zuletzt immer die Neigung zu unmittelbarer Deutung von Raumformen, deren Ausprägung als solcher, oder deswegen, weil sie etwa an sich feste Erscheinungsweisen einer Idee wären, gewiß nie zu den Absichten der Natur gehört. Gibt es eine ausdrucksvolle Schönheit der Gestalten, so liegt sie immer darin, daß wir in der Form zunächst die durch sie mögliche Handlung erkennen, daß wir aus den Umrissen des Körpers, ihrer weichen Verschmelzung oder kraftvollen Absetzung gegen einander, aus den Größenverhältnissen der einzelnen Theile ein Bild der Intensität der lebendigen Kraft gewinnen, der Leichtigkeit, mit der sie erweckt wird, der schnellen Veränderlichkeit, deren sie fähig ist, des Genusses, den das übereinstimmende Gleichgewicht einer mannigfachen Theile dem lebendigen Wesen selbst gewährt, der Stimmung, die um dieser Eigenthümlichkeiten seines Baues willen sein Inneres füllt, endlich der Leidenschaft, die in ihm bereit zum Hervorbrechen schlummert oder von ihm gebändigt wird.

Dieses Bild aber des Lebendigen kann nur dem gleich Lebendigen zu Theil werden; nur die eigene Erfahrung und die durch sie geleitete Beobachtung anderer Geschlechter kann uns in der mensch-

lichen Gestalt den Ausdruck finden lehren, den wir bewundern. Die Natur gab nicht dem Menschen die steil aufstrebende Stirn, damit er gedankenreich aussehe; diese Stirn ist an sich nichts als eine leere Wand. Nur die Erfahrung und der unbewußt wissenschaftliche Instinct des Menschen lehrte ihn, an dieser Stelle die Werkstatt des geistigen Lebens zu suchen und die Stärke desselben nach der räumlichen Ausdehnung jener zu schätzen. Ohne Zweifel gibt es Formen, denen als solchen, ohne Rücksicht auf ihre Bedeutung, eine gewisse Schönheit, nicht die höchste, zukommt; aber zu ihnen gehören die symmetrischen Figuren der Krystalle und die anmuthigen farbenreichen Gestalten der Blumen weit mehr, als die Lineamente eines menschlichen Kopfes. Hätte eine Baumwurzel es in ihrer Art, eben so geformt zu sein, wie er, so würden wir uns bald überzeugen, wie gar kein selbständiger Reiz in dieser Krümmung des Schädelgewölbes, in den geschwungenen Linien der Augenhöhlen, in der Rundung der Wangen, in dem Schnitte der Lippen liegt. Das Alles ist, als bloße Form betrachtet, ein verworrener Haufen von Erhöhungen und Vertiefungen; erst das Wissen darum, welche Kräfte des Geistes innerhalb jener monotonen Wölbung arbeiten, welche Lieblichkeit des Gemüthes mit Augen und Lippen als Werkzeugen ihres Thuns waltet, erst dies Verständniß läßt alle jene Raumformen schön erscheinen. Die Natur gab also nicht den Geschöpfen gewisse an sich bedeutsame Formen, um durch deren selbstverständliche Symbolik ihrem Inneren einen angemessenen Ausdruck zu verschaffen; sondern indem sie den lebendigen Wesen Mittel zum Handeln gab, wurden allemal die an sich gleichgiltigen Formen, in denen diese Organisation ihre erscheinende Oberfläche fand, von selbst zu bedeutsamen Symbolen für alle, denen eigene innere Erfahrung oder Beobachtung fremder Natur die Fähigkeit verliehen hatte, die unter der Oberfläche arbeitende Kraft zu errathen.

Daß aber diese Kraft überhaupt sich verrieth und daß nicht ein ungegliedertes Aeußere sie ganz verbarg, das allerdings mag zu den Absichten der Natur rechnen, wer überhaupt von solchen spricht. Nicht freilich, damit nur diese Erscheinung da sei, ließ sie

die Oberfläche dem Innern entsprechen; nicht auf die Thatsache kam es an, daß Inneres sich äußere; denn was wäre Gutes gewonnen gewesen, wenn nun dieses Spiel in größter Vollkommenheit gelungen wäre? Erscheinung eines Wesens setzt überall ein zweites voraus, dem es erscheint, und das Glück des gegenseitigen Füreinanderseins, das daraus entspringt, ist der reale und ernste Zweck, dem alle Erscheinung dient. Ein müßiges Pendelspiel dagegen wäre es, wenn der schaffende Weltgrund ohne diesen Zweck nur die beständige Oscillation zwischen Aeußerung des Wesens und Wiedererinnerung der Aeußerung vollzöge, die bekannte langweilige Urbewegung, in welcher jene verhängnißvolle, Alles in Symbol ohne ernstlichen Nutzen auflösende Ansicht auch hier wieder eine an sich heilige und unverbrüchliche Nothwendigkeit zu sehen glaubt. Das Thier ist nicht zu vereinsamtem Leben bestimmt, sondern zum Verkehr mit seines Gleichen; je höher und ausgebreiteter der Inhalt seines Lebens, um so mehr soll es nicht allein die Einwirkungen anderer blind empfangen, sondern sehend werden auch für die inneren Regungen des Andern, von denen es augenblicklich nicht leidet; auf diesem Verständniß und Mitgefühl beruht jeder Umgang, und eben das, was wir mit diesem Worte sagen wollen, unterscheidet den Verkehr des Lebendigen von aller Wechselwirkung der Stoffe. Jede Gattung wird daher zunächst ihres Gleichen verstehen und schön sein für ihres Gleichen; haben aber einem bevorzugten Geschöpfe seine höheren Lebenszwecke eine Vielseitigkeit der Organisation verliehen, mit deren größerem Reichthum es sich in die einfacheren Regungen weniger begünstigter Geschlechter vertiefen und sie mitgenießend wiederholen und verstehen kann, so werden wir ihm nicht verdenken, wenn es sich zum Richter über die Schönheit aller Gestalten macht und die höchste Vollendung in derjenigen Form findet, die das bedeutendste innere Leben und am deutlichsten jeden leisesten Zug desselben widerspiegelt.

Wie wollten wir leugnen, daß in jeder dieser Rücksichten der menschliche Körper an der Spitze der Geschöpfreihe steht? selbst von denen, deren Bildungsgesetz dem seinigen am meisten ähnlich

ist, durch eine immer noch große Kluft geschieden? Werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die Stufenleiter der thierischen Gestalten, so sehen wir die Entwicklung derselben hauptsächlich darin fortschreiten, daß die Empfänglichkeit der Seele für die Eindrücke von außen immer zarter und leichter erregbar, ihre rückwirkende Herrschaft über die kleinere Welt des Leibes selbst, wie über die größere Außenwelt, immer vielseitiger und doch an immer einfachere Mittel geknüpft wird. Ihre niederen Geschöpfe umgibt die Natur mit starren Panzern und Schalen, die nur den letzten Lärm der Arbeit in den vorgestreckten Gliedern, nicht die lebendige Elasticität auch in der Ruhe des Leibes erscheinen lassen; sie mildert allmählig diese Starrheit; das Federkleid des Vogels, der Pelz des Säugethieres läßt nach und nach mit zunehmender Beweglichkeit die kraftvolle und gelenkige Muskulatur hervortreten, die der Schuppenmantel des Fisches noch völlig verbarg; aber erst die nackte Haut des Menschen verräth alle jene leisen Spannungen und Dehnungen, die einander unterstützend und verstehend, Bewegung oder Gleichgewicht suchend, wie eine zusammenhängende Melodie durch seine Gestalt laufen. Hier zuerst füllt das volle warme Leben mit seinem Pulsschlag ganz die Grenzen der erscheinenden Form aus, während das zierliche Bild des Vogels nur mit einer gerundeten Hülle von Federn, manches vierfüßige Thier nur mit einer Wolke von Haaren einen unschönen und eckigen Körperumriß überkleidet. Aus der unentschiedenen Masse des Leibes tritt im Fortschritt der Thierreihe immer deutlicher das Haupt, die Hülle des herrschenden Willens, in einen gemessenen Gegensatz zu dem übrigen Ganzen; weder dumpf in den Leib zurückgezogen wie in Crustaceen und Fischen, noch allzubeweglich, wie bei schwachsinnigen Insecten an fadenförmigem Stiele schwankend, geht es schon in den Säugethieren als der kraftvoll beherrschende Anfang des Körpers voran, nirgends doch so deutlich an seine Spitze gestellt, wie durch den Hals des aufrecht stehenden Menschen. Und diesem Geiste, dessen Sitz es bildet, gehört eine stille und geräuschlose Macht über die Welt, nicht eine solche, die mit großem Lärm und ungeheurem Aufwande von Mitteln zum

Fahnden der äußern Dinge nur die Anstrengung verriethe, die sie machen müßte. Darum wächst der Umfang des Kopfes nicht mit dem Umfang seiner Leistungen; mit dem Zunehmen der Masse, welche die Seele zu ihren Verrichtungen bedürfte, würde der Zauber ihrer Macht abnehmen; jede Vielfältigkeit hervorspringender Mittel, die sie benutzen müßte, würde nur ihre eigene Hilflosigkeit verrathen. Abenteuerliche Verlängerungen und Auswüchse mag daher die Natur den Sinnesorganen ihrer niederen Geschöpfe geben, in den höheren, und im Menschen am meisten, drängt sie diese Werkzeuge ohne Aufsehen in einen kleinen Raum zurück. Die Augen starren nicht hervortretend in die Ferne, wie in Furcht, daß die Dinge ihnen entlaufen; ruhig unter der Wölbung ihrer Höhlen sind sie vielmehr gewiß, das Fernste dennoch zu beherrschen. Weder zum Ergreifen der Nahrung, noch zum Rufen drängt sich der Mund vor; der bedeutsame Klang des Wortes wird mühelos von der Lippe fließen, denn es ist nicht mehr die Kraft des Schreies, womit die Seele wirken will, jener rohe Laut, zu dessen Entlassung das Thier mühsam Kopf und Hals vorstreckt. Und ähnlich verfährt die Natur in den Organen der Bewegung. Niederen Geschöpfen gibt sie wohl eine Anzahl von Fangarmen mit Saugnäpfen, Warzen, Wimpern, ohne Knochen und Gelenke einer widrigen Verdrehbarkeit fähig; in den höheren beschränkt sie diesen Aufwand, mindert die Anzahl der Glieder überhaupt und besonders die der gleichen und ähnlichen. Sie verringert jene rankende Beweglichkeit einer zu großen Anzahl von Gelenken und läßt diese nur in den Fingern der menschlichen Hand in verkleinertem Maßstab fortbestehen. Aber die wenigen übrig gelassenen Glieder dehnt sie dafür zu warmer Fülle und Rundung aus; Arme und Beine der menschlichen Gestalt durchdringt bis in ihre äußersten Grenzen der Puls des Lebens. Wie anders erscheinen uns die dünnen Beine der Insecten, in vielfachen Gelenken zusammenknickend, äußerlich angeheftete Stelzen, in deren fadenförmige Dimensionen sich unmöglich ein volles Leben scheint verlieren zu können! Wie anders die Steifigkeit des sehnigen Vogelbeins, und wie sehr stehen selbst die Hausthiere, deren Kraft und

elegante Bewegung wir bewundern, an so vollständiger, weicher und kraftvoller Belebung des ganzen Körperumrisses zurück!

Wozu sollten wir jedoch eine Betrachtung fortsetzen, die nur zerstückt jene Vorzüge aufzählen könnte, in deren lebendiger Vereinigung erst die Phantasie den vollen Werth der menschlichen Bildung empfinden würde? Möge deshalb der Anschauung der Natur oder der Kunstwerke diese Aufgabe überlassen bleiben, die bedeutungsvolle Schönheit einer Gestalt nachzufühlen, von welcher unsere Ueberlegungen den praktischen Nutzen hervorzuheben hatten.

Fünftes Kapitel.

Die Verschiedenheiten des menschlichen Geschlechts.

Bedingungen individueller Ausbildung. — Vererbung von Stammformen und individuellen Zügen. — Thierähnlichkeiten. — Verschiedenheit der Racen. — Hypothesen über ihre Entstehung. — Neger, Indianer, Malayen, Mongolen, Kaukasier. — Begriffe von Art und Spielart. —

Eine gewöhnliche Täuschung läßt dem Reisenden in einem neubetretenen Lande jedes Gesicht dem andern ungewöhnlich ähnlich erscheinen; die wirklich vorhandenen gleichen Nationalzüge treten im Gegensatz zu der heimischen Bildung so auffallend hervor, daß ihre eigenen mannigfaltigen Unterschiede im Anfange der Aufmerksamkeit entgehen. Vielleicht ist es ein ähnliches Vorurtheil, das uns überredet, in denjenigen Thierklassen, deren Organisation von der unsrigen weiter abweicht, nur gleichwerthige Exemplare eines Gattungstypus zu sehen, ohne daß das eine vom andern durch wesentlich individuelle Züge, die veränderliche Größe und Kraft der Ausbildung abgerechnet, sich unterschiede. Den Thieren selbst erscheint dies vielleicht anders; indessen werden wir doch mit unserem Vorurtheil schwerlich ganz Unrecht haben. Denn auch in den höheren uns weit ähnlicher organisirten Klassen überwiegt doch, so weit unsere Beobachtung reicht,

das Naturell der Gattung so sehr, daß individuelle Züge kaum merklich gegen dasselbe in Betracht kommen; erst die Hausthiere, denen die Theilnahme am menschlichen Verkehr eigenthümliche und verschiedene Erziehung und Lebenserfahrung verschafft, sehen wir eine größere Mannigfaltigkeit körperlicher und geistiger Individualität entfalten. Und auch das menschliche Geschlecht, das ohne Zweifel durch die Fülle seiner auch körperlich scharf gezeichneten persönlichen Charaktere allen Thiergattungen unvergleichlich voransteht, erzeugt doch nicht von selbst und von Natur wegen diese Mannigfaltigkeit. Je gleichförmiger die Schicksale und Beschäftigungen der Einzelnen, je enger der geistige Horizont, je niedriger und einseitiger überhaupt die Cultur eines Stammes, desto mehr sehen wir auch seine Angehörigen in eine große Monotonie des körperlichen und geistigen Naturells zurücksinken. Um diesen Schwerpunkt des allgemeinen Typus vollzieht nach verschiedenen Seiten hin ausweichend die individuelle Bildung ihre Schwingungen; aber indem wir versuchen wollen, die Weite der Ablenkung, die sie erfahren kann, und die bedingenden Gründe ihrer Eigenthümlichkeiten zu überlegen, betreten wir ein Gebiet, in welchem der bisherige Zustand unserer Kenntnisse uns nicht blos keine Gewißheit, sondern häufig nicht einmal ein entschiedenes Urtheil über die Wahrscheinlichkeit der Hypothesen gestattet, die wir wagen möchten.

Gehen wir von der einzelnen bereits erzeugten Gestalt aus, so finden wir, daß äußere psychische und physische Einflüsse der Erziehung, der Gefühlseindruck der Erlebnisse und die willkührliche Uebung aller Kräfte zwar zu außerordentlichen Unterschieden der geistigen Entwicklung führen können, daß sie dagegen die einmal von Geburt empfangene körperliche Bildung nur unbeträchtlich umgestalten. Hemmungen ohne Zahl freilich können eintreten, welche die ursprüngliche Anlage an vollkommener Entfaltung hindern; und eben dies, daß die Erziehung schon durch Entfernung dieser störenden Hindernisse überraschende Erfolge erzielt, bringt den Schein hervor, als vermöchte sie nicht nur die Entwicklung vorhandener Anlagen zu sichern, sondern auch solche hinzu zu erwerben und anzuerziehen,

die dem Keime der Gestalt fehlten. Mag dies in sehr geringem Maße vorkommen, mögen namentlich Wachsthum und Muskelkraft des Körpers, beide von Natur bestimmt, im Verlaufe des Lebens zuzunehmen, durch eine zweckmäßige Gymnastik gefördert werden, so wird doch im Ganzen weder die Gestaltbildung des Körpers noch seine Anlage zu einseitiger oder krankhafter Entwicklung um sehr Vieles durch die Einflüsse geändert, die erst nach der Geburt auf das lebendige Geschöpf einwirken. Nur auf die Züge des Gesichts und vermittelst der sich einfindenden Bewegungsgewohnheiten auf die Haltung des Körpers, endlich im Allgemeinen auf die Zartheit der äußern Erscheinung überhaupt sehen wir die höhere geistige Ausbildung eine entschieden günstige Nachwirkung ausüben; aber mit dieser ganzen eigenthümlichen Veredlung der Gestalt ist sie doch nicht im Stande, die einmal in der ersten Anlage der Bildung festgestellten Grundzüge derselben zu verwischen. Wer die individuelle Seele als die Schöpferin ihres Körpers betrachtet, wird doch zugestehen müssen, daß ihre gestaltende Kraft bald erlischt, und selbst in dem Zeitraume, in welchem sie eine solche ausüben mag, ist sie doppelt gebunden. Sie ist nicht allein genöthigt, einen Leib zu bilden, der im Allgemeinen den Gesetzen ihrer Gattung entspricht, sondern sie kann auch im Besondern sich von einer Menge eigenthümlicher Züge nicht befreien, die ihren Erzeugern angehörten, und je mehr die Aeltern beide eine gleichmäßige und identische Stammform in ihrer Gestalt repräsentiren, um so sicherer wiederholt auch die Nachkommenschaft diese gewohnte Form, die in dem Typus der Gattung nicht vorgebildet, sondern nur möglich gelassen war. Allmählig indessen sehen wir doch im Laufe der Generationen, ohne daß diese Schranke der Stammform überschritten wird, neue individuelle Eigenthümlichkeiten der Bildung auftreten, über deren Ursprünge wir nur wenige glaubhafte Vermuthungen haben.

Wir wissen nichts über die physischen Vermittlungen, durch welche überhaupt in den Massen der organischen Keime sich die Anlage zur Wiederholung der Gattungsgestalt bildet; nichts über die Hergänge, durch welche die gewöhnliche Aehnlichkeit der Kinder mit

den Aeltern zu Stande kommt; selbst die Ursachen sind unbekannt, welche das Geschlecht des Kindes bestimmen. Um so weniger werden wir die Abweichungen erklären können, durch welche die Uebertragung derselben Stammform allmählig in verschiedene Individualitäten ausläuft. Indessen dürfen wir doch annehmen, daß die veränderten Zustände, in welche der Lauf des Lebens die Organisation der Aeltern bringt, daß ihre erworbenen Krankheitsanlagen, ihre Lebensgewohnheiten, daß endlich ihr zunehmendes Alter selbst einen mitbestimmenden Einfluß auf die Eigenthümlichkeit des Wesens haben mag, das erst noch entstehen soll. Hierin dürften die Umstände liegen, die in derselben Familie, selbst wenn wir einen ursprünglich vollkommen gleichen Formtypus beider Aeltern voraussetzen, doch allmählig eine Reihe individueller Modificationen entspringen lassen. Die Art der Fortpflanzung jedoch, wie sie allen höheren Thieren gemeinsam zukommt, muß sowohl die Weite der Unterschiede zwischen diesen Einzelformen als die Dauer ihrer Erhaltung durch spätere Generationen wieder beschränken.

Wollen wir einmal vorhandene Spielarten eines Gewächses fortpflanzen, so thun wir dies mit sicherem Erfolg nur durch Stecklinge. In ihnen hat eine sehr große Anzahl von Zellen in organischem Zusammenhange sich bereits in jene eigenthümliche Variation der Lebensvorgänge eingewöhnt, durch welche die Spielart sich von der allgemeineren Form der Art unterschied. Dieser starke und massenhafte Strom des Lebens bietet daher eine Kraftgröße dar, welche durch äußere Einflüsse nicht leicht wieder von der eigensinnigen Bahn ihrer Entwicklung abgelenkt werden kann. Der Same der Pflanze dagegen enthält zwar vielleicht in der Anordnung seiner Elemente jene besondere Bildungstendenz auch, aber repräsentirt durch eine verhältnißmäßig geringe Masse, ja wahrscheinlich selbst nur durch einzelne Verhältnisse zwischen einzelnen Theilen dieser Masse. Diese kleinere Größe der Bildungsbewegung drängen die äußeren Einflüsse während der Entwicklung leichter wieder auf den allgemeinen Weg der übergeordneten Stammart zurück, deren Gestalt durch alle Verhältnisse aller Elemente des Samens unter einander weit fester be-

gründet ist. Man sieht daher aus dem Samen der Spielart theils die Stammart, theils andere Spielarten und nur hin und wieder auch vollkommen dieselbe wieder erscheinen. Wählt man diese letzteren Pflänzchen aus und läßt sie völlig unter denselben Bedingungen wachsen und Samen tragen, unter denen ihre Mutterpflanze zuerst ihre eigenthümliche Bildung erlangte, so verfestigt sich zuweilen nach einigen Generationen die Form der Spielart und sie wird dann auch fortpflanzbar durch Samen; aber immer pflegt eine fortgesetzte Ungunst der äußern Umstände sie allmählig wieder in die Gestalt der Stammart zurückzuführen.

Die höhere Thierwelt kennt nur diese letzte Weise der Fortpflanzung. Es ist daher von Anfang an zu bezweifeln, daß jede Eigenthümlichkeit der älterlichen Organisation in den Elementen der Massen, welche in ihnen als Keime der künftigen Gestalt bereitet werden, auf eine wirksame Weise repräsentirt sein werde; nicht darauf kommt es natürlich an, wie der erzeugende Körper gebildet sei, sondern darauf, welche von seinen Bildungszügen sich in bestimmten Verhältnissen der Keimtheile so ausprägen, daß sie in der folgenden Entwicklung des Erzeugten sich wiederholen müssen. Den Einfluß allgemeiner Verstimmungen des Stoffwechsels und der ernährenden Functionen, weitverbreiteter Krankheiten der Säfte oder des Nervensystems würde man daher zuzugeben wohl geneigt sein; die Nachwirkung solcher Veränderungen mag sich auch auf die Bildung der Fortpflanzungskeime erstrecken, und mit den erblichen Krankheitsanlagen, die sie denselben mittheilt, würde sie auch eine gewisse Abweichung der entstehenden Gestalt von den allgemeinen normalen Verhältnissen bedingen können. Diese Abweichung würde eine Aehnlichkeit mit der eigenthümlichen Bildung der Aeltern sein, wenn auch deren Constitution sich bereits unter dem Eindruck einer überlieferten Krankheitsanlage bildete; sie würde dagegen die Kinder von den Aeltern unterscheiden, wenn erst eine im Laufe des Lebens eingetretene Störung den Organismus der letztern innerlich umgestaltete, ohne seine fertige äußere Form noch wesentlich modificiren zu können. Viel weniger glaublich würden wir die Vermuthung finden, daß ganz specielle

Einzelheiten der Gestalt, am unglaublichsten, daß zufällige Verstümmelungen sich als angeborne Bildungen in den Kindern wiederholen sollten. Die Erfahrung zeigt indessen doch den ersten Fall außerordentlich häufig; besondere Formen der Lippen, der Augen, der Nase gehen deutlich erblich durch viele Geschlechter; selbst Mißbildungen, die keine Rechtfertigung in dem allgemeinen Typus der Gattung finden, wie sechsfingerige Hände, pflanzen sich in dieser Weise fort; nur die Anerbung zufälliger, nicht schon den Aeltern anerzeugter Mißformen hat keine sichere Erfahrung für sich. Im Ganzen ist daher die Ueberlieferung der einmal in die Züge der Organisation aufgenommenen Einzelheiten genauer, als wir dachten; aber eben dies erklärt weit mehr die unveränderte Fortpflanzung einmal bestehender Eigenthümlichkeiten, als ihre erste Entstehung innerhalb eines gemeinsamen Typus. Fast nur die Krankheitsanlagen sind uns in ihrer Entstehung und ihrem allmähligen Einschleichen in die Bildungstriebe der Generationen begreiflich; aber die Mannigfaltigkeit der Einzelformen, die sich aus dem menschlichen Typus entwickeln, besteht nicht in einer Vielheit bloßer Verkümmerungsweisen.

Aber ehe wir diese Betrachtung fortsetzen, haben wir des andern Hindernisses zu gedenken, welches sich der Verfestigung und Fortpflanzbarkeit einer irgendwie entstandenen speciellen Bildung zu widersetzen scheint. Es ist die Kreuzung der Geschlechter. Die Pflanze erzeugt männliche und weibliche Blüthenorgane meist in engster Nachbarschaft recht eigentlich auf demselben Stamme; die Summe aller Lebensbedingungen, die auf beide eingewirkt und sie gezeitigt haben, ist dieselbe; es ist zu erwarten, daß unter so günstigen Verhältnissen die Beiträge, welche jedes von ihnen zur Gestalt des Sämlings geben will, unter einander völlig einstimmig sind und genau zur Reproduction der Stammgestalt in einander greifen. Die Aeltern eines Thieres, wie vollkommen sie auch immer denselben Typus ursprünglich getheilt haben mögen, sind doch unter mannigfaltig verschiedenen Bedingungen aufgewachsen; am meisten wird bei dem Menschen, dessen Lebenskreise die größte Verschiedenheit darbieten,

die Individualisirung jenes gemeinsamen Charakters fortgeschritten sein. Unter den Veränderungen, die hierdurch die Körper erfahren haben, mögen viele sein, die auf keine physisch wirksame Weise sich in der Fortpflanzung gelten machen; andere werden dies thun. Aus dem Zusammentreffen so verschiedener Bildungstriebe können daher allerdings neue Formen der Nachkommen entstehen; aber dieselbe Kreuzung, welche auch ferner jede so entstandene Eigenthümlichkeit mit einer ihr fremden zusammenzuwirken nöthigt, wird die Verfestigung und unveränderte Fortpflanzung einer jeden hindern. Je mehr namentlich die moralische Sitte dazu führt, über den engen Kreis der Verwandtschaft hinauszugehen, in welchem dieselbe Bildungsform herrscht, um so mehr wird die Vermischung heterogener Eigenheiten das Auseinandergehen der Stammform in feste sehr abweichende Gestalten verhüten, und dafür ein allgemeines beständiges Schwanken in kleinen Grenzen um die Mittellage eines ziemlich gleichbleibenden Durchschnittstypus hervorbringen.

Nach welchen Gesetzen übrigens die Verschiedenheit der älterlichen Körperbildung die des Kindes bedingt, auch darüber haben wir nur wenige allgemeine Erfahrungen. Wenn man annehmen kann, daß durchschnittlich die Abkömmlinge die Mitte zwischen beiden Aeltern halten, so ist doch fraglich, was diese Mitte selbst bedeutet. In einzelnen Beziehungen, wie vielleicht in Betreff des Wuchses, der Körperfülle und mancher Eigenthümlichkeiten der Constitution scheinen die beiden Bildungstriebe in der That sich wie zwei mechanische Kräfte zu einem resultirenden Gesammtproduct zu verbinden, an welchem jeder von ihnen nach seiner Stärke seinen proportionalen Antheil hat; in der physiognomisch bedeutsamen Bildung des Gesichtes dagegen glauben wir häufig eine Zusammensetzung aus einzelnen Zügen zu sehen, deren einige dem Vater allein, andere nur der Mutter gehören, so daß in der Gesammtform fast wie in einer chemischen Verbindung das eine Element an die Stelle des andern mit ihm gleichbedeutenden substituirt erscheint. So ist es nicht selten, die Augen der Mutter und das Haar des Vaters in einem kindlichen Gesicht verbunden zu sehen, dessen übrige Züge vielleicht eine Mischung

der Eigenthümlichkeiten beider bilden. In andern Fällen überwiegt jedoch einseitig der väterliche oder mütterliche Charakter vollständig, ohne daß die Bedingungen dieser Erscheinung bekannt wären. Nur in Bezug auf das Geschlecht der Kinder ist es eine wahrscheinlich allgemein geltende Erfahrung, daß, wenn der Vater älter ist, mehr Knaben geboren werden, und daß dies um so mehr zunimmt, je älter der Vater im Verhältniß zur Mutter ist. Man hat hierin einen der Gründe finden wollen, welche das allgemeine Ueberwiegen der Anzahl der gebornen Knaben über die der Mädchen bedingen, und ungefähr 21 männliche Kinder auf 20 weibliche kommen lassen. Da jedoch jene Altersdifferenz die Geburt weiblicher Kinder doch nicht ausschließt, so klärt uns diese Erfahrung wenig über die Ursachen des bekannten Thatbestandes auf. Die größere körperliche Kraft und Rüstigkeit des einen Theils scheint in der Fortpflanzung das Geschlecht der Kinder nicht nach sich zu bestimmen, ja nicht einmal im Stande zu sein, in der Constitution der letztern den Einfluß körperlicher Schwäche oder Krankheit des andern Theiles völlig auszugleichen. Daß ferner eigenthümliche Bildungstriebe eine Generation überspringen oder in ihr schlummern bleiben können, und daß die Züge der Großältern oft ausdrucksvoller an den Enkeln wiederkehren, ist eine bekannte und oft gemachte Bemerkung. Aber selbst die von der neueren Zeit verfehmte Annahme, daß die Phantasie der Mutter ihrem Kinde die Züge eines Bildes mittheilen könne, an dem sie sich versehen, kann ich in Betracht nicht abzuleugnender Thatsachen nicht für unmöglich ansehen, obgleich ich in der Ueberzeugung, daß die gestaltende Kraft der Seele eng begrenzt sei, die abenteuerlichen Mißbräuche dieses Gedankens zur Erklärung aller möglichen Bildungsfehler gern preisgebe.

Fassen wir nun unsere Betrachtungen zusammen, so ist es nur ein Gedanke, den wir über den Ursprung der individuellen Formeigenthümlichkeiten hegen können. Die Lebensgeschichte, die für jeden Einzelnen eines Stammes doch immer eine besondere ist, arbeitet durch abweichende nie ganz gleichartig Mehreren zugemessene Einflüsse seine Organisation zu einer charakteristischen Bildung aus.

Sind dieſe Einwirkungen nun nicht im Stande, die ſchon verfeſtigte Körpergeſtalt deſſen, der ſie erfährt, merklich von dem allgemeinen Typus ſeiner Gattung abzulenken, ſo kann doch ein ſtärkerer Nachklang derſelben in der folgenden Generation eintreten, deren ganze Entwicklung von ihren zarteſten Anfängen an bereits unter dem Einfluß dieſer veränderten Conſtitution ihrer Erzeuger ſteht. Das Ungleichgewicht der Verrichtungen, das Vorwiegen der Thätigkeit einer beſonderen Organgruppe, die ſpecielle Richtung, welche die Stoffbereitung des Körpers genommen hat, die einſeitigen Erregungen des Nervenſyſtems, endlich die Gewohnheiten, welche Gemüth und Phantaſie angenommen haben und deren zarter Einfluß auf die Bildung der Geſtalt in der Entſtehung des Organismus merklicher ſein kann, als in der Umgeſtaltung des fertigen: alle dieſe Bedingungen, die in den älterlichen Körpern gegeben ſind, mögen einen urſprünglichen Stammcharakter in verſchiedene Individualitäten zu zerbilden im Stande ſein. Und wie überall die organiſche Natur nicht leidet, daß ein Beſtandtheil ihrer Erzeugniſſe ohne Rückſicht auf die übrigen und ohne eine compenſirende Umgeſtaltung auch in ihnen verändert werde, ſo wird dieſe Summe von Bedingungen eigenthümliche Umformungen auch in ſolchen Theilen hervorbringen, auf welche ſich unmittelbar ihr wirkſamer Einfluß nicht erſtreckte. Die Folgerichtigkeit der organiſchen Bildung kann daher den neu entſtehenden Körper noch weiter und charakteriſtiſcher von der Form der Aeltern entfernen, als es aus den einzelnen Motiven der Umformung zu vermuthen war. Man muß hierin den Grund der Acclimatiſirung ſehen, die im Laufe mehrerer Geſchlechter die ſpäteren mit äußeren Bedingungen ausſöhnt, an denen ihre Vorfahren zu Grunde gingen; die körperliche Bildung der Nachkommen iſt ohne Zweifel hier eine mehr in ſich ſelbſt harmoniſche geworden und hat in neuen Formen das Gleichgewicht wieder gewonnen, welches die fertige und unnachgiebige der Vorfahren unter dem Drucke ungewohnter äußerer Nachtheile verlor.

Vielleicht kann derſelbe Gedanke von einer durchgehenden Einheit der organiſchen Geſtaltung noch in anderer Weiſe einen Leit-

faden durch die Mannigfaltigkeit der individuellen Formen bieten. Obgleich die Verschiedenheit dieser Formen so groß ist, daß es möglich wird, jeden Einzelnen durch einen Namen von allen übrigen zu unterscheiden, so ist es doch unwahrscheinlich, daß sie eine ganz principlose Vielheit sei, in der Art, daß irgend eine specielle Bildung des einen Körpertheils mit jeder beliebigen Gestalt eines andern Theils eine Combination bildete, deren Verwirklichung den aufbauenden Kräften des Organismus möglich wäre. Die Willkühr des Carricaturenzeichners geht ohne Zweifel über Grenzen hinaus, welche die Natur selbst innehalten muß. Nicht jede Bildung des Kopfes wird mit jedem Wuchs, nicht jede Armform mit jeder beliebigen Gestalt des Fußes zusammen möglich sein, noch ganz abgesehen von ausschweifenden Größenverhältnissen, durch welche am leichtesten die spielende Phantasie abenteuerliche und unmögliche Bildungen hervorbringt. In der allgemeinen Gleichung, welche das Gesetz des Körperbaues enthält, werden nur bestimmte Werthe der veränderlichen Größen, aus denen sie zusammengesetzt ist, zu einer möglichen und ausführbaren Form combinirt werden können. Nun ist es nicht unwahrscheinlich, daß diejenigen Verbindungsweisen der Theile, die zu einem festen Gleichgewicht zusammenstimmen, keine andern sind, als die, welche die Natur auch sonst in der Bildung anderer selbständiger Gattungstypen befolgt. Es ist eine alte und bekannte Bemerkung, auf welche Jeder im täglichen Leben von neuem verfällt, wie sehr Physiognomie, Haltung und Bewegung einzelner Menschen an bestimmte Thierarten erinnert. Ich möchte diese Beobachtung nicht dahin gedeutet sehen, daß auch hier die Natur sich in einer grundlosen Wiederholung früherer Typen gefalle, die hier gewiß am unrechten Orte sein würde, wenn sie nicht durch eine mechanische Nothwendigkeit sich rechtfertigen könnte. Bei der durchgehenden Gleichheit des allgemeinsten Formgesetzes, welches die ganze Reihe der Wirbelthiere beherrscht, ist der Gedanke an eine solche Rechtfertigung möglich. Sobald die Natur einmal durch irgend welche Nebenbedingungen von der allgemeinen Normalgestalt des Menschen zu irgend einer charakteristischen Ablenkung veranlaßt ist, wird sie am liebsten und

bequemsten in einen der andern feststehenden Accorde verfallen, welche sie in andern Thiergattungen zu beständigen Typen ausgeprägt hat, und deren leichte Ableitbarkeit aus dem allgemeinen Formprincip des Wirbelthierreichs eben dadurch bezeugt wird. Allerdings wird sie nicht zu der übrigen menschlichen Gestalt einzelne thierische Züge hinzufügen, sondern den menschlichen Umriß überall festhalten; aber innerhalb desselben wird sie doch die charakteristischen Lineamente einer Thierart mit jener deutlichen Annäherung an den Gesammteindruck wiederholen, welche wir alle besser aus unmittelbarer Anschauung kennen, als es hier möglich sein würde, sie zu schildern. Man könnte hinzufügen, daß die alltägliche Beobachtung gewöhnlich nur in der Form einzelner Theile, namentlich des Gesichtes, jene Thierreminiscenzen findet, daß sie aber in der That vielleicht regelmäßig durch die ganze Gestalt und ihre Verrichtungen gehen.

Wer hätte nicht blasse Leute gesehen, mit wenig Haar, fischartig hervorquellenden runden Augen, dem Munde des Karpfens? Ihre Lippen haben die Gewohnheit des Schmatzens, ihre Haut ist kalt und feucht; sie treten selten hörbar auf, sondern gleiten auf platten Füßen, deren ganze Sohle den Boden berührt, mehr schlürfend umher. In andern gesellt sich zu der Adlernase die scharfe rundbogig geschwungene Kante der Augenhöhle, der dunkle glänzende Blick des Vogels; ihr Gesicht ist nicht breit, ihr Mund, ohne hervorzuragen, dennoch nach vorn zugespitzt; der längere Hals, die schmalere Brust, der hohe Spann des Fußes mit gehöhlter Sohle, rasche Bewegungen, oft von jener abspringenden Eckigkeit, die dem gehenden Vogel eigen ist, vollenden dieses nicht minder charakteristische Bild. Kleine weiße, meist etwas unregelmäßig stehende Nagezähnchen in zierlicher Kinnlade, mit länglicher Gesichtsform und Vorliebe für trockene süße vegetabilische Speise, kommen zusammen mit kleinem schlanken Körper und artiger Nettigkeit der Bewegungen vor; an ganz andere Thierformen erinnert das mächtige Gebiß mit zermalmenden Backzähnen und hervorstehenden Eckzähnen, das offenbar für Fleischnahrung und Knochen bestimmt, in einem breiten Gesicht sich öffnet, mit stark hervorspringenden Jochbogen, runder Form des Kopfes

überhaupt, unterſetzter Geſtalt, kurzen und kraftvollen Fingern der Hand verbunden. Aber anſtatt dieſe Bilder zu mehren, wollen wir vielmehr den Zweifel ausdrücken, ob wir in der That ein Recht haben, ihnen ſo viel Bedeutung zuzugeſtehen. Unleugbar iſt das ganze Gebiet ſolcher Vergleiche ſehr ſchlüpfrig, und indem wir in ihnen ein ernſthaftes Geſetz der Geſtaltung zu ahnen glauben, könnte es uns begegnen, daß wir nur mit dem Uebermuth künſtleriſcher Phantaſie einige wenige wirklich vorkommende Züge zu gar nicht vorkommenden übereinſtimmenden Geſammtbildern ausmalen. Man braucht nicht ſehr ſcharf hinzuſehen, um ſchon in den eben angeführten Beiſpielen einzelne Züge zu entdecken, die zwar äſthetiſch beſtechend, aber doch, ſo weit unſere jetzige Kenntniß ſie zu beurtheilen erlaubt, phyſiologiſch ohne Sinn ſind. Wir müſſen daher die Kritik dieſes Gedankens überhaupt von einem viel ſorgfältigeren und ſcrupulöſeren Studium der wirklich vorkommenden Geſtalten erwarten, als es bisher, der gelegentlichen Beobachtung des täglichen Lebens überlaſſen, ſtattgefunden hat; aber allerdings glauben wir, daß eine ſolche Kritik aus dem Schwalle phantaſtiſcher Vergleichungen einen Kern von Wahrheit herausfinden würde.

Kehren wir nun von dieſen Bemerkungen über die Entſtehung individueller Bildungen zu dem allgemeinen Typus eines Stammes zurück, ſo macht uns die Zähigkeit, mit welcher ganz ſpecielle Familiencharaktere ſich oft durch viele Geſchlechter erhalten, darauf aufmerkſam, mit wie viel größerer Conſequenz ohne Zweifel jeder allgemeinere in ſich harmoniſche Stammcharakter ſich gegen ſeine Verwiſchung wehren wird. Wir können nicht zweifeln, daß eine Nation, deren ſämmtliche Glieder einmal dieſelbe Grundform übereinſtimmend theilen, ſelbſt die geringſten Eigenthümlichkeiten derſelben ſtetig vererben werde, ſo lange keine Kreuzung mit anders gebildeten Stämmen eintritt. Das Mißtrauen, welches man dabei gegen die Kraft und Lebensfähigkeit von Geſchlechtern hegt, die lange nur durch Kreuzung innerhalb eines engen Kreiſes nahe verwandter Formen ſich fortpflanzten, iſt einem natürlichen Stammcharakter gegenüber ohne Grund, und gilt nur, wo einſeitige Ein-

flüsse der Cultur in einzelnen Familien eben jenem allgemeineren Charakter eine specielle Ausbildung gegeben haben, deren fortdauerndes Anwachsen ein Ungleichgewicht des ganzen organischen Lebens bedingt. Ueberblicken wir die Geschichte der Völker, so sehen wir überall da, wo eine solche ungestörte einheimische Abfolge der Generationen stattgefunden hat, die alten nationalen Physiognomien und die Eigenthümlichkeiten des Körperbaues durch Jahrtausende unverändert fortdauern. Die Denkmäler Assyriens und Aegyptens, um viele Jahrhunderte unserer Zeitrechnung vorangehend, lassen uns in ihren bildlichen Darstellungen die Gestalten und Gesichtszüge derselben Völker erkennen, die noch jetzt jene Gegenden bewohnen. Der Charakter des israelitischen Volkes hat sich trotz seiner Zerstreuung durch alle möglichen Klimate überall kenntlich erhalten und läßt nur eine gewisse Anzahl beständig wiederkehrender Variationen wahrnehmen. Selbst die unterscheidenden Züge des griechischen, des römischen, des celtischen und des germanischen Körperbaues lassen sich trotz der außerordentlichen Durcheinanderwürfelungen, welche diese Nationen im Laufe der Geschichte erfahren haben, noch immer in einzelnen Landstrichen als die herrschenden Formen der leiblichen Bildung wieder erkennen. Und in der That hatten wir keinen Grund, es anders vorauszusetzen. Die Organisation einer natürlichen Art ist nicht eine so gebrechliche und in sich unharmonische Maschinerie, daß sie voraussichtlich nur in seltenen Glücksfällen sich in der Fortpflanzung vollkommen gleich wieder erzeugte; mit Unrecht würden wir ein Mißtrauen dieser Art, das uns bei der Vorausberechnung der Erfolge künstlicher Vorrichtungen überkommt, auf die regelmäßige Vorausbestimmung von Naturereignissen übertragen. Räthselhaft ist daher weit weniger die zähe Beständigkeit der Stammarten, als vielmehr die erste Entwicklung derselben selbst, sobald wir voraussetzen, daß auch sie, mit ihren weit größeren Unterschieden von einander, sich in ähnlicher Weise aus einem allgemeineren Gattungscharakter entwickelt haben, wie wir die kleineren Variationen der individuellen Bildungen aus der Form eines Stammes hervorgehen sehen.

Daß diese vielerwogene Frage von der Arteinheit oder Nicht-

einheit des ganzen menſchlichen Geſchlechts bis jetzt eine entſchiedene Antwort nicht erhalten könne, wird, wie ich glaube, ziemlich das allgemeine Gefühl aller Unbefangenen ſein. Aber ein Bedenken drängt ſich doch überhaupt ſogleich gegen die Stellung der ganzen Frage auf. Es würde eine willkührliche Vorausſetzung ſein, dem abgeſtuften Klaſſenſyſtem, in welchem wir Familien unter einen Stammnamen, Stämme unter den Begriff einer Nation, Nationen unter die Bezeichnung einer Race vereinigen, um endlich alle Racen in den einen Gipfel der menſchlichen Gattung zuſammenlaufen zu laſſen: es würde willkührlich ſein, dieſer Stufenordnung neben der logiſchen und phyſiſchen zugleich durchgängig eine hiſtoriſche Bedeutung zu geben. Logiſch allein iſt allerdings ihr Sinn nicht; denn wir können nicht meinen, lediglich zur Bequemlichkeit unſerer Ueberſicht Geſtalten hier zuſammengeſtellt und angeordnet zu haben, ohne daß ein in ihrer Natur liegender Zuſammenhang der Verwandtſchaft ſowohl dieſe Vereinigung als die Reihenfolge der Stellung rechtfertigte. Aber ebenſo, wie wir die verſchiedenen Gattungen der Pflanzen als verwandte Modificationen eines allgemeinen Typus faſſen, der doch an ſich ſelbſt, als Pflanze überhaupt, nie eine Wirklichkeit hatte, ſo können jene Unterſchiede der Menſchenracen Abwandlungen eines Gattungscharakters ſein, der als ſolcher ihnen eben ſo wenig in natürlicher Wirklichkeit voranging. Sie ſind ſämmtlich die möglichen Fälle, die aus der allgemeinen Gleichung des menſchlichen Weſens entſpringen können, wenn die einzelnen Parameter, von denen die charakteriſtiſche Einzelform ſeiner Bildung abhängt, entweder ſo oder anders beſtimmt werden. Bei unſerer Unkenntniß dieſer Gleichung und ihrer phyſiſchen Verwirklichungsweiſe iſt es eine nicht ſogleich widerlegbare, aber doch willkührliche Annahme, daß der allgemeine Gattungstypus zu Anfang in einer wirklichen, und nur in Einer wirklichen Form ſich ausgeprägt habe, die verſchiedenartige Beſtimmung der Parameter aber, von der die ſpäteren Unterſchiede abhängen ſollen, an dieſem ſchon beſtehenden Naturgeſchöpf erſt nachträglich und ſucceſſiv durch die Einwirkung äußerer Lebensbedingungen erfolgt ſei. Wir müſſen überall vielmehr der andern

Möglichkeit eingedenk bleiben, daß jede einmal erfolgte Realisirung des allgemeinen Typus in irgend einer wirklichen Form gerade die historische Entwicklung anderer Formen aus dieser abgeschnitten habe, ganz ebenso, wie der Körperbau des Kindes in weiten Grenzen unbestimmt ist, so lange es noch nicht erzeugt ist, sondern nur die Organisation der Aeltern feststeht, von denen es hervorgebracht werden soll; das Erzeugte dagegen hat nur Eine Constitution mit Ausschluß aller übrigen.

Es ist natürlich, daß man zwischen beiden Möglichkeiten durch die genauere Analyse des bestimmten vorliegenden Falles wird zu entscheiden suchen. Niemand wird an ein Ursäugethier denken, das einst gelebt, und aus dem durch äußere Einflüsse erst Elephanten, Kameele und Rinder allmählig entstanden seien; in den Variationen des menschlichen Geschlechtes dagegen komme kein so excessiver Unterschied vor, der eine historische Ableitung aus Einem Quelle verbiete. Es ist wahr: keine Menschenrace besitzt ein physiologisch bedeutsames Organ, das der andern fehlte; in keiner haben vielfach vorhandene Theile, wie Zähne oder Fingerglieder, naturgemäß eine andere Anzahl als in einer andern; keine einzige Articulation des Skelets, keine Muskelschicht ist in verschiedenen Racen nach verschiedenen Principien gebildet oder gelagert; alle sind zu aufrechtem Gange geschaffen, alle sprachfähig; die physiologischen Verrichtungen theilen sie alle nach einem gemeinsamen Plane; in der Lebensdauer, in der Dauer der Schwangerschaft, in dem Eintritt der Mannbarkeit finden sich neben den zahlreichen Schwankungen, denen das menschliche Geschlecht in Bezug auf jeden dieser Punkte ausgesetzt ist, keine beständigen Zeitunterschiede, welche die verschiedenen Racen von einander trennten. Alle ihre Differenzen sind Abweichungen in den Größenproportionen der Körpertheile und hauptsächlich in der Bildung und Färbung der äußeren Bedeckungen. Gewiß, wenn die Natur nicht den Neger schwarz, den Indianer roth gefärbt hätte, so würde in der ganzen übrigen Organisation dieser Stämme zwar vielleicht der sonderungslustige Sinn des Naturforschers, aber nie die allgemeine Phantasie der Menschen einen Grund gesucht haben, sie

als verſchiedene Arten zu behandeln und von einem gemeinſamen Urſprunge auszuſchließen. Denn die wirklich noch vorhandenen Unterſchiede gehen, wie alle Differenzen, die nur auf Größenverhältniſſen und deren wechſelnden Combinationen beruhen, durch unzählige Mittelſtufen in einander über; ſelbſt die Farbencontraſte mildern ſich durch die Beobachtung, daß zwar eigentliche Mitteltinten nicht vorkommen mögen, daß dagegen in einzelnen Fällen, in einzelnen Hautflecken am Ende jede Race das unterſcheidende Pigment der andern produciren kann, daß folglich auch dieſe Abweichungen immer wieder aus einem allgemeinen Gattungscharakter entwickelbar erſcheinen. Fügen wir endlich hinzu, daß verſchiedene Racen ſich durch Kreuzung fortzupflanzen im Stande ſind, ſo geht aus alle dem ohne Zweifel hervor, daß die engſte Analogie der phyſiſchen Bildung alle dieſe Variationen des menſchlichen Geſchlechtes vereinigt.

Aber alle dieſe Umſtände, ſelbſt der letzte, wie ich ſpäter zu bemerken haben werde, beweiſen nicht, daß dieſe phyſiſche Analogie auch eine hiſtoriſche Verwandtſchaft des Urſprungs einſchließe. Jene beſchwichtigenden Vergleiche ſind unſicher, die den Abſtand zweier Extreme durch unzählige Mittelſtufen verwiſchen möchten; denn eben, wenn wir zugeben, daß durch unmerkliche Größenveränderungen das eine in das andere übergehen könne, ſo iſt auf dieſe Weiſe zuletzt Alles aus Allem zu machen. Es handelt ſich aber darum, ob die Natur mit ihren wirkenden Kräften an dem phyſiſchen Material, welches ſie bearbeitet, gerade dieſe Reihe von Uebergängen vollziehen kann, welche unſere Phantaſie an dem bloßen Bilde einer Geſtalt mit größter Leichtigkeit ausführt. Es fällt nicht ſchwer, in Gedanken jede Kryſtallform durch immer wiederholte kleine Abſtumpfungen und Zuſchärfungen der Kanten und Ecken zuletzt in jede andere zu verwandeln. Aber die Mineralien ſind eigenſinniger; ſie verweigern oft durchaus, neben ihrer gewöhnlichſten Form eine andere anzunehmen, die blos ſtereometriſch betrachtet, jener ganz nahe verwandt ſcheinen könnte; für die bildenden Kräfte lag ſie doch ſehr weit ab und war gar nicht erreichbar. Von der menſchlichen Geſtalt wiſſen wir gar nicht, welchen großen oder kleinen Werth für ſie jene Pro-

portionsverschiedenheiten haben, die wir in den Racen antreffen; den Werth der Hautfärbung dagegen bin ich sogar geneigt sehr hoch anzuschlagen, denn durch die Bildung der Haut überhaupt unterscheidet der Mensch sich sehr wesentlich von den Thieren.

Nun ist es wahr, daß die in früheren Zeiten lebhaft bemerkten Contraste zwischen den einzelnen Racen sich gegenwärtig durch die bessere Kenntniß vieler Zwischenformen, welche ihre extremsten Formen unter einander nähern, etwas gemildert haben. Allein einen erheblichen Beweis für die Einheit des ganzen Geschlechtes kann ich doch hierin nicht finden. Geschichtlich ist es äußerst unwahrscheinlich, daß nicht schon früh selbst zwischen Stämmen von sehr abweichender Bildung Kreuzungen stattgefunden haben sollten, aus denen allmählig eine Menge von Mittelformen entstanden sein kann. Wir können daher freilich nicht geneigt sein, jede Stammeigenthümlichkeit, die sich jetzt noch vorfindet, selbst wenn sie in größeren Bezirken herrschend vorkommen sollte, unmittelbar als eine ursprüngliche besondere Form der menschlichen Gattung zu betrachten. Es liegt in der Natur der Sache und ist immer so gehalten worden, daß hier, wie bei der Betrachtung jeder Mannigfaltigkeit, in der durch viele Mittelstufen am Ende sehr verschiedenartige Glieder verbunden sind, unsere Aufmerksamkeit sich besonders auf jene ausgezeichneten Punkte der Reihe richtet, in denen Merkmale, welche von da nach beiden Seiten hin an Deutlichkeit und Reinheit abnehmen, sich am bestimmtesten zu einem in sich abgeschlossenen und ausdrucksvollen Bilde verdichten. Finden wir nun, daß es solcher Punkte mehrere gibt; finden wir, daß eine Menge eigenthümlicher Bildungszüge, die in verschiedenen Stämmen vereinzelt und andeutungsweise vorkommen, sich in andern allmählig sammeln und eine gewisse ausschließliche Combination unter einander eingehen; finden wir, daß sie zuletzt, jeder einzelne deutlicher hervortretend, eine immer festere und charakteristischere Verbindung knüpfen, und sehen wir endlich, daß dies so entstehende Bild nicht nur eine zufällig irgendwo vorkommende Sonderbarkeit, sondern das gleichförmige Gepräge einer großen, ausgedehnten, immer in gleicher Weise sich wieder erzeugenden Nation ist: so gestatten diese That-

ſachen zunächſt gewiß nur den einen wahrſcheinlichen Schluß, daß man in jedem ſolchen Bilde eine urſprüngliche Geſtaltungsform erreicht habe, die nicht aus vielerlei bedingenden Umſtänden allmählig zuſammengefloſſen ſei. Viel eher werden wir die Mittelformen, die zwiſchen dieſen ausgezeichneten Punkten liegen, als Producte ſolcher Nebenbedingungen faſſen, welche die eine oder die andere jener feſteren Stammformen in minder charakteriſtiſche Bildungen abgelenkt haben. Die Geſtalten des Negers und des rothen Indianers ſind beiſpielsweis zwei ſolche durchaus lebendige und in ſich zuſammenſtimmende Gemälde, deren einzelne Züge eine unbefangene Anſchauung kaum aus tauſend verſchiedenen kleinen Einwirkungen von außen würde herleiten mögen. Es kommt hiergegen ſehr wenig in Betracht, daß auch ohne Kreuzung der Racen manche Europäerköpfe den Typus des Negers oder ſein Wollhaar zeigen; eine Thatſache, die ohnehin, wenn man nicht eine ziemlich oberflächliche Aehnlichkeit für Gleichheit nehmen will, außerordentlich viel ſeltner ſein dürfte, als angenommen wird. Es kommt wenig in Betracht, daß auch unter Negern einzelne weiße oder hellfarbige Kinder geboren werden, unter Europäern partielle Hautſchwärzungen vorkommen. Alle dieſe Erſcheinungen ſind aus Krankheit oder local und zeitlich beſchränkten Bedingungen erklärbar; keine tritt bei großen Völkern dieſer Racen als eine durch Jahrhunderte hindurch gleichförmig wiederkehrende Aeußerung ihrer lebendigen Geſtaltungstriebe auf. So lange daher nicht andere Erwägungen uns eine entgegengeſetzte Anſicht aufdrängen, wird die urſprüngliche Verſchiedenheit einer nicht ſehr großen, obgleich vielleicht niemals genau beſtimmbaren Anzahl von Stammformen die natürlichere Annahme ſein; doch hat es allerdings ein ſelbſtändiges naturwiſſenſchaftliches Intereſſe, der Möglichkeit einer Umformung dieſer Typen in einander nachzuforſchen.

Die Verſchiedenheiten der Wohnplätze, der Klimate, der Nahrung und Lebensweiſe, ſo wie der geiſtigen Cultur ſind als Bedingungen dieſer Umwandlung in Anſpruch genommen worden. Geſchichtliche Beobachtungen liegen indeſſen nicht vor, welche von irgend einer Combination dieſer wandelbaren Elemente die Fähigkeit bezeugten,

jene so weit gehenden Veränderungen der menschlichen Entwicklung hervorzubringen. Wir sind genöthigt, stückweis die Wirkungen zusammenzulesen, die jedes von ihnen in geringerem Maße auf die Gestaltung einzelner besser bekannter Stämme ausübt, und doch sind selbst diese Einzeleinflüsse noch nicht alle durch genügende Beobachtungen sicher gestellt; noch unsicherer wird das Bild ihres Gesammterfolges sein, das wir uns entwerfen. Die Wirkung, welche Licht und Schatten auf die Haut äußern, war ohne Zweifel wenigstens für die außerwissenschaftliche Phantasie immer der überredendste Beweis für die Macht des Klima. Daß die heiße Sonne Sudans den weißen Menschen zum Neger geschwärzt, galt als die natürlichste Hypothese, der etwas schüchterner als Gegenbild die Vermuthung nicht gefehlt hat, der ursprünglich schwarze Urmensch sei unter günstigen Bedingungen allmählig zum Kaukasier gebleicht. Der weiße Menschenstamm schien in seinen beiden Varietäten, der blonden gelb- oder rothhaarigen lichthäutigen blauäugigen und der brünetten schwarzhaarigen dunkelhäutigen schwarzäugigen, schon die Anlage zu einem Auseinandergehen in verschiedene Racen zu tragen; fügte man die Annahme hinzu, daß die Färbung der Haare und der Haut auf einem und demselben physiologischen Grunde beruhe, so lag die Hoffnung nahe, die Mannigfaltigkeit der Typen aus diesem einen entwickeln zu können. Die Thatsachen entsprachen dieser Hoffnung nicht. Der ganze durch alle Zonen ausgedehnte Continent Amerikas war von dem trotz zahlreichen Modificationen doch identischen zimmtbraunen Stamme bewohnt, von dem nur die nördlichste Bevölkerung in den Polargegenden abweicht; in der heißen Zone der alten Welt finden sich von West nach Ost Negervölker, braune malayische Stämme und weiße kaukasische unter kaum verschiedenen klimatischen Bedingungen; in den gemäßigten Erdgürtel theilen sich kaukasische und mongolische Bildung. Nie hat ferner, wo eine Kreuzung der Racen mit Sicherheit ausgeschlossen war, ein weißer Stamm unter den Tropen mit der oberflächlichen Hautbräunung zugleich ihre negerartige Sammtglätte, sein Haar die Natur der Wolle, seine Kopfbildung den Typus der schwarzen Race oder sein geistiges

Leben das Naturell derſelben angenommen, noch iſt umgekehrt mit der Verbleichung, die das Colorit des Negers unter einem unzuſagenden kältern Klima erfährt, ein wirklicher Uebergang in kaukaſiſche Bildung verbunden geweſen. Nachdem die Negerbevölkerung Amerikas ſo zahlreiche Gegenſtände der Beobachtung dargeboten hat, lohnt es ſich nicht mehr, auf einzelne unanalyſirbare Erzählungen früherer Zeit zurückzukommen, nach denen irgend ein einzelner Neger in Europa gebleicht ſein ſoll. Daß Jahrtauſende hierin mehr bewirken würden, als Jahrhunderte, iſt nicht wahrſcheinlich; denn Jahrtauſende ſind es doch ſchon, daß wir weit weniger auffallende Bildungsunterſchiede nahe unter einander verwandter Stämme ungeſchmälert fortdauern ſehen. Man hat dieſen Erfahrungen ſich zu accommodiren geſucht. Jede Race ſei am Anfange der Geſchichte, obwohl nicht nothwendig gleichzeitig, in einem Klima, das ihr entſprach, aus dem Urſtamme hervorgegangen; einmal entſtanden aber ſei ſie unveränderlich geworden und der urſprüngliche allgemeine Charakter der Menſchheit, nachdem er eine dieſer ſpecifiſchen Geſtaltungsformen angenommen habe, könne nun durch keine entgegengeſetzten klimatiſchen Einflüſſe mehr in die Stammform zurück, oder in andere Racengeſtalten hinübergebildet werden; nur die Kreuzung der Racen ſtelle mittlere Formen wieder her. Mancherlei Schickſale ſeien hinzugekommen, um die ſo entſtandenen Varietäten über die Grenzen ihrer urſprünglichen Wohnſitze hinaus zu treiben, und die gegenwärtige klimatiſche Verbreitung derſelben entſpreche nicht mehr den klimatiſchen Bedingungen ihrer Entſtehung. Man ſieht indeſſen, wie nahe dieſe Meinung eigentlich doch der andern kommt, daß jene urſprüngliche Einheit nur in dem Gattungsbegriffe des Menſchen gelegen habe; denn da für ſie ſelbſt der kaukaſiſche Typus nur eine dieſer klimatiſch abgeleiteten Formen ſein kann, weil er als Urform ja noch jene Umwandlungsfähigkeit in verſchiedene Racen beſitzen müßte, ſo iſt die Annahme eines phyſiſch realiſirten und hiſtoriſch vorhanden geweſenen Urbildes eine willkührliche Zuthat zu dem Beſtehenden.

Auch Erfahrungen aus der Thierwelt ſind der Annahme ſo großer

klimatischen Einflüsse nicht günstig. Man wird nicht Beispiele anführen mögen, deren Beweiskraft nur auf gleich unsicheren Vermuthungen beruhen würde, wie vielleicht die außerordentliche Verschiedenheit der Hunderacen. Da wir durchaus nie eine derselben ohne Kreuzung mit einer andern ihren Typus verlassen sehen, so ist die Voraussetzung ohne Grund, sie für mannigfaltige Ausartungen einer früher bestandenen Urrace zu halten; vielmehr ist ihre ursprüngliche Verschiedenheit gleich wahrscheinlich wie die der Menschen. Rinder, Pferde und Schafe dagegen sehen wir allerdings unter dem Einflusse der Zucht und des Klima in Spielarten auseinandergehen, deren äußerer Umriß zum Theil ziemlich auffällig von dem allgemeinen Typus ihrer Gattung abweicht, nicht nur dadurch, daß bald die Fetterzeugung, bald die der Wolle gesteigert wird, und daß einzelne übermäßige oder seltsame Bildungen der Hörner und Schwänze sich einfinden, sondern auch durch Aenderungen in den Proportionen der Skeletbildung, die sich bei Reinhaltung der Race fortpflanzen. Diese Verschiedenheiten entsprechen den ähnlichen Variationen des Wuchses, die wir innerhalb desselben menschlichen Stammes nach Maßgabe der äußeren Bedingungen oft eintreten sehen und ebenso oft vermissen. In der Regel verkürzt sich die Gestalt bei höherer Kälte des Klima, aber der größte Wuchs gehört doch der gemäßigten Zone; mäßig trockene und warme Ebenen entwickeln die Formen voll und kräftig zugleich, feuchte Niederungen erzeugen eine schlaffe breite Fülle, Berghöhen geben kürzere, gedrungene und magere Gestalten; übermäßige, schon während des Wachsthums beginnende Arbeit hält den Wuchs zurück und die Bevölkerung der Städte ist durchschnittlich länger und schlanker als die des Landes. Aber die Ausnahmen von allen diesen Regeln sind zahlreich und man erinnert sich an ihnen, daß die äußeren Bedingungen ein vielverschlungenes Gewebe sind, dessen Kenntniß noch in seinen Anfängen ist. In den Thieren nun zeigen alle jene Variationen, wie sie auch entstanden sein mögen, nicht die Kraft, sich nach dem Aufhören ihrer Ursachen und unter verändertem Klima fortzuerhalten; sie arten nach und nach in den allgemeineren Charakter der Stammart zurück.

Die Erfahrungen sprechen daher im Ganzen nicht für eine so bedeutende umgestaltende Kraft der äußern Einflüsse, welche wir jetzt kennen; und in der That hat man oft versucht, die Bildung der Racen von andern uns unbekannten, aber intensiver wirkenden klimatischen Gewalten der Vorzeit abzuleiten. Es liegt eine gewisse Häufung des Schwierigen darin, für ein Ereigniß, dessen Wirklichkeit nicht sicher ist, Ursachen anzunehmen, von denen man sich keine Vorstellung machen kann. Beruft man sich darauf, das Leben der Erde sei vormals schöpferischer, intensiver gewesen als jetzt, so wird diese etwas unbestimmte Anschauung ganz ebenso leicht für die entgegengesetzte Ansicht benutzbar sein. Je productiver die Erde war, desto wahrscheinlicher, daß sie gleich anfangs verschiedene Typen neben einander schuf. Gleichwohl wird es unmöglich sein, die Vermuthung einer ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts vollkommen zu widerlegen, und so gewichtvoll die Analogien sein mögen, auf welche sich die Abneigung der Naturforscher gegen sie gründet, so reichen sie doch nicht aus, auf eine zwingende Weise die nothwendige Vielheit der anfänglichen Bildungen darzuthun.

Sollte indessen der Gedanke einer allmähligen Entwicklung der Racen durch äußere Einflüsse wieder aufgenommen werden, obwohl er die Abhängigkeit eines Organisationstypus von der unorganischen Welt in ebenso greller Weise wie der entschlossenste Materialismus lehrt, so würden wir doch die klimatischen Einflüsse nur als mithelfende Bedingungen ansehen, welche den Bildungstrieb zwar aus der Richtung seines ursprünglichen Weges ablenken, in einen neuen Weg aber nur deshalb überführen können, weil er selbst in diesen überzuspringen und in ihm zu verharren eine natürliche Neigung hat. Wenn zu einem chemischen Element eine größere Menge eines zweiten gefügt wird, als zur Erzeugung der niedrigsten Verbindungsstufe beider gehört, so bleibt der Ueberschuß zunächst unverbunden. Vermehrt man ihn aber noch weiter, so kann ein Punkt kommen, an welchem unter günstigen Verhältnissen auch diese vergrößerte Masse des zweiten Elements von dem ersten völlig gebunden wird und mit ihm zu einer andern eigenthümlichen Verbindung zusammenschmilzt.

Aehnlich könnte man sich vorstellen, daß auf eine feststehende organische Form die Summe der äußern Einflüsse zuerst umgestaltende Einwirkungen ausübt, die lange Zeit nicht vermögen, die beständige Wiedererzeugung dieser Stammform zu verhindern, und die deshalb nur untergeordnete individuelle oder nationale Eigenthümlichkeiten begründen, den Variationen der Zuchtthiere vergleichbar, die nur so lange dauern, als ihre bedingenden Ursachen. Aber es könnte bei längerer Dauer solcher Einflüsse ein Punkt erreicht werden, an welchem der organisirenden Kraft ihre Selbsterhaltung leichter wird, wenn sie die ursprüngliche Form ganz aufgibt und in eine neue überspringt, eine solche nämlich, die in der allgemeinen Gleichung des Organismus ebenso wie jene, nicht nur als Möglichkeit, sondern als bevorzugte Möglichkeit enthalten war, weil in ihr, wie in jener, die bildenden Triebe wieder ein stabiles, zu beständiger Wiedererzeugung fähiges Gleichgewicht gefunden haben. Die Mannigfaltigkeit aller möglichen Bildungsformen würde uns dann wie eine Reihe erscheinen, welche mehrere Maxima der Festigkeit, der innerlichen Uebereinstimmung und der organischen Selbsterhaltungskraft besitzt. Wird die organische Entwicklung durch äußere Einflüsse von einem dieser Maxima, dieser ausgezeichnetsten Gestalttypen abgelenkt, so erzeugt sie zunächst schwankende, veränderliche, ungewisse Formationen, die beständig, wenn die äußern Bedingungen nachlassen, nach jenem festeren Typus zurück gravitiren, dem sie am nächsten liegen. Ist jedoch einmal der bildende Trieb durch eine Summe von Ablenkungen bis zur Wasserscheide zwischen seinem eignen Gebiet und dem des benachbarten Maximum getrieben, so wird er nun nicht mehr durch die Kraft der äußern Umstände, sondern durch seinen eignen Fall, seine eigne Beschleunigung, die wieder ein sicheres Gleichgewicht der Kräfte sucht, völlig über sich selbst hinausgeführt, und es entstehen Bildungen nach einem neuen, wieder constanten Typus, der ebenso wie der frühere eine Wurzel der allgemeinen Formgleichung ist. Eine solche Vorstellungsweise würde die große Zähigkeit erklären, mit welcher gewisse, von äußeren Bedingungen unabhängig gewordene Hauptformen sich überall erhalten; sie würde zugleich begreiflich

machen, wie um dieſe herum ſich eine große Anzahl veränderlicher, leichter verwiſchbarer, in Wahrheit von äußern Einflüſſen abhängiger Zwiſchenformen gruppirt, und endlich würde ſie die Entſtehung einer jener Hauptformen aus der andern als möglich erſcheinen laſſen, ohne zu durchaus ungewohnten und unangebbaren Urſachen der Umwandlung greifen zu müſſen. Was eine Jahrtauſende hindurch fortgeſetzte Einwirkung äußerer Reize auf einen Stamm, deſſen Natur durchaus nur zu einer einzigen feſten Entwicklungsweiſe vorbeſtimmt war, nicht bewirken konnte: dieſe Mannigfaltigkeit der Geſtaltungen konnte recht wohl aus derſelben Einwirkung hervorgehen, wenn ſie auf einen Bildungstrieb geſchah, der außer vielen zufälligen Ausprägungen, in denen er nicht ruhen kann, doch von Haus aus in mehreren Accorden von gleich feſter Fügung ſich auszugeſtalten vermag. Aber freilich iſt erfahrungsmäßig auch dies noch nicht erwieſen, was wir hierbei vorausſetzen, daß nämlich jene zahlreichen Uebergangsformen, ihrer natürlichen Heimat entrückt, weniger unwandelbar ſind, als die Kernformen, die wir uns als ihre Ausgangspunkte dachten.

Auf alle Fälle würde die Mannigfaltigkeit der wirklich vorkommenden Formunterſchiede zu groß ſein, um ſie hier zu beſchreiben, und das Intereſſe einer allgemeinen Anthropologie erfordert nicht die Löſung dieſer umfänglichen ethnographiſchen Aufgabe. Suchen wir aber nur jene Hauptformen auf, ſo ſcheint kein Grund vorhanden, die bereits von Blumenbach gegebene Eintheilung in die fünf Hauptſtämme der Neger, der amerikaniſchen Rothhäute, der Malayen, der Mongolen und der Kaukaſier zu verlaſſen.

Mit Ausnahme der blaß fleiſchroth bleibenden Innenflächen von Hand und Fuß färbt der bei der Geburt röthliche Körper des Negerkindes ſich ſehr bald durch eine unter der Oberhaut liegende Schicht von Pigmentzellen. Die Schwärze, deren hellere und tiefere Töne zum Theil nationale Verſchiedenheiten der Stämme ſind, wird intenſiver durch Hitze und Licht, und bleicht im Alter und in kälterer Luft. Die Haut iſt ſammetweich und ölig, durch eine beſtändig ſtark riechende Ausdünſtung dem Europäer unangenehm. Die Haare, kohlſchwarz, nicht von kreisrundem, ſondern von länglichem Durch-

ſchnitt, in der erſten Kindheit weich, bald härter, in einzelnen Büſcheln zuſammenſtehend, drehen ſich in Spiralen von ſehr geringer Weite und verfilzen ſich, das einzelne nicht länger als einige Zoll, unter einander zu einem dichten wollartigen Gewebe. Die Dimenſionen des Körpers erinnern in vieler Beziehung an thieriſche Formen. Das Becken, wenigſtens des männlichen Geſchlechts, iſt enger als das der kaukaſiſchen Race und die Darmbeine ſtehen ſteiler aufgerichtet, daher eine geringere Breite der Hüften und hervorhängender Unterleib. Der Oberarm iſt entweder kürzer oder doch nicht länger als der des Europäers, aber der lange Vorderarm und die ebenfalls lange und ſchmale langfingerige Hand bewirken einen auffallenden Eindruck von Langarmigkeit. Auch der Oberſchenkel iſt im Verhältniß zum Unterſchenkel kürzer, Proportionen, die lebhaft an die ähnlichen des Affenkörpers erinnern. Das Bein iſt mager und ſoll häufig ſehr kenntlich durch ſeitliche Zuſammendrückung die Form des Thierbeines zeigen. Eine wenig entwickelte Wade leitet endlich zu einem übelgeformten langen Plattfuß, deſſen ganze Sohle den Boden berührt, ohne Spannhöhe, mit breitem niedrigen Hacken und kleinen Zehen, von denen die große deutlicher als bei Europäern der zweiten an Länge nachſteht und beſonders durch ihr Abſtehen von den übrigen an thieriſche Bildung erinnert. Ein kurzer Hals mit ſtarker Musculatur trägt den ſeitlich zuſammengedrückten, von vorn nach hinten länglichen Kopf. An die niedrige geneigte Stirn ſchließen ſich zwiſchen ſtumpf vorragenden Rändern der Augenhöhle platte Naſenbeine mit abgerundetem Ausſchnitt, breit vorſpringende eckige Jochbeine, weit nach vorn ausladende Kiefer mit ſchräg auf einander treffenden Zahnreihen und dicken wulſtigen Lippen. Das zurückweichende Kinn iſt faſt bartlos, das Ohr klein, aber dick in ſeiner Wandung und abſtehend. Eine horizontale Linie, die Oeffnung des äußern Gehörganges berührend, bildet mit einer andern, welche die hervorragendſten Punkte von Stirn und Oberkiefer verbindet, einen Winkel von 70—75°. Dieſer Winkel iſt in allen Racen bei dem Kinde größer als bei dem Erwachſenen; bei dem Neger wächſt, wie bei dem Orang Utang, der Geſichtstheil des Kopfes beſonders ſtark

nach, und der Schädel tritt um so mehr gegen ihn zurück. Die schwärzeste Färbung der Neger findet sich nicht genau unter dem Aequator, sondern nördlich und südlich von ihm; das ganze häßliche Bild dieses Typus ist in vielen Stämmen durch feinere Bildung veredelt. Die ebenholzschwarzen Joloffs, die röthlichen Aschanti's, die gelblich schwarzen Mandingos und Fellatahs, auch an intellectuellen Anlagen hervorragend, besitzen edleren Wuchs und zum Theil schöne Gesichtszüge; selbst die breite und eingedrückte Nase ist in einigen Stämmen durch eine hervortretende fast adlerartige Bildung verdrängt. Die ganze Race ist ursprünglich auf das Innere, den Westen und Süden des afrikanischen Continents beschränkt; im Südwesten schließt sich an sie die schmutzig hellbraune kleine hagere und häßliche Nation der Hottentotten, im Südosten die größere wohlgewachsene broncebraune Race der Kaffern.

Der rothe Menschenstamm bewohnt mit Ausnahme der Polarregionen das ganze amerikanische Festland. Das Colorit, von der Farbe eingeweichten Sohlenleders bis zu verschiedenen Schattirungen dunkleren und helleren Rothbrauns wechselnd, ist tiefer und ausgeprägter bei bedeutender Uebung körperlicher Bewegung. Trotz mannigfacher Unterschiede der einzelnen Stämme ist doch der im Ganzen sehr gleichförmige Eindruck, den die Bildung aller macht, von jeher von den Beobachtern hervorgehoben worden. Der Wuchs der meisten ist nicht sehr hoch, sondern gedrungen und untersetzt, Brust und Arme musculös und entwickelt, die Beine weniger voll und wohlgebildet. Die Hände, deren Kälte als ein charakteristisches Zeichen selbst bei Mischlingen der Race mit Europäern noch vorkommen soll, sind klein, wie auch die Füße; Finger und Zehen schmal und lang, die große Zehe etwas abstehend; die Haltung des Körpers aufgerichtet, der Unterleib lang und hervortretend. Der Kopf, dem mehrere Stämme durch Pressen und Binden in der Kindheit künstliche Formen geben, ist bei wenig entwickeltem Hinterhaupt breit in der Mitte. Das Gesicht ist groß, doch nicht platt, stark hervortretende, doch nicht eckige Backenknochen verlegen seine größte Breite in die Gegend der Wangen, die gerundet, voll und geschwungen sind; aber auch im

Profil ist die Entfernung vom Ohr bis an die Umrißlinie des Gesichts bedeutend. Die niedrige geneigte nach oben sich verengende Stirn deckt mit hervorragenden Höckern weite tiefe etwas nach innen und unten gestellte Augenhöhlen; die Augen selbst, mit schwarzer oder brauner Iris, von bogenförmigen Brauen überwölbt, sind von ernstem finsterem Blick, dessen Contrast mit dem sanfteren Ausdruck des großen Mundes erwähnt wird. Die Nase tritt mehr oder weniger gebogen, häufig in der Form der Adlernase oder mit einer Brechung ihrer Umrißlinie hervor; die Lippen sind breit, doch nicht wulstig; das Ohr zierlich und klein, der Bart meist sehr dünn oder kaum vorhanden, das Haar schwarz grob lang glänzend und durchaus schlicht. So herabgekommen viele dieser Stämme sein mögen, so liegt doch in ihrem Bildungstypus ein Charakter, der zu ästhetischer Idealisirung weit mehr als die Gestalt des Negers auffordert.

Die malayische Race gewährt ein weniger charakteristisches Bild. Die Inseln des indischen und des großen Oceans sind von einem Völkergemisch eingenommen, dessen Herkunft und dessen Zugehörigkeit zu den übrigen Racen schwer zu ermitteln ist. Unter diesen Stämmen unterscheidet man die Malayen, die von den Philippinen, wie es scheint, und von den umliegenden Inseln als ihrer Heimat ausgegangen, auf dem Festland die Halbinsel Malacca besetzt haben. Ihre Hautfarbe ist braun, in mannigfachen Schattirungen vom Kastanienbraun bis zum Rhabarbergelb wechselnd, das reiche Haar des Kopfes schwarz, dicht lockig und weich, die Gestalt schlank und von mittler Größe, doch musculös und außerordentlicher Gewandtheit fähig; Hände und Füße klein. Der Schädel ist mäßig schmal, die Stirn hoch und krumm gewölbt, die Augen weitgeschlitzt, die Nase breit und weitflügelig, der Mund groß, der Oberkiefer wenig hervorspringend, das Kinn spitz, die Züge des länglichen Gesichts mehr ausgeprägt als abgerundet.

Die gelbe mongolische Race ist über ein ungeheures Terrain ausgebreitet. Sie nimmt die Polarregionen von Europa und Amerika ein und wohnt in Asien vom kaspischen Meer und vom Ural bis nach Japan und Korea, vom nördlichen Eismeer bis zum Himalaya,

dem Ganges, dem Meerbusen von Bengalen. Die große Mannigfaltigkeit der Klimate dieser ausgedehnten Landstrecke und die Verschiedenheit der Cultur, welche sie ihren Bewohnern erlaubt, bringt auch in die körperlichen Eigenschaften der Race manche Abweichungen. In der bezeichnendsten Gestalt repräsentiren den mongolischen Typus die noch jetzt nomadisirenden Hirtenvölker Innerasiens. Der kugelige oder fast würfelförmige Schädel zeigt eine niedrige zurückweichende platte Stirn, sehr vorspringende eckige Jochbeine, die dem flachen Gesicht seine größte Breite in der Wangengegend zwischen den großen abstehenden Ohren geben. Die Nase ist kurz, flach und breit, mit plattem Stirnraum über ihrer eingedrückten Wurzel; die enggeschlitzten schief nach innen und unten gestellten Augen stehen weit auseinander, ihr innerer Winkel ist abgerundet, die Lider dick, die Brauen schwach. Das Haar, nicht reichlich, ist schwarz und schlicht, der Wuchs von mittler Größe, richtig proportionirt, wenig Fleischfülle der leichten und dauerhaften Gestalt. Die Farbe der Haut, weizengelb, bräunlich bei diesen nomadischen Stämmen, wird dunkler bei den Polarvölkern, die mit niedrigerem Körperbau und äußerst reizbarem Nervensystem unter den ungünstigsten äußern Bedingungen leben. In den seßhaften und civilisirten Nationen der Race, Chinesen und Japanesen, hellt das Colorit sich auf, und namentlich das weibliche Geschlecht der höhern Stände nähert sich der Weiße der kaukasischen Haut; Gesichtszüge und Gestalt bewahren den Typus der Race getreuer und erscheinen in seinem eigenen Sinne veredelt.

Es ist unnöthig, die bekannten Eigenthümlichkeiten der kaukasischen Race, das Oval des Gesichtes, die Höhe und Wölbung der Stirn, das senkrecht niedergehende Profil mit zurückgehaltenem Mund und gewölbtem Kinn, so wie die übrigen Proportionen der Gestalt hier ausdrücklich zu erwähnen. Wie dieser Stamm als Träger der geschichtlichen Entwicklung des menschlichen Geschlechtes unsere späteren Betrachtungen vorzugsweise beschäftigen wird, so werden wir auch Veranlassung haben, der charakteristischen Züge seiner einzelnen Zweige noch weiter zu gedenken.

Wie nun die zahlreichen Mittelformen, auf welche keines dieser

typiſchen Bilder ganz paßt, wie z. B. die Papuas und Alfuros der Südſeeinſeln ihnen anzuſchließen ſind, welche Bildungen ferner als Kreuzungen verſchiedener Racen, welche anderen als klimatiſche Modificationen zu faſſen ſind: über dieſe Fragen müſſen wir die Entſcheidung der ſpeciell vergleichenden Ethnographie und wahrſcheinlich einer viel ſpäteren Zukunft überlaſſen. Unſere wirklichen Beobachtungen ſcheinen mir nicht in hinlänglich lange Zeiträume zurückzureichen, um über den Einfluß des Klima in dieſer Beziehung urtheilen zu können; ſie ſind ſelbſt unzulänglich, um die Wirkung der Racenkreuzungen vollſtändig zu überſehen. Daß aus dieſer zunächſt eine zur Fortpflanzung fähige Nachkommenſchaft entſpringe, iſt nicht in Bezug auf die Vermiſchung jeder Race mit jeder völlig erwieſen, obwohl an ſich glaublich genug. Daß jedoch alle Miſchlinge auch ohne neue Verbindung mit einer der Stammformen ins Unbegrenzte fortpflanzungsfähig ſeien, iſt nicht außer allem Zweifel und in Amerika ſelbſt ſcheint man gegen dieſe Fähigkeit Mißtrauen zu hegen. Die erſtmalige Kreuzung zweier Racen erzeugt ſtets eine Miſchform aus den körperlichen Differenzen der Aeltern, während innerhalb einer Race die individuelle Eigenthümlichkeit des einen erzeugenden Theils ſich oft mit faſt völliger Ausſchließlichkeit auf die Kinder überträgt. Indeſſen ſind hauptſächlich die Farbennüancen der Miſchlinge, weniger die Architectonik ihres Körperbaues bisher Gegenſtand des Studiums geweſen. Die Kreuzung von Weißen und Negern in den Mulatten, die von Weißen und Indianern in den Meſtizen bringt häufig, namentlich aber durch ſpäter wiederholte Verbindung dieſer Miſchlinge mit dem weißen Stamme, ſehr ſchöne, auch geiſtig wohlbegabte Bildungen hervor. In der fünften Generation einer wiederholten Rückmiſchung mit Weißen geht in den Mulatten die letzte Spur des Negerblutes verloren; aus der vierten zwiſchen Mulatten und Negern gehen wieder völlig ſchwarze Nachkommen hervor. Die Abkömmlinge von Negern und Indianern, Chinos, bilden eine der häßlichſten Miſchungen, ſowohl leiblich als hinſichtlich der Gemüthsart. In den Cafuſos hat das indianiſche Roth und das äthiopiſche Schwarz ſich zu dunklem Kaffeebraun verſchmolzen, und wie in den

Zügen des Gesichts, so zeigt sich die Mischung der Racen besonders in der Haarbildung; das lange straffe indianische Haar steigt von der Mittelstirn fußhoch auf und verfilzt sich, an seinen Spitzen nach Art der Negerwolle gekräuselt, zu einem dichten Gewebe.

Die Erwähnung dieser Verhältnisse führt uns noch zu einem Gesichtspunkt, den man in der Betrachtung der Mannigfaltigkeit der Menschenformen am liebsten sogleich einzunehmen pflegt. Denn ganz gewöhnlich beginnt man diese Ueberlegungen mit der Behauptung, es sei vor allem nöthig, den Begriff einer natürlichen Art oder Species und den einer Spielart oder Varietät so genau als möglich festzustellen. Man sucht den Satz zu begründen, daß alle Menschenracen nur Spielarten einer Art, nicht verschiedene Arten einer Gattung sind. Ich habe diese Ausdrücke bisher nicht so erwähnt, als läge in ihnen ein entscheidendes Motiv für die Fassung unserer Ansichten, und in der That glaube ich, daß ihre weitläufige Einführung und Discussion nur geeignet ist, den eigentlichen Inhalt der Frage, um die es sich handelt, unter einem logischen Formelspiel verschwinden zu lassen. Es hat offenbar keinen Werth an sich, ob man für die Unterschiede der menschlichen Racen den einen oder den andern Namen wählt; aber man sucht eine Beantwortung der Frage, ob sie alle aus einem und demselben Urstamme historisch durch Zeugung und klimatische Einwirkungen entstanden sein können. Man glaubt diese Möglichkeit dadurch zu sichern, daß man sie nur als Spielarten einer Art voraussetzt; sie haben dann ein gemeinsames Bildungsgesetz, das nur durch verschiedenartige Bestimmungen einzelner in ihm unbestimmt gelassener Größen in verschiedene Formen ausläuft. Unsere Unkenntniß der organischen Bildungsgesetze erlaubt uns jedoch nicht, diese wesentliche Identität des Typus aller Racen, oder eine so weit gehende Identität, daß alle Unterschiede den äußeren Einwirkungen zugerechnet werden könnten, unmittelbar zu beweisen. Wir sehen uns deshalb nach einem äußern Kennzeichen um, an welchem wir uns derselben versichern können, und dies glauben wir in der Thatsache gefunden zu haben, daß die Menschenracen sich fruchtbar mischen und die Producte ihrer Kreuzung zu weiterer Fort-

pflanzung fähig sind. Man wird nicht leugnen können, daß dieses Merkmal von Wichtigkeit ist; denn ohne Zweifel, wenn die Natur die Grenzen zwischen den einzelnen Gattungen ihrer Geschöpfe innehalten will, muß es irgendwo eine Verschiedenheit der Gestaltungstriebe geben, welche die Erzeugung von Mittelformen ausschließt. Gewiß gehören daher die Menschen durch dieses Zeugniß der Erfahrung zu einer Gruppe zusammen, in der ein wesentlich gleicher Bildungstrieb herrscht. Aber ich weiß nicht, was wir gewinnen, wenn wir diese Thatsache in den Ausdruck umsetzen, die Menschenracen seien nur Varietäten einer Art. Varietät ist für sie ein Titel ohne Einkünfte. Soll in ihm nur dies liegen, daß sie sich fortpflanzungsfähig vermischen können, so haben sie dieses ja immer gethan und thun es noch, ohne das Recht dazu von diesem logischen Titel zu erwarten; und wir unserseits wußten es längst, so weit es wirklich feststeht; so weit es aber erfahrungsmäßig nicht feststeht, werden wir es um dieses Titels willen nicht gewisser glauben, als vorher. Denn was hindert uns anzunehmen, daß die äußeren Einflüsse, welche aus ganz identischem Stamme verschiedene Varietäten entwickelten, zuweilen vielleicht Unterschiede hervorbringen, welche die weitere fruchtbare Vermischung derselben hindern, daß es also wirkliche Varietäten derselben Art gibt, denen jenes Kennzeichen mangelt, um deswillen wir den Menschenracen nur diese Weite des Unterschiedes zugestehen wollen? Die Unfruchtbarkeit mancher Ehen innerhalb derselben Race, während doch nach ihrer Lösung beide Theile mit anderen Individuen fortpflanzungsfähig sind, deutet auf die Möglichkeit eines solchen Verhaltens hin. Soll aber in dem Namen Varietät zugleich dies liegen, daß die Racen aus einem identischen Urstamm durch äußere Einflüsse entwickelt worden sind, was berechtigt zu diesem Ueberschusse der Behauptung? Wenn zwei Bildungen sich zu einer dritten mischen können, so liegt darin kein Beweis dafür, daß sie auch aus einer gemeinsamen vierten müssen entstehen können. In jener Mischung durchkreuzen sich *zwei* organische Bildungstriebe; daß diese Verbindung lebensfähige und fortpflanzbare Erzeugnisse liefert, kann doch nicht dafür bürgen sollen, daß auch aus *einem*

organiſchen Bildungstriebe allein, lediglich unter Einwirkung äußerer Bedingungen, verſchiedene Typen entſpringen können; oder kürzer die Möglichkeit des Zuſammenſchmelzens organiſcher Verſchiedenheiten entſcheidet nichts für die Möglichkeit ihres Auseinandertretens aus einem Dritten. Es kann im Gegentheil ſehr wohl ſein, daß zwar die einmal vorhandenen Racen ſo weit gleichartig genug ſind, um Miſchlinge zu geben, daß aber gleichwohl keine Stammform phyſiſch möglich iſt, aus der ſie hätten entſpringen können. Dann würden Art und Spielart nur Namen für den Verwandtſchaftsgrad der vorhandenen Bildungen ſein, aber ganz ohne ſichere Bedeutung für ihre Entſtehungsweiſe. Dieſe Begriffe und alle Verſuche zu ihrer genauen Definition entſcheiden daher nichts; das einzige reelle Object der Unterſuchung, auf welches man dieſe logiſchen Weitläufigkeiten hartnäckig immer wieder zurückführen muß, beſteht nur in der einen Aufgabe, äußere Bedingungen nicht blos im Unbeſtimmten ahnen zu laſſen, ſondern namhaft zu machen, aus denen hiſtoriſch und wo möglich experimentell die Umwandlung einer Racenform in eine andere beweisbar wird. Doch ſind wir allerdings nicht unbillig genug, um durchaus dieſen äußerſten Grad ganz handgreiflicher Gewißheit zu verlangen; käme die Phyſiologie ſo weit, den Mechanismus der Fortpflanzung und die phyſiſchen Hergänge genauer zu erforſchen, durch welche die Bildung der Aeltern und hinzukommende äußere Umſtände die Geſtalt der ſpäteren Generationen beſtimmen, ſo ließe ſich vielleicht jener erfahrungsmäßige Nachweis durch eine phyſikaliſche Theorie erſetzen; nur die Verbrämung der Frage durch logiſche Kunſtausdrücke iſt ohne Ausſicht auf Erfolg.

Das Schlimmſte endlich würde ſein, wenn auch praktiſch der menſchliche Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Racen nicht auf den Thatbeſtand, den wir mit leidlicher Sicherheit kennen, ſondern auf logiſche Vermuthungen über ihn gegründet werden ſollte. Geſetzt, es wäre documentariſch nachweisbar, daß die Urältern der Neger wirkliche wahre unzweifelhafte Affen geweſen, aber es bliebe auch gleichzeitig bei der Thatſache, daß dieſe jetzigen Neger aufrecht gehen, ſprechen, denken und überhaupt die Intelligenz, ſie ſei groß oder

klein, besitzen, welche ihnen erfahrungsmäßig zukommt: welche sittliche Entschuldigung gäbe es dann für die Grausamkeit, ihre Behandlung nicht nach dem einzurichten, was sie sind, sondern nach dem, was ihre Urältern waren, oder logisch ausgedrückt, nach der Art oder Species, zu welcher sie ihrer Herkunft nach gehören? Oder wenn es nun umgekehrt feststände, daß die Affen verkümmerte Menschen seien, deren Voráltern wir vielleicht noch in der Geschichte vergangener Zeiten in menschlicher Gestalt antreffen, es bliebe aber gleichzeitig dabei, daß sie jetzt eben durchaus nur wirkliche Affen sind? Gewiß würden wir in diesem Falle einem echt menschlichen Gefühle der Pietät nachgeben, und sie nicht wie anderes jagdbares Wild behandeln; eine Scheu, die auch ohne solche Reflexion der Eindruck ihrer Menschenähnlichkeit in dem Gemüthe manches rauhen Jägers von selbst hervorbringt. Aber Niemand würde doch um deswillen, was ihre Vorfahren gewesen sind, oder um der natürlichen Art willen, zu der sie gehörten, über ihren gegenwärtigen Zustand hinwegsehen und sie zu geselliger Gleichstellung mit uns heranziehen wollen. Wie schwer ist es doch unserer reflexionsreichen Zeit, bei dem bestimmten Inhalte einer vorliegenden Frage zu bleiben, und wie groß die Verlockung, auch sittliche Verhältnisse nicht nach den Aufforderungen der Sache, wie sie wirklich liegt, sondern nach den unsichersten Vermuthungen über die Art zu begründen, wie dieser Zustand entstanden sein könnte!

Es ist nur die leibliche Bildung der Geschöpfe gewesen, worauf unsere Betrachtung bisher geachtet hat. Wir haben gesehen, wie die Eigenthümlichkeit des Erdkörpers, welcher den Schauplatz alles unserer Erfahrung zugänglichen Lebens bildet, wie seine Stoffe, seine Kräfte, sein Wechsel der Ereignisse und der äußern Lebensbedingungen zu gewissen allgemeinen Formen führen, in denen sich die Mannigfaltigkeit der Geschlechter bewegen muß, um sich innerhalb dieser Grenzen in eine vielfach verschlungene Reihe verwandter Gestaltungen zu gliedern. In allen diesen Bildungen haben wir neben den allge-

meinen mechaniſchen Geſetzen, denen die Wechſelverhältniſſe der Elemente gehorchen, auch die innere Natur dieſer Elemente als mitwirkſame Kraft anerkannt. Es ſchien uns nahe zu liegen, auch dieſe Seite der Betrachtung ſogleich mit hervorzuheben und das geiſtige Leben zu ſchildern, das in jeder dieſer Geſtaltungen ſich regt, zum Theil an ihnen die Bedingungen ſeiner Aeußerung findet, zum Theil auf ſie formbeſtimmend zurückwirkt, endlich der leiblichen Gliederung entſprechend eine geordnete Gattungsreihe eines Geiſterreiches entfaltet. Aber nicht nur iſt uns das innere Leben der Thierwelt ſo unzugänglich, daß dieſer Verſuch nur unſichere Umriſſe hätte verzeichnen können, ſondern manche andere Ungewißheit über die Berechtigung, mit welcher wir die Form einer ſyſtematiſchen Ordnung auf die geiſtige Welt anwenden dürften, würde uns gehemmt haben. Vielleicht führt die geſonderte Betrachtung des geiſtigen Lebens, zu welcher wir übergehen, zu anderen Auffaſſungen, als die ſind, welche ſich hier zuerſt darzubieten ſchienen.

Fünftes Buch.

Der Geist.

Erstes Kapitel.

Der Geist und die Seele.

Die thierische Seele und der vernünftige Geist. — Wechselverhältniß beider. — Aufhebung dieser Zweiheit. — Der allgemeine Begriff der Seele und die individuelle Seele. — Seele eine phänomenologische Bezeichnung verschiedner Wesen. — Uebergang dieses Prädicats in die Bezeichnung eines gleichartigen Wesens. — Das Ansich der Seele und ihre Entwicklung. — Die Idee der Entwicklung als ursprünglicher Inhalt des Wesens. — Die Realität der Idee, Unrealität der einfachen Qualität. — Einheit der Idee. — Allgemeine Eigenschaften der Seelen. — Seelenreich, und seine Glieder. —

Viele Wunder füllen den Erdkreis, wunderbarer keins als der Mensch. In der That wir fühlen uns versucht, jenen alten Gesang zu wiederholen, in welchem Sophokles mit der Frische einer noch nicht zur Gewohnheit gewordenen Reflexion die staunenswürdigen Erfolge menschlicher Bildung überdenkt. Blicken wir in die Natur hinaus: überall hat die wehrlose stille Gestalt des Menschen den Kampf mit ihren Schrecknissen begonnen, unglücklich wohl im Einzelnen, aber doch siegreich im Ganzen; weit überlegene Kräfte der Thierwelt hat seine List überwunden, die einen zu widerwilligem Gehorsam gebändigt, die Fähigkeiten anderer zu eigenem Nutzen gesteigert, manche zu hingebender Anhänglichkeit und Zuneigung erzogen. Und bedarf es mehr als eines Wortes, um durch Erinnerung an alle Güter des geselligen Lebens die unausfüllbare Kluft zu bezeichnen, die zwischen ihm und der übrigen Welt des Lebendigen sich ausbreitet? Wo liegt nun der Keim zu dieser Größe? Ist es möglich, eine entscheidend

wichtige Kraft, irgend ein beſtimmtes Vermögen anzugeben, das zu dem menſchlichen Weſen neu hinzutretend ſeine Entwicklung weit über alle Grenzen thieriſcher Wirkſamkeit hinausführt? oder wenn wir in ihm nur Steigerungen der Anlagen fänden, die auch dem Thierreich angehören, laſſen ſich Umſtände bemerken, die dann doch dieſen plötzlichen Aufſchwung erklären, welchen keine Zwiſchenſtufen vorbereitend und vermittelnd ankündigen? oder irren wir uns endlich ſelbſt hierin und liegt vielleicht in der Mannigfaltigkeit menſchlicher Lebenszuſtände wirklich eine Reihenfolge geringerer und höherer Entwicklungen, die auf einem ſtetigen Wege uns ſprunglos von der Dumpfheit des thieriſchen Daſeins bis zu dem Gipfel menſchlicher Bildung leiten? So verſchieden ſind die einzelnen Theile des großen Gemäldes, vor dem wir ſtehen, daß wir der Reihe nach jede einzelne dieſer Fragen zu bejahen verſucht ſind, je nachdem unſer Blick auf dieſen oder auf jenen Zug des großen Ganzen zuerſt fiel und gefeſſelt an ihm haften blieb.

Die Vergleichung der höchſten Gipfel unſerer Bildung mit den halbunverſtändlichen und zuſammenhangloſen Aeußerungen, in welche in unſerer Umgebung das Seelenleben der Thierwelt ausbricht, zeigt den Abſtand beider Kreiſe des Daſeins ſo unermeßlich, daß nur die Hinzukunft eines völlig neuen Entwicklungskeimes das Uebergewicht der menſchlichen Bildung erklären zu können ſcheint. Und ſo hat denn ſchon eine alte Anſicht der ſinnlichen Seele, welche ſie der Thierwelt zugeſtand, den vernünftigen Geiſt als die höhere Macht gegenübergeſtellt, die in dem menſchlichen Geſchlecht allein hinzukommend der regſamen Lebendigkeit ſinnlichen Empfindens und Strebens ihre höhere Richtung gebe. Aber unbedenklich iſt doch dieſer Name des Geiſtes nur als Name; zuſammengefaßt mögen in ihm die unbekannten Eigenthümlichkeiten ſein, durch die ſich in ihren Erfolgen die menſchliche Entwicklung über alles andere irdiſche Daſein erhebt; aber die Gründe dieſer Erfolge werden kaum klarer durch ihn. Denn zu jener unbefangenen Theilung unſerer Perſönlichkeit können wir doch nicht zurückkehren, die in Seele und Geiſt zwei verſchiedene von einander ablösbare Weſen ſieht; jene vielleicht ein ſterblicher

Hauch, mit der räumlichen Gestalt vergänglich, der Geist allein über die Grenzen des irdischen Lebens hinaus dauernd und höheren Aufgaben zugewendet.

Doch ist es nicht zunächst die scheinbare Spaltung dessen, was Eines sein müßte, woran wir Anstoß nehmen; wie unklar auch immer das wechselseitige Verhältniß zwischen Geist und Seele oft gedacht worden sein mag, so würde es doch an sich einer bestimmten Auffassung nicht durchaus widerstreben. Denn natürlich in dem Geiste ausschließlich würden wir dann die Einheit unsers Wesens, unser wahres Ich, zu finden glauben; ihm gegenüber würde die Seele in die Reihe jener mannigfaltigen Elemente zurücktreten, die sehr verschieden an Werth durch den Plan der Organisation ihm zu Diensten gestellt sind. Nur vermehrt wäre dann diese Reihe um ein hervorragendes Glied, das entweder durch den Vorzug seiner eignen Natur oder durch die Vortrefflichkeit seiner Stellung die innere Regsamkeit aller übrigen Elemente überböte, ihre Erregungen in sich zusammenfaßte, sie dem Einen Wesen des Geistes überlieferte und dafür zum Austausch dessen Gebote übernähme, um sie mit eigner Intelligenz zur Ausführung durch die körperlichen Werkzeuge vorzubereiten. Ein doppeltes Leben würde dann allerdings innerhalb der Grenzen der leiblichen Gestalt bestehen. Denn wie die Seele des Thieres ohne Zweifel die mannigfaltigen Eindrücke in die Einheit eines Bewußtseins sammelt, sie mit Lust und Unlust begleitet und zu Ausgangspunkten künftiger Handlungen verarbeitet: so würde auch unsere Seele ihre Vorstellungen, ihre Erinnerungen, ihre Gefühle und Strebungen hinter dem Rücken des Geistes haben, dem sie dient, und dieses ihr Bewußtsein würde nicht das unsere sein. Manche Aeußerungen dessen, was wir unser Leben zu nennen pflegen, würden von diesem andern lebendigen Elemente in uns ausgehen, ohne unser Wissen und Wollen; andern würde der Geist zusehen, indem die Wechselwirkung zwischen ihm und der Seele auch seinem Bewußtsein die Eindrücke zuführte, die das ihrige füllten, ohne doch in ihm außer dem Gewährenlassen einen Entschluß zu selbständigem Handeln zu erwecken. Dann aber würde es Fälle geben, in denen die Thätigkeit

der Seele, ſelbſt zur Entfaltung ihrer Fähigkeit durch äußere Reize erweckt, nun noch einmal auch den Geiſt zu lebendiger Rückwirkung erregte, und nun endlich würde dieſer verſchloſſene Grund ſich aufthun, und nach allgemeinen Geſetzen, die auch dieſem Verkehr nicht fehlen dürften, würde die höhere Natur des Geiſtes theils ihr eigenes inneres Leben entfalten, theils umgeſtaltend, leitend und richtunggebend in die äußerlichen Wirkſamkeiten der Seele und durch ſie in die des Leibes eingreifen.

So entſteht uns das Bild einer innigen und nicht fruchtloſen Gemeinſchaft zweier Weſen, die deutlich auseinandertretend das mechaniſche Spiel einer pſychiſchen Wechſelwirkung vollführen. Vertraut mit den unzähligen gegenſeitigen Bezügen der organiſchen Gebilde, deren Erregungen ſie in ſich aufnimmt, würde die Seele zwar vielleicht nicht alle dieſe Eindrücke einzeln, wohl aber den Geſammtzuſtand innerer Stimmung, zu dem ſie ſich in ihr ſelbſt zuſammenſetzen, dem Geiſte überliefern und dadurch ſeiner höheren Thätigkeit einen beſtändigen oder wechſelnden Hintergrund eigenthümlichen Lebensgefühls verſchaffen. Aus dem gleichförmigen Tone dieſer Stimmung würden dann einzelne beſtimmte Züge, Zeichnungen von feſter Geſtalt hervortreten; von der Seele geordnet, denn auch dem Thiere fehlt dieſe Fähigkeit nicht, würden die räumlichen Anſchauungen und die mannigfachen Verwandtſchaften und Gegenſätze der Sinnesempfindungen vor den Geiſt treten, um in ihm eine ahnungsvolle äſthetiſche Beurtheilung ihres Werthes zu erfahren, die der ſinnlichen Seele verſagt ſcheint. Aufgeregt endlich in der Tiefe ſeines Weſens, würde doch der Geiſt, unkundig an ſich der äußeren Welt, in geſtaltloſem Wogen ſeiner Phantaſie hin und herringen; aber die unausſprechbaren Triebe ſeiner höheren Natur drücken auf die Regſamkeit der ſinnlichen Seele, und ſie iſt es, die unter dieſem Gebot die ihr verſchwiſterte leibliche Organiſation in unzählige Bewegungen ausbrechen läßt, aus deren Ergebniſſen dem Geiſte das vorher unklare und ahnungsvoll geſtaltloſe Räthſel ſeiner Sehnſucht nun anſchaulich und verkörpert entgegentritt. Und löſt ſich endlich dieſe Gemeinſchaft, ſo hat die vergehende Seele den Ge-

winn des Lebens und der Erfahrung längſt in den Geiſt niedergelegt, der nun, für ſich feſthaltend, was er für ſich nicht erwerben konnte, einem neuen Daſein in andern Formen entgegenreifen mag.

Daß die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich ſind, die ſich einer deutlichen Vorſtellung von dem Mechanismus des Verhältniſſes zwiſchen Geiſt und Seele entgegenſtellen, dürften dieſe Bemerkungen hinlänglich andeuten; weit unklarer und nur in unbeſtimmten Ausdrücken haben wir die Theilung der Arbeiten zwiſchen dieſen beiden überſinnlichen Weſen und die Beiträge berühren können, die jedes von ihnen zu dem Ganzen unſers Lebens liefern würde. Denn eben die genauere Nachforſchung nach den Eigenthümlichkeiten, welche die menſchliche Bildung über das thieriſche Daſein erheben, ſteht uns noch bevor; den Verſuch, ihr Ergebniß hier vorwegzunehmen, widerräth uns das Mißtrauen, mit dem wir nicht umhin können, dies wunderliche und etwas grelle Bild der Vereinigung zweier Mächte zu betrachten, die gleich einem Doppelſtern die Bewegungen unſers einen Lebens überwachen ſollen. Begönnen wir ohne Rückſicht auf die Thierwelt unſere Betrachtungen bei der Entwicklung des Menſchen, ſo würde offenbar jene ſinnliche Seele als ein überflüſſiges Zwiſchenglied aus unſerer Vorſtellung ausfallen. Denn mit derſelben Leichtigkeit, mit welcher ſie im Stande ſein müßte, die Erſchütterungen unzähliger Körperelemente in ſich zu der Einheit eines Bewußtſeins, eines Gefühls und eines Triebes zu verdichten, oder umgekehrt dem Streben, das dem Geiſte aus der Verarbeitung dieſer innern Zuſtände erwachſen wäre, einen wirkſamen Ausdruck durch Bewegungen jener Elemente zu geben: mit derſelben Leichtigkeit würde der Geiſt unmittelbar ſelbſt dieſelben Leiſtungen im Zuſammenwirken mit den Beſtandtheilen des Körpers vollziehen. Oder umgekehrt, alle die Schwierigkeiten, die Jemand glauben könnte in dieſem unmittelbaren Wechſelverkehr des Geiſtes mit den Maſſen zu finden, kehren mit ganz unvermindertem Gewicht in der andern Wechſelwirkung wieder, die an ſeine Stelle träte, in der zwiſchen Seele und Körper. Hier, wie ſo oft bei der Einſchaltung eines ſcheinbar erklärenden Mittelgliedes, hätten wir das Räthſel nicht nur ungelöſt

gelassen, sondern vervielfacht. Es ist offenbar nur die Erinnerung an die Thierwelt, an die niedere Sphäre des Seelenlebens, die sie mit uns theilt, an die höhere, die ihr versagt ist, was diese Spaltung zweier übersinnlichen Gewalten empfehlen konnte. Aber diese Thatsache, wenn wir einstweilen ihre Geltung zweifellos zugeben, verträgt vielleicht andere Erklärungen.

Wirklich wird kaum Jemand geneigt sein, so buchstäblich, wie wir es thaten, Geist und Seele als verschiedene Wesen einander gegenüber zu stellen; die Gewohnheiten der modernen Reflexion sind so entschiedenen Trennungen und ihrer beleidigenden Klarheit abhold. Man wird es vorziehen, in einer Weise, deren eigentlichem Sinn schwerer beizukommen ist, beide als verschiedene Stufen, als verschiedene Seiten oder Potenzen desselben übersinnlichen Wesens zu fassen, oder den Vorrang des Geistes von einem höheren Vermögen abzuleiten, von der Vernunft vielleicht, die ihm verliehen, der sinnlichen Seele versagt sei. Unfähig, zu erläutern, was es mit jenen Stufen und Seiten auf sich habe, müssen wir diese Meinungen auf sich selbst beruhen lassen; die letzte jedoch ist einer Verbesserung fähig und führt auf einen betretbaren Weg zurück. Denn worin auch jene Vernunft bestehen möge: klar ist, daß die Seele nicht zu ihrer Natur hinzu das Geschenk eines neuen Vermögens annehmen kann, welches nicht in eben dieser ihrer Natur so begründet läge, daß es entweder mit Nothwendigkeit unvermeidlich aus ihr sich entwickeln müßte oder doch unter Hinzutritt günstiger Bedingungen sich aus ihr entwickeln könnte. Das Wesen eines Dinges verträgt keinen Anhang; scheint zu dem einen eine Fähigkeit hinzuzukommen, die anderen seines Gleichen fehlte, so waren sie in Wahrheit nicht seines Gleichen, sondern es war heimlich auch der übrige Stamm seiner Natur, an den diese Fähigkeit sich schließen soll, ein anderer als in den verwandten Wesen, die diesen Zuwachs entbehren. Anstatt in dem Menschen eine Thierseele zu suchen, auf die wie auf einen Wildling unedlerer Art ein unterscheidender höherer Trieb gepflanzt wäre, haben wir vielmehr von Anfang in dem menschlichen Geiste ein eigenthümliches Wesen zu sehen, dessen charakteristische Natur selbst in den einfachsten

und niedrigsten Aeußerungen seiner Thätigkeit schon wirksam ist, obgleich ihre volle Bedeutung und ihr Gegensatz gegen die Seele des Thieres erst in den letzten Ergebnissen ihrer Entwicklung deutlicher hervortritt.

Allgemeine Begriffe sind die zweischneidige Waffe, durch die unserem menschlichen Erkennen allein es möglich wird, aus der letzten verwickelten Verzweigung der Erscheinungen den festen Stamm von ursprünglicher Kraft und Wirksamkeit blos zu legen, und deren Anwendung doch so oft unvermerkt den lebendigen Trieb verletzt, den wir schonen wollten. Wenn wir in der Vergleichung einer vorliegenden Mannigfaltigkeit zuerst das Aehnliche zu kleineren Gruppen sammeln, dann die abweichenden Charaktere dieser einzelnen Kreise unter höhere zusammenfassende Gesichtspunkte vereinigen und endlich weiter aufsteigend zuletzt in einem gegliederten Stufenwerk einander über und untergeordneter Begriffe die gesammte Fülle der Einzelheiten anordnen: dann glauben wir so häufig, in dem Wege, den unsere Reflexion an dieser Leiter auf und ab wandelnd beschreibt, zugleich die inneren Abhängigkeitsverhältnisse der Dinge nachzuahmen, die wir auf ihren verschiedenen Sprossen antreffen. Der allgemeinste und höchste und deswegen an bestimmtem Inhalt ärmste Begriff einer solchen Reihe erscheint uns gleich dem rohen Marmorblock, aus dessen stoffgebender und sicherer Festigkeit später hinzukommende Bedingungen bestimmte Formen herausgestalten; und in derselben Reihenfolge, in welcher unsere Gedanken systematisch die verschiedenen Arten und Unterarten durchlaufen, glauben wir auch aus jenem wirklichen Kerne der Sache zuerst die allgemeineren Unterschiede der höhern Gattungen hervortreten zu sehen, um durch immer erneute Einwirkung immer specifischer gestalteter Bedingungen allmählig in die unvergleichbaren Bildungen der Einzelexistenzen auseinanderzugehen. Oder wenn wir der Gliederung unserer Klassificationen nicht unmittelbar die Bedeutung einer historischen Abfolge ihrer Stufen auseinander zugestehen, so glauben wir doch wenigstens, durch sie getreu und entsprechend die größere oder geringere Weite einer mittelbaren oder unmittelbaren Abhängigkeit wie-

derzugeben, welche die verschiedenen Eigenschaften des einzelnen Wirklichen miteinander verknüpft und mit einem gemeinsamen Kerne, an dem sie haften. Wir sehen, daß mannigfaltige Gegenstände der Wahrnehmung darin übereinkommen, Mittelpunkte aus- und eingehender Wirkungen zu sein, zu leiden und Thätigkeiten zu äußern und in dem Wechsel dieser Ereignisse als feste Punkte zu beharren; wir belegen sie eben um dieses Verhaltens willen mit dem Namen der Dinge. Aber bald vergessen wir, daß dieser Name nur ein Titel war, der an dem Verschiedenen eine gemeinsame Form des Seins und Benehmens hervorheben sollte; er verwandelt sich unvermerkt für uns in eine Bezeichnung eines ursprünglichen überall gleichartigen Inhalts, der das wahrhaft Wesentliche ausmache, und an welchem erst durch später hinzukommende Bedingungen die Mannigfaltigkeit der Gestaltungen ausgearbeitet werde, die wir in der Erfahrung antreffen. Ding nennt die unbefangene Vorstellung Alles, was jene Form der Selbständigkeit und der Fähigkeit zum Thun und Leiden besitzt, und sie läßt es möglich, daß vielleicht Wesen von sehr verschiedener Natur diese Art des Daseins genießen; ebenso wie sie Gift Alles nennt, was sie dem organischen Leben feindselig sieht, wie verschieden auch sonst die Stoffe sein mögen, die diese Feindseligkeit entfalten. Erst der Anfang zu philosophischer Reflexion verwirrt diese natürliche Auffassung, wenigstens da, wo nicht die Einfachheit der behandelten Gegenstände den Irrthum vermeiden lehrt. Denn freilich, wenn wir von Unglücksfällen reden, wird Niemand meinen, es geschehe zuerst der Unglücksfall an sich, und aus ihm bilde sich jede besondere Verdrießlichkeit durch hinzukommende nähere Bestimmungen. Wo es sich dagegen um die verschiedenen Erscheinungen der Natur handelt, die uns aus unbekannten Gründen die Eigenschaften der Materialität, Undurchdringlichkeit und andere, entgegen halten, da scheint es uns selbstverständlich, daß diese gemeinsame Form des Verhaltens in einen gemeinsamen Inhalt, eine allgemeine Materie umzudeuten sei, von der ein Bruchstück, jedem einzelnen Körper inwohnend, durch besondere Nebenbedingungen erst in die specifischen Beschaffenheiten der einzelnen

Elemente ausgearbeitet werde. Sprechen wir endlich allgemeiner von jener gemeinsamen Verhaltungsweise aller Dinge, deren wir oben gedachten, so gerathen wir leicht in jenes verhängnißvolle Suchen nach einer Substanz, die nichts als Substanz sei, nach einem allgemeinen Stoffe, aus dem Dinge gemacht werden, und dessen ein Bruchstück, jedem einzelnen Dinge inwohnend, diesem vorläufig die allgemeine Eigenschaft selbständigen Daseins, des Leidens und Wirkens überhaupt sichere, bis später besondere Umstände hinzutreten und ihm nun auch bestimmen, was es sein soll, und wie es soll leiden und wirken können. So sind die allgemeinen Begriffe, mit denen wir anfänglich wie mit Amtstiteln die gleichartigen Befugnisse übrigens unbestimmt gelassener vielleicht sehr verschiedener Wesen bezeichneten, in eine völlig verkehrte Bedeutung übergegangen; nicht anders als wenn wir behaupteten, der allgemeine Begriff des Herrn und des Sclaven sei das vorangehende Wirkliche und Reale, aus welchem die einzelnen Persönlichkeiten, die diese Namen tragen, mit allen ihren individuellen Eigenschaften durch später hinzutretende Bedingungen entstehen.

Auch die Psychologie hat den Einfluß dieser Umwandlung der Begriffe erfahren. Die Vergleichung des inneren Lebens ließ in verschiedenen Geschöpfen überall gleichartige Formen der Aeußerung, Empfindung und Vorstellung, Gefühl und Streben, und überall ähnliche Gesetze und Gewohnheiten in der gegenseitigen Verknüpfung und in der Wechselwirkung dieser Aeußerungen hervortreten. Um dieser Gleichartigkeit willen bezeichnete man die unbekannten Träger dieser wechselnden Erscheinungen mit dem gleichen Namen; was sie auch sonst sein mochten, sie sollten Seelen heißen, sofern sie alle darin übereinkamen, ihre inneren Zustände in diese eigenthümlichen Formen zu kleiden; sehr verschieden aber, ja fast unvergleichbar mochte immerhin der ursprüngliche Inhalt sein, den die einzelnen Wesen in dieser gleichartigen Sprache auszudrücken suchten. Aber unvermerkt wandte sich der Gebrauch des Wortes in sein Gegentheil; der Name für das übereinstimmende Benehmen des innerlich Verschiedenen wurde zum Namen für ein identisches inneres Wesen, an

dem die Verschiedenheit wie äußerliche Zuthat hängen sollte. Darin vor allem sollte jetzt jener Träger der innern Erscheinungen seine wahre und wesentliche Natur haben, daß er Seele war, daß ihm die Fähigkeit zukam, zu empfinden, zu fühlen, zu wollen; was er aber empfinden, wie er fühlen und wollen werde, das hing von andern Bedingungen ab, für welche entweder die leibliche Organisation oder die Eigenthümlichkeit der äußern Lebensverhältnisse oder endlich eine später hinzukommende Begabung sorgen mochte: durch eines dieser Mittel allein konnte von nun an das ganz gleichartige Seelenwesen aller Geschöpfe zu der Mannigfaltigkeit der Ausbildung zurückgelangen, welche die Erfahrung uns vorhält.

In sehr verschiedenen Wendungen haben Auffassungen dieser Art sich unter uns gelten gemacht. Im Kampfe gegen den Materialismus ist nicht selten von Seelensubstanz in einer Weise die Rede gewesen, welche ziemlich deutlich die Neigung verrieth, der allgemeinen Materie, als dem Stoffe, aus dem die Dinge gemacht werden, einen andern Stoff gegenüberzustellen, aus dem Seelen zu machen sind. Auf den festen und haltbaren Kern schien es vor allem anzukommen, der, in die Mitte der inneren Erscheinungen gestellt, ihnen eine Stelle der Anhaftung gewährte; es reichte hin, wenn dieser Kern von anderer Natur war, als das Substrat der körperlichen Welt; wie inhaltlos er auch übrigens sein mochte, man hoffte die eigenthümlichen Unterschiede der einzelnen Seelen aus ihm eben so ableiten zu können, wie aus der allgemeinen Materie die besonderen Elemente der Natur. Man übersah dabei, daß auch dieser letztere Versuch nur scheinbar gelingen kann, daß er aber doch den Schein einer Möglichkeit darum hat, weil nichts uns verbieten würde, die Unterschiede der körperlichen Elemente auf verschiedene Verbindungsweisen der Atome einer allgemeinen Materie zurückzuführen. Vorausgesetzt nur, daß wir uns entschlössen, jene Elemente nicht als einfache, sondern als zusammengesetzte anzusehen, und vorausgesetzt ferner, daß wir Gründe für die Beständigkeit wüßten, mit der dann doch diese verschiedenen Verbindungsformen des an sich identischen Stoffes sich ohne Uebergang in einander als unveränderliche Grundlagen

der Natur erhalten. Die nothwendige Einfachheit der Seele macht einen gleichen Versuch unmöglich; weder aus Verdünnung und Verdichtung noch aus verschiedener Lagerung der Elemente einer allgemeinen psychischen Substanz können wir die Verschiedenheiten der Seelen erklären; sie müssen entweder völlig gleich sein, und alle Abweichungen in der Höhe der Ausbildung, welche sie erreichen können, rühren einzig von der Gunst der Umstände her, oder sie sind ursprünglich verschiedene Wesen, die neben der Aehnlichkeit, sich in gleichartigen Formen des Ausdruckes zu bewegen, eine unbegrenzte Unähnlichkeit des Inhaltes besitzen, für welchen sie jene Arten der Aeußerung benutzen. Unaufhaltsam fällt diese schiefe Vorstellungsweise von einer noch unbestimmten Substanz dahin, die wie ein allgemeines Gerinnungsmittel vorangehe, um den später kommenden Inhalt, welcher er auch sein möge, zu haltbarem Dasein zu verdichten; wir müssen zu der Anerkennung zurückkehren, daß eben unmittelbar der lebendige Inhalt selbst es ist, der durch seine eigene specifische Natur die Fähigkeit des Wirkens und Leidens, die Eigenschaft der Substantialität gewinnt, und der dann für ein unbehutsames Denken den Schein gibt, als verdanke er diese Form des Daseins nicht sich selbst, sondern einem in ihm liegenden Kerne allgemeiner Substanz.

In etwas anderer Weise müssen wir einen im Ganzen doch ähnlichen Tadel gegen jene Theorie richten, welche aus den Wechselwirkungen der Vorstellungen, als der einfachen Selbsterhaltungen der Seele gegen drohende Störungen, die Mannigfaltigkeit des inneren Lebens aufzubauen versuchte. Sie war weit davon entfernt, einen allgemeinen Seelenstoff vorauszuschicken und die einzelnen Seelen aus ihm zu bilden; sie gab in einer uns freilich unbekannten, aber bestimmten und einfachen Qualität den Inhalt an, der die Natur jedes Wesens bilde, und sie gestand von Anfang an eine unendliche Mannigfaltigkeit dieser Qualitäten, also eine eben so große ursprüngliche Verschiedenheit der Wesen zu; sie faßte endlich unter dem Namen der Seelen diejenigen zusammen, deren Selbsterhaltungen die gleichartige Form der Vorstellung oder Empfindung tragen.

Aber indem sie aus der ferneren Wechselwirkung der Empfindungen allein alle zusammengesetzteren und höheren Leistungen des geistigen Lebens zu entwickeln suchte, ohne eine andere erneute Mitwirkung der Natur der Seele außer der zuzugestehen, welche aus dem blos formalen Charakter ihrer Einheit sich ergibt, kam sie doch im Grunde auf den vorhin gescholtenen Standpunkt zurück. Denn auch sie stellte doch wieder den Begriff des vorstellenden Wesens überhaupt als das Material hin, aus dem nur durch hinzukommende äußere Bedingungen, welche eine größere oder geringere Verwicklung der inneren Wechselwirkungen zwischen jenen Elementen der Thätigkeit gestatten, die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Seelen, der menschlichen wie der thierischen, ableitbar sind. Allerdings hindert nichts die Annahme, daß eben nach der Verschiedenheit der ursprünglichen Natur der Seelen jene ersten Aeußerungen ihrer selbsterhaltenden Thätigkeit, die einfachen Empfindungen, verschieden ausfallen; manches mag daher den Thierseelen anders erscheinen als uns; aber die mechanischen Gesetze, nach denen die weitere gegenseitige Verarbeitung dieser Elemente unter einander erfolgt, werden doch ausdrücklich, und ohne Zweifel mit Recht, als durchgängig gleich in allen Wesen bezeichnet. Für die Verschiedenheit der geistigen Ausbildung bleibt daher für diese Ansicht kein hinlängliches inneres Motiv übrig; denn gewiß dürfte man ein solches nicht darin suchen, ob eine Seele sich gegen den Reiz der Lichtwellen auf ihren Körper durch eine Farbenempfindung zu erhalten sucht, oder durch eine anders geartete uns unbekannte Qualität des Eindrucks. Aber wir haben früher unsere Ueberzeugung dahin ausgesprochen, wie wenig es möglich sei, innerhalb eines und desselben Seelenlebens alle Formen seiner Thätigkeit aus den mechanischen Wechselwirkungen der Vorstellungen zu erklären; wie nöthig im Gegentheil, das Wesen der Seele als beständig von neuem in dieses Getriebe eingreifend zu fassen. Und zwar eingreifend mit Anlagen zur Thätigkeit, die in der Erzeugung der einfachen Vorstellungen noch keine Veranlassung zu hervortretender Wirksamkeit fanden, sondern sich zurückhielten, um erst durch die Verhältnisse, welche zwischen den mannigfach

gegen einander drängenden Vorstellungen sich entspinnen, wie durch Reize höherer Ordnungen allmählig erweckt zu werden. Eine weit größere Tiefe eigenthümlichen Inhaltes schien uns der Seele angeboren zu sein, als die nackte Fähigkeit allein, durch Empfindungen sich selbst zu erhalten; jede augenblickliche Lage des Vorstellungslaufes schien uns zwei Folgen zu haben: die eine berechenbare, die sie vermöge der mechanischen Gesetze des inneren Lebens überall, in jeder Seele gleichartig verlangen konnte; eine andere unberechenbare, die aus der Einwirkung des momentanen Zustandes auf die Eigenthümlichkeit gerade dieser Seele hervorging. Wie vollkommen gleich daher auch immer die mechanischen Gesetze des Ablaufes der inneren Erscheinungen für alle Wesen sein mögen: das Ergebniß, die Höhe und die besondere Färbung der geistigen Entwicklung hängt doch nicht blos von der größern oder geringern Weite und Mannigfaltigkeit dieses gleichartigen mechanischen Stromes, sondern von der ursprünglichen Verschiedenheit des Bodens ab, durch den er verläuft, von der ungleichartigen Natur der Seelen, auf die er stets zurückwirkt und an der sich seine Wellen brechen. Die einfache Erinnerung, daß mechanische Gesetze überall die Natur dessen unbestimmt lassen, was unter sie fallen soll, würde hinreichen zur Befriedigung des Wunsches, das Höchste und Eigenthümlichste, was die Seele in ihrer Entwicklung erreicht, auch auf das Tiefste und Ursprünglichste in ihrer Natur begründet zu denken, ohne daß wir die Vortheile aufgeben müßten, welche die Ueberzeugung von einer mechanischen Ordnung des inneren Lebens wenigstens für die Zukunft der Wissenschaft verspricht.

Auch diese Erwägungen führen also zu einer Auffassungsweise zurück, zu der in andern Fällen der natürliche Verstand geneigt genug ist; nur die ungewohnte Beschäftigung mit unanschaulichen Gegenständen läßt ihn in dieser Frage sich in grundlose Zweifel verwickeln. Niemand meint, der Stamm aller Pflanzen sei gleichartig und nur die Umstände bilden an ihm die Verschiedenheit der Vegetation, des Laubes, der Blüthen und Früchte aus; wir wissen, daß alle Eigenthümlichkeit der spätern Gestaltung in der ersten Keimzelle

vorbestimmt liegt, und daß alle Aehnlichkeiten der weitern Entwicklung nur gleichartige Manieren des Ausdruckes, eine gleichartige Sprache sind, in der die ursprünglich ungleichartigen Naturen der Gewächse sich entfalten und aussprechen. Man wird es allerdings vermeiden müssen, dies Gleichniß zu weit zu verfolgen; es kann nur der Deutlichkeit dienen, aber nicht beweisen. Denn immer wird freilich auch jene erste Keimzelle eine Verbindung mannigfacher Elemente sein und in der eigenthümlichen Verknüpfung von Theilen, die zuletzt vielleicht wieder allen Pflanzen gleichartig zu Grunde liegen, wird der besondere Bildungstrieb jeder einzelnen seine zureichende Ursache haben. Und hierin muß, wie wir früher bemerkten, unsere Vorstellung über die Natur der Seele, deren untheilbare Einheit wir festzuhalten haben, sich nothwendig von jenem Gleichniß trennen. Aber wie diese Vorstellung zu fassen sei, darüber möchten wir, um eine fühlbare Unklarheit zu heben, noch einige Bemerkungen zu einer Gedankenreihe hinzufügen, die wir an einer früheren Stelle (I. 205 ff.) so weit zu verfolgen keine Veranlassung hatten.

Die Frage danach, was irgend ein bestimmter Gegenstand sei, wird von uns zunächst immer durch Beschreibungen beantwortet, in denen unsere Ueberlegung sehr bald nur Bezeichnungen dessen erkennt, was der Gegenstand wirkt oder leidet, nicht dessen, was er ist. Alle sinnlichen Eigenschaften, die wir ihm beilegen, sind Formen seines Benehmens im Fall einer Wechselwirkung mit andern; aber auch alle übersinnlichen Prädicate, durch welche wir später die Natur der Dinge zu charakterisiren suchen, verwandeln sich bei näherem Zusehen immer wieder in Aussagen über das, was sie unter gewissen Bedingungen thun, oder über Ereignisse, die zwischen ihnen stattfinden. Wie klar auch immer irgend eine Theorie das ganze Gewebe dieser gegenseitigen Beziehungen zwischen den Dingen hervortreten läßt: sie selbst, die festen Punkte, die in dieses Netz eintreten oder von denen seine Fäden ausgehen, bleiben so wie sie an sich sind, völlig unbekannt. Mußten wir nun an jener frühern Stelle zugeben, auch das Wesen der Seele, wie es vor aller Entwicklung durch äußere Anregungen sei, entziehe sich unserer Kenntniß, so glaubten

wir doch nicht, daß dieser dadurch ein großer Abbruch geschehe. Denn darin eben, wozu die Seele sich in ihrer Entwicklung entfaltet, schien uns derjenige wesentliche Inhalt derselben zu liegen, um den es uns allein zu thun sein konnte. Erneuerte sich gleichwohl jener Wunsch, sie nun auch so kennen zu lernen, wie sie an sich ist, so sahen wir darin mehr die Neugier, zu erfahren, wie es gemacht wird, daß ein Etwas existiren könne, das fähig zum Wirken und Leiden den uns im Grunde nicht unbekannten Inhalt der geistigen Entwicklung aus sich hervorgehen lasse. In der That, mehr Verständniß der wesentlichen Natur der Seele hätten wir von einer Offenbarung über das, was sie vor ihrem Leben sei, gar nicht gehofft; nur wie bei jedem Kunstwerk, dessen Bedeutung ganz in seiner Form liegt und völlig von uns aus dieser Form herausgelesen wird, interessirte es uns nebenbei, dann auch den Stoff zu kennen, aus dem es besteht, und durch den es ermöglicht wird, daß diese schönen und sinnvollen Linien sicher und standhaltend und für uns erkennbar den Raum durchziehen. Diese Frage nun nach der Art, wie Dasein und Wirken gemacht wird, fanden wir widersinnig; die Sehnsucht dagegen, das kennen zu lernen, was die Seele abgesehen von ihrer Entwicklung ist, schien uns überflüssig; in beiden Beziehungen haben wir jetzt zwei eng mit einander verbundene Nachträge hinzuzufügen.

Was zunächst den zweiten Punkt betrifft, so würde uns die Einsicht in das, was die Seele in ihrer Entwicklung leistet, doch nur dann völlig befriedigen, wenn wir eine Bürgschaft dafür besäßen, daß in der That in dem Theile ihrer Entwicklung, den wir kennen, die ganze Tiefe ihres Wesens zur Entfaltung komme. Aber die Seele wächst nicht in ein so übersichtliches festbestimmtes Bild aus, wie die Pflanze, von der wir wissen, daß Alles, was ihr Keim an Trieb und Gestaltungskraft verbarg, in dem Zeitraum zwischen seinem ersten Sprossen und der Reife des neuen Samens in den wohlbekannten Formen einer für unzählige Individuen gleichartigen Vegetation sich völlig auslebt. Das geistige Dasein hat nicht wie die körperliche Bildung eine bestimmte Anzahl von Vorstellungen, von Gefühlen, von Strebungen, die seinen regelmäßigen Bestand ausmachten,

ſo wie die gemeſſene Zahl der Glieder den des Körpers; zwiſchen den einzelnen Elementen des innern Lebens geſchieht kein ſo rhythmiſch vorherbeſtimmter Kreislauf der Functionen, wie zwiſchen den Organen des Leibes; oder geſchieht er, wenn wir ſo wollen, ſo beſteht doch gar nicht in ihm das innere Leben ſelbſt, ſondern es beſteht erſt in der unermeßlich verſchiedenartigen unberechenbar eigenthümlichen Melodie, zu der dieſe feſtſtehenden Accorde, in jedem einzelnen Weſen anders, auf Anlaß der äußeren Anregungen ſich an einander reihen. Ja nicht einmal eine Melodie iſt ſein richtiges Bild; denn auch ihre Wendungen innerhalb der feſten Leitern harmoniſcher Accorde werden der Seele abgenöthigt durch fremde Reize, die der Weltlauf ihr in den Weg wirft. Sie muß dieſe Anſtöße in die Folgerichtigkeit ihrer eignen Entwicklung aufnehmen, und indem ſie dadurch zu manchem überraſchenden Abſprung, zu unvorhergeſehenen Ausweichungen veranlaßt wird, ſo liegt nun ihre wahre und eigenſte Natur, das was ſie ſelbſt wollte, nicht mehr unmittelbar in der hörbaren Melodie ſelbſt, ſondern in der unhörbaren an keine beſtimmten Intervalle gebundenen Form, Größe und Eigenthümlichkeit der Elaſticität, mit der ſie dies Fremde ſich aneignet und an ihm Geſtalt gewinnt. Es würde ſchwer ſein, dieſen unanſchaulichen Charakter zu faſſen, auch wenn vollſtändig die Reihenfolge der Töne vorläge, in denen er allmählig zu erſchöpfendem Ausdruck kommt. Wie aber dann, wenn wir uns ſagen müſſen, daß die Reihe der Veranlaſſungen endlos iſt, welche die Seele zur Aeußerung und Weiterentfaltung anregen können? daß tauſend Hemmungen die Entwicklung von Keimen zurückhalten mögen, die doch in ihr liegen? daß ſchon in dieſem Leben uns ſo oft die Neuheit von Rückwirkungen überraſcht, die wir auf kaum weſentlich neue Eindrücke folgen ſehen? daß endlich in andern Formen des Daſeins, auf deren Vorausſetzung uns der eigne Sinn der irdiſchen Entwicklung hinweiſt, neue uns bis jetzt ungeahnte Anlagen ihre Ausbildung finden mögen? Es iſt gleichgiltig für den Augenblick, mit welchem Rechte wir jedes einzelne dieſer Bedenken hegen; genug, daß ein thatſächlich vorhandenes Mißtrauen uns abhält, gerade in dem geiſtigen Leben

die volle Natur ſeines Keimes in der wirklichen Entwicklung erſchöpft zu denken. Ja dieſe Entwicklung ſelbſt glauben wir nicht vollkommen zu durchſchauen, wenn wir nicht in dem, was die Seele an ſich iſt, die geſetzgebende ſchöpferiſche Formel fänden, welche uns lehrte, durch Hinzuergänzung deſſen, was die Erfahrung uns nicht zeigen kann, Verſtändniß und Zuſammenhang auch in das Bruchſtück der Entwicklung zu bringen, das unſerer Beobachtung offen liegt. Dies Bedürfniß iſt es, was uns immer wieder zu jener Frage nach dem zurückführt, was die Seele an ſich ſei; aber in anderer Weiſe doch, als früher. Es kommt uns nicht auf eine allgemeine Natur der Seele an, aus der die verſchiedenen hervorgingen, ſondern auf die eine Idee, die innerhalb jeder einzelnen Seele ſich in die Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Thätigkeiten als in ihre natürlichen Conſequenzen entwickelt.

Es handelt ſich jetzt nicht darum, ob wir im Stande ſein werden, dieſe belebende und erzeugende Idee irgend eines Dinges zu finden und auszuſprechen; aber es hat ein Intereſſe für uns, zu überlegen, ob denn überhaupt dieſe Form einer Idee eine zuläſſige Faſſungsweiſe für das iſt, worin wir das Weſen eines Dinges ſuchen. Nach zwei Seiten hin möchten wir ihre Tauglichkeit bezweifeln. Denn eine Idee ſcheint zuerſt nicht Körper genug zu haben, um ein feſtes ſtandhaftes Etwas zu bilden, von dem Wirkungen ausgehen könnten; aber ſie ſcheint auch nicht jenen Charakter der Einheit zu beſitzen, der dem Weſen jedes wahrhaft Seienden ſo unerläßlich iſt.

Mit dem erſten Bedenken berühren wir noch einmal jenen Punkt, dem ſchon oben unſere Bemerkungen galten, die Neigung, eine Seelenſubſtanz der wirklichen Seele vorauszuſchicken. Aber oben ſollte jene Subſtanz die allgemeine pſychiſche Natur ſein, aus welcher die eigenthümlichen Unterſchiede der Seelen hervorwüchſen; hier wird ſie als das Reale geſucht, an dem die Erſcheinungen des innern Lebens als an ihrem feſten Träger haften. Man kennt dieſe Neigung der gewöhnlichen Meinung, in jeder Erſcheinung, deren Veränderlichkeit doch ein beſtändiges Geſetz in ihr ahnen läßt, als

Ursache dieser Folgerichtigkeit einen finstern Kern undurchdenkbarer Sachlichkeit zu suchen. Alles, was wir wirklich verstehen, dem trauen wir nicht zu, daß es eine volle selbständige Wirklichkeit haben könne; erst wo wir an einen Rest kommen, über den wir gar keine Hoffnung mehr haben ins Klare zu gelangen, erst da glauben wir das wahrhaft Seiende, die dem Gedanken schlechthin entgegengesetzte und ihm durchaus unbegreifliche Sache, das Reale gefunden zu haben. Nur Zusammengesetztes meinen wir einzusehen; indem unser Denken zwischen die Fugen eindringt, welche das Reale bei seiner Verbindung zwischen sich läßt, lernen wir durch diese Analyse alle die Eigenschaften verstehen, die nur auf der Art dieser Verbindung beruhen. Aber während wir so hinter das Zusammengesetzte kommen, wird das Reale selbst, das den Stoff dieser Combinationen bildet, durch unser Denken nur auseinandergedrängt, nicht aufgelöst; suspendirt wie eine chemische Substanz in einem flüssigen Mittel, in dem sie nicht löslich ist, schweben diese eigentlichen einfachen Kerne der Sachlichkeit in unserem beziehenden Denken, so völlig unaufgeschlossen wie vorher. Und eben dies bürgt uns dafür, daß sie etwas wahrhaft Seiendes sind. Wären sie auflöslich für das Denken, ließe sich das, was sie sind, völlig in Gedanken ausdrücken, so wären sie ja nun bloße Gedanken geworden und wären nicht mehr Sachen. Setzten wir das, was sie sind, gleich einer Qualität, so müßte die Qualität etwas haben, dessen Qualität sie wäre; nännten wir ihr Wesen eine Kraft, so setzte sie einen Träger voraus, der sie ausübt; gälte es uns für eine Idee, so müßte doch Jemand sein, der die Idee hat oder sie denkt. Kurz, wie wir auch durch Gedanken das Wesen der Dinge nachbilden wollen, allemal zeigt sich das Nachbild als bloßes Bild der Sache; es fehlt immer der feste, unauflösliche Kern von Realität, an dem oder in dem, oder um welchen herum, oder aus ihm hervorgehend sich die einzelnen inhaltvollen Züge des Bildes zu einer haltbaren Existenz verdichten ließen. So kommen wir dazu, am Ende selbst in unserem eigenen Innern ein unsagbares unauflösliches Etwas von Realität zu suchen und zu ihm die helle Fülle des bekannten geistigen Lebens in ein nie klar zu machendes

Verhältniß der Abhängigkeit zu bringen. In der That, nur so lange kann diese schiefe Vorstellungsweise sich erhalten, als man die bestimmtere Art jener Abhängigkeit nicht aufzuhellen sucht, sondern sich mit dem rohen Bilde eines Trägers begnügt, an dem der mannigfache Inhalt des Seienden äußerlich aufgehängt ist. Sobald man sich klar wird, daß jedes Haben einer Eigenschaft unmittelbar ein bestimmtes Sein desjenigen ist, der sie hat; daß ferner zwei Wesen, welche sich durch ihre Eigenschaften beständig unterscheiden, nothwendig auch in dem verschieden sein müssen, was sie sind; daß also der Vorzug, eine Sache, ein Reales zu sein, nicht einem einzigen, überall gleichen Inhalt zukomme, sondern daß Verschiedenes und Mannigfaltiges real ist: so erkennt man, daß Realität, als eine bestimmte Weise der Existenz, der ursprünglichere Begriff ist, der in unserem Denken vorangehen muß, und daß der Name des Realen auf jeden Inhalt fällt, dem aus irgend welchen Gründen, die unsere Forschung ermitteln oder nicht ermitteln mag, diese Form der Existenz zukommt. Nicht aber haben umgekehrt die Dinge Realität, sofern ein Reales in ihnen wäre. Durch ihren Inhalt allein sind die Dinge das, *was* sie sind; dadurch daß dieser Inhalt fähig ist, zu wirken und zu leiden und das beständige Element in einer veränderlichen Reihe von Erscheinungen zu bilden, dadurch *sind* die Dinge und unterscheiden sich als real von ihrem Abbild; wie es endlich gemacht ist, daß jener Inhalt eine zum Leiden und Wirken fähige Wirklichkeit genießt, das ist jene thörichte Frage nach der Maschinerie des Daseins, die wir schon mehrmals aus unserem Denken verwiesen haben. Nur so viel wissen wir, daß wir nichts gewinnen durch den abenteuerlichen Versuch, zuerst für einen allgemeinen Wirklichkeitsstoff, ein Reales zu sorgen und von ihm aus die Wirklichkeit demjenigen zu Lehen zu übertragen, das sich an ihn anknüpfen will; daß wir vielmehr das Dasein als eine in ihrem Zustandekommen stets unbegreifliche Setzung betrachten müssen, die unmittelbar und ohne Zwischenglied auf das fällt, was den Inhalt des Seienden bildet. Setzen wir einstweilen voraus, worüber noch mehr zu sprechen sein wird, daß dieser Inhalt nicht durch eine dem Gedanken

völlig fremde Natur sich jeder Begreiflichkeit entziehe, sondern daß er im Gegensatz zu solcher unauflöslichen Sachlichkeit den Namen des Idealen verdiene, so können wir das Ergebniß unserer Ueberlegung dahin ausdrücken, daß das Reale nichts Anderes sei, als die auf unbegreifliche Weise in der Form wirkungsfähiger Selbständigkeit gesetzte Idee.

Diese Meinung ist verschieden von einer andern, welche wir im gleichen Gegensatz gegen jene Verehrung starrer Kerne der Realität häufig ausgesprochen hören. Nachdem man dieses gröbsten Irrthums sich entschlagen hat, verfällt man gern in Enthusiasmus für ein gleich unmögliches Gegentheil; das Wesen der Dinge sei die reine unabläßige Thätigkeit selbst ohne den Rückhalt eines an sich unthätigen Etwas, von dem sie ausgehe. Es ist klar, daß diese Ausdrücke die Vorstellung nicht wiedergeben, die man nothwendig bei ihrem Aussprechen selbst festhalten muß. Man kann den Geist nicht mit dem infinitivischen Denken gleichsetzen, sondern fühlt, daß er Denkendes sein muß; das Wesen der Dinge kann weder Sein noch Thätigkeit sein, sondern ist Seiendes und Thätiges. Es kommt darauf an, jenes Subject, das in diesen Participien erscheint, richtig zu bestimmen, aber man gewinnt nichts, wenn man es leugnet und den Infinitiv an seine Stelle setzt, der diese Stelle nicht ausfüllt. Einen Schein der Durchführbarkeit würde diese Meinung nur dann haben, wenn wir von dem Dinge, dessen Wesen sie so bestimmen will, ununterbrochen dieselbe Thätigkeit ausgeübt sähen, und höchstens die Erscheinung derselben in der Wirklichkeit durch entgegengesetzte Thätigkeiten zuweilen gehemmt würde, oder wenn ein unaufhörliches Werden, ein stetiger Wechsel von Form und Inhalt sich als die ganze Natur der Dinge zeigte. Aber die Natur der Dinge, so wie sie sich uns darbieten, und am meisten die Natur der Seele, die uns hier beschäftigt, ist nicht begreifbar, ohne in ihr neben dem Thun auch ein Leiden vorauszusetzen, ohne zuzugeben, daß nach Maßgabe des Leidens, das sie von verschiedenen Bedingungen erfährt, sich nicht nur die äußere Erscheinung ihrer Thätigkeit, sondern diese Thätigkeit selbst, ihre Form und wesentliche Eigenthümlichkeit abändert,

ohne endlich hinzuzufügen, daß auch dieſe Veränderlichkeit wieder kein ewig fortfließendes Werden iſt, ſondern ein in ſich zurückkehrendes, in welchem die Wiederkehr gleicher Bedingungen auch gleiche Erfolge wiederbringt. Die Dinge ſind offenbar Mittelpunkte, von denen aus ſehr verſchiedene Ströme des Handelns nach verſchiedenen Richtungen gehen, bald hervorbrechend, bald ſich zurückhaltend, bald ſtärker, bald ſchwächer, mit einander abwechſelnd oder einander begleitend. Dieſe Erſcheinung einer veränderlichen Thätigkeit bedarf einen erklärenden Grund und Rückhalt; er liegt eben in dem, was das Weſen iſt, in jenem Inhalte, den wir nicht wieder als bloße Thätigkeit, ſondern nur als die Idee faſſen können, welche die vereinigende und geſetzgebende Formel für eine Vielheit des Thuns und zugleich für eine Mannigfaltigkeit des Leidens und der inneren Zuſtände überhaupt bildet. Dieſer Inhalt iſt das, was als das Theilnehmende am Sein, am Handeln, am Wirken als Seiendes, Handelndes, Wirkendes vor uns ſteht und gleichweit entfernt iſt vom haltloſen Verfließen in die Thätigkeit ſelbſt, wie von der Starrheit eines Kernes, der ſich nie in die Bewegung dahin gäbe, ſondern ſie ſtets nur äußerlich an ſich kommen ließe.

Aber wenn wir nun dies Alles zugeben, wird man zweifelnd einwenden, iſt denn nun das, was wir hier unter der Form der Idee als das Weſen des Dinges faſſen, jenes Daſein zu genießen fähig, das den Dingen zukommen muß? Nicht als wenn wir trotz der früheren Zugeſtändniſſe nun doch noch einmal zu wiſſen verlangten, durch welchen Zauber den Dingen, worin ſie nun auch immer beſtehen mögen, ihr Daſein gemacht werde; aber da nicht allem Denkbaren dieſe ſelbſtändige Wirklichkeit zukommt, ſo müßten ſich doch an jener Idee wenigſtens die allgemeinen Kennzeichen erkennen laſſen, durch die ſich das, was zu dieſer Wirklichkeit zugelaſſen iſt, von dem unterſcheidet, dem ſie verſagt bleibt. Gehört nun nicht zu jenen Zügen jedes wahrhaft Seienden vor allem dieſer, daß es Eines ſei in ſich ſelbſt? und ſcheint nicht Alles, was wir als Idee bezeichnen, vielmehr eine Vielheit von Elementen vorauszuſetzen, deren gegenſeitige Verknüpfung untereinander ſie ausdrückt? und zwar ſo aus-

drückt, daß aus der Einwirkung dieses Ausdruckes auf unsere empfängliche Phantasie in uns wohl als Ergebniß eine einheitliche Stimmung entsteht, ohne daß jedoch diese von uns gefühlte Einheit unsers Zustandes als eben solche Einheit in den Beziehungen jener Elemente außer uns vorhanden war? ist also nicht am Ende jede Idee nur ein Gedanke, den die vergleichende Thätigkeit eines erkennenden Wesens sich macht, indem es in sich selbst die Vielheit der Erscheinungen zusammenfaßt, ohne daß dieser Gedanke jemals in dieser Vielheit selbst als erzeugende und formbestimmende Kraft zugegen ist?

Diese Einwürfe sind häufig gemacht worden, und man hat ihnen zu begegnen gesucht, indem man an die Stelle der Idee, welche allerdings mannigfaltige Tendenzen und Beziehungen des Seienden zu Anderem einschloß, eine völlig einfache Urqualität als das Wesen jedes einzelnen Dinges einsetzte. Dadurch ist, je nachdem man es ansieht, entweder nur ein neuer Name, oder zugleich ein alter Irrthum wieder eingeführt. Denn das Wesen des Dinges muß in jedem Fall so beschaffen sein, daß seine späteren Wirkungen und vielfachen Eigenschaften, obgleich nicht unveranlaßt, sondern unter dem Einfluß äußerer Bedingungen, aus ihm hervorgehen können; es muß ferner so beschaffen sein, daß diejenigen Verknüpfungsweisen seiner Zustände, die nicht von der Aufeinanderfolge der äußern Reize allein abhängen, bei Gelegenheit dieser Reize sich aus ihm entwickeln müssen; kurz jene einfache Qualität muß vollständig denselben Grund des Wirkens und Leidens und der Ordnung der inneren Zustände enthalten, den wir in der Idee suchten. Insofern ist die einfache Qualität nur ein veränderter Name, in welchem höchstens die Aufforderung liegt, den Inhalt der Idee nicht in jener auseinandergezogenen Weise, in welcher unsere Sprache, wenn wir ihn kännten, ihn ausdrücken würde, sondern eben zusammengefaßt in die Einheit einer einzigen Bestimmung, in die Form einer Urqualität, als das Wesen des Dinges aufzufassen. Ohne Zweifel lag solche Zusammenfassung auch in unserer Absicht; der Irrthum dieser andern Vorstellungsweise dagegen besteht darin, daß gerade die Form der

Qualität unfähig ist, jene Concentration der Idee zur Einheit zu leisten. Wie unbekannt nämlich auch und aller Erkenntniß unzugänglich man die Qualität jedes Dinges nennen mag: sobald der Name der Qualität nicht eine völlig bedeutungslose, willkührliche Bezeichnung für den wesentlichen Inhalt der Dinge sein, sondern denselben wenigstens formell auf eine bestimmte und charakteristische Weise bezeichnen soll, so muß auch jene unbekannte Qualität der Wesen die Eigenthümlichkeiten besitzen, die jeder Qualität als solcher zukommen. Wir kennen aber nur die Qualitäten der sinnlichen Empfindung; nur von ihnen ist der allgemeine Begriff abstrahirt, und nur an sie denken wir auch wirklich, wenn wir vom Wesen der Dinge so sprechen, wie es diese Meinung thut; wir bilden uns die Vorstellung der übersinnlichen Qualitäten durchaus nach dem Muster der sinnlichen, die wir kennen, und gerade so weit uns dies gelingt, sind wir für den Augenblick befriedigt. So durchaus eins mit sich selbst, wie das Blau des Himmels, das uns vorschwebt, so satt und plastisch die Leere erfüllend, so unveränderlich ruhend ohne alle Spur und allen Ansatz zu hinausgreifender Beweglichkeit, so beziehungslos und theillos in sich selbst, wie jede einfache Farbe, so stellen wir uns das Wesen des Dinges vor und ruhen selbst befriedigt in seinem Anblick. Wir vergessen nur, daß diese Ruhe allzu unbeweglich, diese Einheit allzu einfach ist. Denn unerbittlich müssen wir daran erinnern, daß die Einheit des Dinges nicht dazu da ist, beständig sich über sich selbst zu freuen, sondern daß sie die veränderliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen aus sich entspringen lassen muß. Und eben dazu ist ein Inhalt, der seiner Natur nach in dieser Form der Qualität gefaßt werden müßte, nicht fähig. Er würde nur aufgehoben, aber nicht verändert werden können, denn jede Veränderung setzt einen beständigen sich gleichbleibenden Rückhalt voraus, auf welchen das sich Verändernde sich zurückzieht, um aus ihm heraus die neue Gestalt zu entwickeln. Die einfache Qualität hat nichts der Art hinter sich, und je einfacher sie ist, um desto weniger lassen sich die Begriffe des Wirkens und Leidens an sie anknüpfen. Jene ruhige offene Glätte hinterhaltloser Gleichheit

mit ſich ſelbſt, die wir an den ſinnlichen Qualitäten bemerkten und als den wahrhafteſten Ausdruck für die ungeſtörte Natur des Seienden bewunderten, gehört im Gegentheil gerade dieſem niemals an. Nicht einmal die ruhende Eigenſchaft der Dinge deutet ſie an; ſie iſt nur ein freundlicher Schein, in welchem für unſere Auffaſſung irgend ein bewegter Augenblick des Geſchehens, der Wechſelwirkung zwiſchen mehreren Elementen fixirt iſt; das Seiende ſelbſt, deſſen ruhigſtes und objectivſtes Symbol wir in ihr zu finden glaubten, iſt nach dieſer Analogie am wenigſten zu faſſen.

Schließen wir nun dieſe Betrachtung. Wenn Jemand noch einmal fragt, wie denn nun der Inhalt einer Idee jene Einheit haben könne, die dem Seienden nothwendig iſt, und die wir in der Qualität wohl fanden, aber entblößt von dem Keime der Mannigfaltigkeit, der gleich unentbehrlich iſt: ſo verweiſen wir dieſe Frage auf folgende Ueberlegung. Jede Anſicht, welche das Weſen irgend eines Gegenſtandes durch Begriffe und Worte auszudrücken und nachzuahmen ſucht, will natürlich nicht dieſen Ausdruck, ſondern den Inhalt, den er bezeichnen ſoll, für das Weſen des Gegenſtandes genommen wiſſen. Der Name Idee hat die doppelte Bedeutung, einmal jenen Inhalt der Dinge, dann aber auch die Form des Gedankens zu meinen, in welcher wir dieſen Inhalt für unſere Auffaſſung wieder erzeugen. Die Umwege, die unſer abbildendes Denken nimmt, ſind nicht Umwege in der abgebildeten Sache ſelbſt; die Vielheit nicht blos der Worte, ſondern auch der vielleicht wortlos gedachten Beziehungspunkte, die wir bedürfen, um uns das klar zu machen, was wir meinen, ſchließt nicht eine gleiche Vielheit der Theile in dem Object unſers Nachdenkens ein. Iſt daher Idee in dieſem Sinne eines von uns gehegten Gedankens allerdings eine in ſich mannigfache und unruhige Thätigkeit des beziehenden und vergleichenden Wiſſens, die nicht in dieſer Form ſich als das objective Weſen des Dinges faſſen läßt, ſo iſt dagegen das, was dieſer Gedanke meint, einer urſprünglichen Einheit fähig. Erzeugt doch auch dasſelbe hin- und hergehende Nachdenken in uns aus der mannigfaltigen Reihenfolge der Elemente eines Gedichtes die Einheit ſeiner

poetiſchen Seele wieder. In die Geſtalt ſolcher Einheit zuſammengefaßt nennen wir eine Idee das Weſen des Dinges. Verlangte endlich eine niebefriedigte Neugier noch eine Anweiſung, wie ſie es machen ſolle, um den Inhalt einer Idee in dieſe Einheit zu verdichten, und wie ſie das Ergebniß dieſer Bemühung ſich vorſtellen könne, ſo läge darin ein völliges Mißverſtehen der Aufgabe und der Leiſtungsfähigkeit des Erkennens. Denn dieſes Anſinnen wäre ganz gleichbedeutend mit dem Wunſche, zu erfahren, wie man es machen müſſe, um geradezu das zu *ſein*, um deſſen Erkennen es ſich hier handelt. Und ſelbſt dieſer Wunſch würde nicht zum Ziele führen; denn wenn wir uns nun wirklich ſo verwandeln könnten, daß wir allemal das wären, was wir durchſchauen wollten, ſo würde ja das Bemühen, nun auch das zu wiſſen, was wir dann wären, ſelbſt dieſes neue Weſen, in welches wir uns verwandelt hätten, nothwendig wieder aus ſeiner Einheit in ein zuſammengeſetztes, aus mannigfachen Theilen und ihren Beziehungen beſtehendes Erkenntnißbild umgeſtalten müſſen.

Ein Wort nur haben wir über den Grund hinzuzufügen, aus welchem wir jenen Doppelſinn des Namens Idee benutzten; denn allerdings geſchah es mit Grund. Unter den verſchiedenen Auffaſſungsformen der Gegenſtände zeichnen wir mit dieſem Namen diejenige aus, welche ihr Object weder durch einen beſtimmten Thatbeſtand feſter Merkmale, noch durch eine beſtimmte Form der Verknüpfung zwiſchen veränderlichen Merkmalen, ſondern einzig durch den beſtändigen gleichbleibenden Sinn charakteriſirt, der ſich in unermeßlicher Verſchiedenheit der Merkmale ſowohl als ihrer Verbindungsweiſen ausdrücken kann. Die Anſchauung des Menſchen iſt ſein räumliches Bild; die Vorſtellung von ihm fügt zu dieſem Bilde und der mit ihm vereinigten Erinnerung an ſeine übrigen Merkmale den Nebengedanken hinzu, daß alle dieſe Mannigfaltigkeit ein Ganzes bilde; den Begriff des Menſchen gewinnen wir, wenn wir die allgemeinere übergeordnete Formel der Gattung als erklärenden Mittelpunkt in die Menge ſeiner beſondern Merkmale hineinſtellen; die Idee des Menſchen aber haben wir erſt dann, wenn wir den Gedanken

faſſen, zu deſſen Realiſirung er berufen iſt, einen Gedanken, der an keine beſtimmte Reihe von Merkmalen gebunden iſt, aber den Grund enthält, warum der Menſch eine räumliche Erſcheinung, ein zuſammenhängender Organismus, der Gipfel des Thierreichs ſein muß. Dieſe Bedeutung, welche die Idee als Denkform für uns hat, wollten wir durch den Gebrauch deſſelben Namens auch auf ihren Gegenſtand übertragen: darauf kam es an, das Weſen des Dinges nicht als erſchöpft durch eine ruhende Qualität, nicht durch eine beſtimmte Handlung oder eine beſtimmte Reihe mehrerer zu faſſen, ſondern ſeinen vollen Inhalt nur in dem Sinne zu ſehen, den es auf die verſchiedenſte Weiſe und durch die verſchiedenſten Formen der Entwicklung verwirklicht. Dagegen war es keineswegs unſere Abſicht, durch die Wahl dieſes Namens in den berühmten Satz einzuſtimmen, welcher Denken und Sein für identiſch erklärt und in den Dingen keinen andern Inhalt findet außer dem, welchen wir in der Form der Idee denkend nacherzeugen können, oder vielleicht ſogar außer dieſer Form der Idee ſelbſt. Die allgemeinere Ueberzeugung allerdings haben wir früher ausgedrückt, daß das Weſen der Dinge nicht in einer undurchdringlichen Fremdartigkeit für den Geiſt beſtehe; aber der Geiſt und ſein Leben iſt mehr als Denken. Es iſt wohl möglich, daß dem ganzen Geiſte das, was die Dinge ſind, nicht unerlebbar iſt, und daß es doch dieſer einzelnen Form ſeiner innern Thätigkeit, dem Denken, durchaus unfaßbar bleibt. Fühlen und Wollen, Luſt und Unluſt ſind innere Erlebniſſe in uns ſelbſt, für welche unſer bewußtes Denken, indem es ihnen zuſteht, wohl Namen erfindet, ohne doch den Unterſchied, der ſie ſelbſt von allem Denken trennt, jemals durch Formen des Denkens begreiflich zu machen; ſie ſind nur verſtändlich für den, der ſie erlebt. Und ebenſo würde das Weſen der Dinge, falls überhaupt unſer Blick durch die Erſcheinung bis zu ihm dränge, zwar beſchreibbar für das Denken ſein, aber doch vielleicht nur ſo, daß dieſe Beſchreibung manche Namen enthielte, deren Bedeutung nicht wieder gedacht, ſondern nur gelebt werden kann. Wie aber auch dieſes Weſen ſein möchte, jene Form der Idee würde es an ſich tragen, ein ſelbſt geſtaltloſer beſtändiger Sinn veränderlicher Geſtaltungen zu ſein.

Für dieſe lange Reihe abſtracter Ueberlegungen müſſen wir nun auf Entſchuldigung hoffen. Sie haben nicht ganz die Fragen zu Ende geführt, in die wir uns verwickelten und welche nur die metaphyſiſche Wiſſenſchaft in dem ſtrengen Zuſammenhang ihrer Beantwortung darſtellen könnte; aber ſie haben den Standpunkt deutlich genug, wie wir hoffen, bezeichnet, auf welchem unſere weitere Betrachtung der geiſtigen Entwicklung ſich halten wird. Werfen wir jetzt einen Blick auf das zurück, woran dieſe Abſchweifung anknüpfte, ſo erinnern wir uns, daß wir von dem menſchlichen Geiſte nicht im Uebrigen eine weſentliche Gleichheit mit den Seelen der Thiere behaupten durften, um dann durch die entſchädigende Hinzufügung eines ihm eigenen höheren Vermögens ihn wieder über alle Thierwelt zu erheben. Was er war, mußte er als ein untheilbares Ganze ſein; was die Seelen der Thiere waren, das waren auch ſie als lebendig wirkſame abgeſchloſſene Ideen, jede von der andern völlig geſchieden, jede völlig eins in ſich ſelbſt. Und ſo ließe ſich ein Reich der Seelen denken, in welchem jede Gattung, und in ihr jede einzelne, ihre beſtimmte Stelle fände, je nachdem die lebendige Idee, welche ſie ausdrückt, in dem Sinne der Weltordnung höher oder niedriger ſteht oder andern gleichwerthig zu achten iſt. Daraus kann der Schein entſtehen, als wäre auch hier die beſſere Erkenntniß des Einzelnen aus der Ueberſicht des Ganzen zu hoffen, deſſen Theil es iſt; die Einſicht in die Natur des menſchlichen Geiſtes aus der Betrachtung der thieriſchen Seelen, die ſeine Vorſtufen ſind. Aber abgeſehen von der mangelhaften Kenntniß thieriſchen Seelenlebens, die uns in den meiſten Fällen nur unerwieſene Einfälle an die Stelle ſicherer Thatſachen würde ſetzen laſſen, iſt dieſe Ausſicht auch aus andern Gründen trüglich oder doch nutzlos für unſern gegenwärtigen Zweck. Denn dieſe Ordnung des Seelenreichs, wenn wir ſie kännten, würde uns mehr in das Verſtändniß des unendlichen Weſens einführen, das in dieſem Bilde ſich ſelbſt anſchauen mag; aber ſie würde wenig zu der Würdigung der Aufgaben beitragen, die dem menſchlichen Leben zu ſeinem Theile geſtellt ſind, und der Mittel, die ihm zur Ausführung zu Gebot ſtehen. Für dieſe letzte Frage iſt es

nur von entfernter Wichtigkeit zu wissen, welche Stelle des Menschen Geist auf der Leiter der Wesen einnimmt, von sehr großem Werthe dagegen die Kenntniß der ursächlich auf ihn einwirkenden Bedingungen, von denen seine Entwicklung abhängt. In dieser Beziehung ist seine Stellung im Reiche der Seelen eine andere, als in jener Stufenreihe der Gattungen. Wie nahe verwandt oder wie sehr verschieden die Seele einer Thierart von der unsrigen sein mag: es ist gleichgiltig für uns, wenn sie nicht auf uns wirkt. Der größte Theil der Thierheit hat zu unserer Entwicklung diese theilnahmlose Stellung, und die unbelebte oder unbeseelte Natur besitzt unter den Bedingungen unserer Bildung eine verhältnißmäßig weit größere Wichtigkeit. Daß der kunstfertige Instinct vieler niederen Thierklassen sich in scheinbar wenigstens ganz andern und fremdartigen Formen des Wirkens bewegt, wenn wir ihn mit der Regsamkeit der menschlichen Seele vergleichen, ist für uns im Ganzen eine wenig bedeutsame Thatsache; tausende solcher Instincte mögen dem Menschen noch unbekannt sein, selbst die bekannten kommen nur wenigen von uns zur Anschauung; möchten sie da sein oder nicht, die menschliche Entwicklung bliebe dieselbe. Von anderen Klassen können wir anderes sagen; manche von ihnen treten uns wirksam nahe, aber es sind vielleicht nicht eben die, die in der Stufenleiter der Seelengattungen uns am nächsten stehen. An die Affen knüpft sich kein Fortschritt menschlicher Cultur, an das Pferd, an die übrigen zuchtbaren Hausthiere gar mancher. Sie leisten uns nicht allein durch Körperkraft Dienste, wie belebte Maschinen, sondern auf dem Umgange mit ihnen beruhen hauptsächlich alle die Vorstellungen, die wir über ein dem unsrigen fremdes und doch im Allgemeinen verwandtes Seelenleben erhalten; und ohne Zweifel sind eben die Vorstellungen, die wir von einer fremden Seele uns bilden, der wichtigste Theil der Wirksamkeit, die diese auf uns ausübt. Am meisten natürlich ist es der Mensch selbst, der auf den Menschen wirkt; von dem Werthe dieses gegenseitigen Einflusses werden alle andern Beziehungen ähnlicher Art verdunkelt, die uns an die Thierwelt knüpfen. In der Erforschung dieser Dinge muß die Aufklärung über die wesentlichen

Eigenthümlichkeiten des menschlichen Lebens liegen; jedes Unternehmen dagegen, den Menschen an den Gipfel eines irdischen Seelenreiches zu stellen und seine Bestimmung aus der Natur der niedrigeren Stufen zu erläutern, würde eines der prächtig beginnenden, aber fruchtlos endenden Schauspiele sein, deren die Anthropologie nach und nach sehr viele vorgeführt hat.

Wir haben hierdurch noch nicht die zweite der Fragen beantwortet, die wir am Eingange dieser Betrachtung aufwarfen. Denn alles Bisherige konnte nur zu zeigen versuchen, wie eine wesentliche Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes gedacht werden müsse, falls die Ueberlegung der Thatsachen eine solche vorauszusetzen nöthigte. Ungelöst bleibt hierdurch der Zweifel, ob nicht vielleicht ohne wesentlichen Unterschied, nur durch die Größe seiner Entwicklung bevorzugt, der menschliche Geist sich an das Seelenleben der Thierwelt anschließen möge. So wenig wir nun unsere Neigung verhehlt haben, diese Frage zu verneinen, so ist doch ihre bestimmte Beantwortung hier nicht möglich, und wir müssen uns begnügen, die Schwierigkeiten einer solchen hervorzuheben. Sucht man die Entscheidung unabhängig von der Vergleichung der Erfahrung, so könnte man sie nur von den letzten Ergebnissen der Speculation über die nothwendige Bildung des Weltalls und den Zusammenhang seiner Glieder erwarten. Was aus dieser Quelle sich ableiten läßt, wird der letzte Theil unserer gesammten Betrachtungen zusammenzustellen versuchen, und wir werden sehen, daß der Werth der Frage selbst sich für diesen höchsten Standpunkt sehr vermindert. Die allgemeinen Grundsätze, die man außerdem anwenden könnte, würden zu keiner Gewißheit führen. Vielleicht möchte man die Annahme, überall gleichartige Seelen würden nur durch die sehr verschiedene Begünstigung, die sie von der Organisation ihrer Körper erfahren, zu verschiedenen Bildungshöhen gebracht, durch die Erinnerung widerlegen wollen, wie unglaublich es sei, daß eben gleichartige Seelen an diese so sehr abweichenden leiblichen Hüllen gebunden sein sollten. Aber allerhand Vermuthungen über Seelenwanderung, abenteuerlich zwar, und ohne Stütze in der Erfahrung, aber doch nicht streng wi-

derlegbar, würden sogleich bereit sein, diese Paradoxie zu beseitigen und zu zeigen, welchen guten Sinn fortschreitender Erziehung es haben könnte, wenn ursprünglich vollkommen gleiche Wesen nach und nach in immer andere vollkommnere Körper übergingen. Wendet man sich an die Erfahrung, so wird die Entscheidung um nichts leichter. Alles, was als Thatsache vor uns liegt, beschränkt sich eben auf den allgemeinen und allerdings unwiderleglichen Eindruck einer weit geringeren Entwicklung, zu der es die Thiere bringen; aber dieser Eindruck gestattet, so wenig zergliedert, wie er noch immer ist, keinen sichern Rückschluß auf die Ursachen dieses Zurückbleibens. Unsere Kenntnisse des thierischen Seelenlebens sind weit oberflächlicher und ungewisser, als die Zuversicht philosophischen Classificirens meistens zugibt. Wir schlagen die Höhe seiner Entwicklung gewiß oft falsch, wahrscheinlich häufig zu niedrig an; denn mit Recht schreiben wir zwar den Thieren die Fähigkeiten zu, deren vollendete Leistungen wir vor uns sehen; aber mit sehr zweifelhaftem Rechte sprechen wir ihnen andere ab, die sie entweder nicht äußern können, oder deren Aeußerungen für unser Verständniß zu fremdartig sind. Versuchen wir nun, aus diesen mangelhaften Vorlagen Vermuthungen über Gleichartigkeit oder Verschiedenheit der thierischen und menschlichen Seelen abzuleiten, so locken zwei entgegengesetzte Irrwege.

Von der Betrachtung unsers eignen innern Daseins gehen wir nothwendig aus; erst aus ihr fällt ein Schimmer des Verständnisses auf das Seelenleben der Thierwelt, das wir nicht unmittelbar kennen. Sind wir nun nicht gewohnt, die einzelnen Leistungen unsers eignen Geistes zu zergliedern und die Entstehung mancher scheinbar neuen Fähigkeit aus einfacheren Vorgängen aufzusuchen, so stoßen wir bei jeder oberflächlichen Verschiedenheit an, die das Thier vom Menschen trennt, und gerathen in jene bequeme Classificationsweise, welche die Natur der verschiedenen Seelen wie mit der Sicherheit chemischer Formeln durch Combination abweichender Bestandtheile, nämlich der verschiedenen Vermögen definirt, die der einen Gattung fehlen, der andern zukommen sollen. Anderseits aber verführt auch gerade diese richtige Gewohnheit, die zusammengesetzten oder abge-

leiteten geistigen Functionen auf ihre einfachen Wurzeln zurückzuführen, zu dem entgegengesetzten Fehler einer Ueberschätzung der äußern Hilfsmittel des Wirkens, und zu dem Uebermuth, durchaus gleichartigen Wesen durch unendlich variirte äußere Anregung Leistungen abgewinnen zu wollen, die nur auf ursprünglich verschiedenem Boden gedeihen können. Man kommt natürlich in dieser Beziehung hauptsächlich auf die körperliche Organisation zurück, denn durch diese wird ja größtentheils auch die Eigenthümlichkeit der äußern Lebensumstände bedingt, in denen sich jedes Geschöpf befindet, und deren Einfluß den zweiten großen Kreis von Bedingungen für die specifische Bildungsrichtung der Seele ausmacht. Nun läßt sich ohne Zweifel zeigen, daß manche körperliche Einrichtung einzelne Formen der geistigen Aeußerungen begünstigt oder hindert; so wird für augenlose Thiere die Gesammtvorstellung, die sie vom Raum entwickeln mögen, nothwendig anders sein, als bei sehenden; für vollkommen symmetrisch gebaute wird eine Unterscheidung der Richtungen im Raum unmöglich, für stimmlose die Mittheilung der innern Zustände nicht nur anders, sondern ohne Zweifel weit unvollkommner sein. Aber in der Regel läßt sich wohl aus dem Mangel eines Organs der Mangel einer Leistung begreifen, aus dem Vorhandensein desselben jedoch wird sein Gebrauch und die Mannigfaltigkeit der geistigen Regsamkeit, die sich in ihm kund gibt, nicht sogleich mit begreiflich. Wir müssen es dem Verlauf dieser Betrachtung überlassen, einzelne Beispiele dieser Dinge zu erwähnen; überall indessen, wo wir auf thierisches Seelenleben ein Streiflicht fallen lassen, geschieht es eigentlich nur, um durch einen Contrast die Bedeutung des menschlichen aufzuhellen; in den meisten Fällen drücken solche Vergleiche nur aus, wie wir uns einbilden, daß es sich mit den Thieren verhalten möge, nicht wie es gewiß ist oder mit Nothwendigkeit sein muß.

Diese Unsicherheit des Urtheils ist indessen ohne wesentlichen Einfluß auf den Gegenstand unserer nächsten Untersuchungen. Für eine Betrachtung allerdings, die nicht ausschließlich der menschlichen Bildung gälte, sondern eine allgemeine Mechanik des Seelenlebens

bezweckte, würde die Frage nach der Gleichartigkeit oder Verschiedenheit der Mittel in den Vordergrund treten, durch welche die verschiedenen Höhen der Entwicklung ermöglicht werden. Für uns dagegen kommt es hauptsächlich darauf an, was der Mensch ist, nicht darauf, was die Thiere nicht sind. Die ängstliche Scheu davor, in eine zu nahe Wesensgemeinschaft mit ihnen gerückt zu werden, knüpft sich mit Unrecht gerade an die Frage, ob wir einer Gattung mit ihnen sind, oder nicht. Denn am Ende: wir haben doch die höhere Entwicklung; eben dieser Besitz ist der bleibende Unterschied zwischen uns und ihnen, und diese Kluft wird nicht größer oder kleiner, je nachdem sie für einen generischen Unterschied, oder für die Wirkung einer verschiedenen Begünstigung gleicher Anlagen erklärt wird. Die Dinge sind immer das, als was sie sich behaupten; es verlohnte sich nicht der Mühe, etwas zu werden, wenn man immer nach dem geschätzt werden sollte, woraus man es geworden ist.

Fast die gleichen Bemerkungen, und die letzte namentlich, haben wir vorläufig über die dritte der Fragen unsers Einganges hinzuzufügen. Innerhalb des menschlichen Geschlechtes selbst wechselt die geistige Ausbildung von thierischer Roheit an bis zu der Höhe eines Genius, den wir voreilig durch den Namen der Göttlichkeit ehren zu dürfen glauben. Gibt es in diesen ungeheuren Unterschieden ein gewisses gemeinsames Element, das wir als den allgemeinen menschlichen Geist betrachten dürften? sind die Geister der verschiedenen Stammarten der Menschheit wesentlich verschieden? und innerhalb desselben Stammes, wo können wir in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Individuen ein gemeinschaftliches Maß finden, und wie es anlegen? liegt es im Allgemeinen hoch, und die Roheit bleibt darunter zurück, durch die Ungunst der Umstände und die Mängel der körperlichen Organisation zurückgehalten? oder liegt es tief, und der Genius wird durch das Glück seiner Lebensbedingungen und den Vorzug leiblicher Organe darüber erhöht? oder lassen sich endlich doch einzelne bestimmte Züge, charakteristische Gewohnheiten des Wirkens angeben, die, in allen Menschenseelen wiederkehrend, sie zu einem zusammengehörigen Ganzen verbinden, in den einzelnen aber

in unendlich verschiedenen Graden vorhanden die unbeschreibliche Mannigfaltigkeit der individuellen Gestaltungen gestatten? Es ist die Bejahung dieser letzten Frage, die unsere fernere Betrachtung sich zum Ziel setzt. Dann, nachdem wir dies gemeinsame Band außer Zweifel gestellt hätten, würde für uns kein Grund sein, aus der Reihe der Bedingungen, welche die Höhe der Bildung bestimmen, die äußern Umstände und die körperliche Organisation auszuschließen, deren keines für sich zu ihrer Begründung hinreicht. Das allgemeine Maß der menschlichen Bildung aber liegt weder hoch noch tief in dem Sinne, in dem wir es suchten; es ist wohl ein Durchschnitt der thatsächlichen Bildung zu ziehen, aber kein Maß der sein sollenden zu finden. Der Körper hat eine Normalgestalt und ist vollkommen, wenn er die Umrisse derselben ausfüllt; dem Geiste schwebt anstatt eines bestimmten Normalbildes seiner Entwicklung nur ein Idealbild der Vollkommenheit vor, beständig unerreicht; nur eine Richtung dahin zeichnen ihm im Allgemeinen die charakteristischen Thätigkeitsformen seines Geschlechtes vor, aber sie bestimmen kein Maß des Weges, nach dessen Zurücklegung er am Ziele wäre. Endlich, welche Zweifel sich auch über die Gleichheit der geistigen Anlagen in den verschiedenen Stammformen der Menschen erheben mögen: jedenfalls sind jene Anlagen gleichartig genug, um sie alle, obwohl mit abgestufter Wichtigkeit ihrer Betheiligung, zur Gemeinsamkeit eines menschlichen Lebensverkehres zu befähigen: sie bilden alle die zusammengehörige, sich gegenseitig erziehende Gemeinde der Menschheit. Diese wahrhafte praktische Einheit der Wechselwirkung entschädigt uns reichlich für die Befriedigung der müßigen logischen Neugier, ob sie an dieser Aufgabe als verschiedene Arten einer Gattung von Geistern oder als nächstverwandte Glieder eines völlig gleichen Stammes Antheil nehmen.

Zweites Kapitel.

Die menschliche Sinnlichkeit.

Verschiedene Deutungen der Sinne. — Der gleichgiltige Sinnesinhalt und das an ihm haftende Gefühl der Lust und Unlust. — Eigner Werth der Sinneseindrücke. — Uebereinstimmung ihrer Natur mit den Reizen, denen sie entsprechen. — Beispiele; Licht und Klang. — Aesthetische Beurtheilung. — Symmetrie in Raum und Zeit. — Mathematische Phantasie der Sinnlichkeit. — Mitgenuß und Verständniß fremder Naturformen. — Vom Gebrauch der Werkzeuge. — Vom Putz und Schmuck. — Von Ceremonien.

Von den Empfindungen der Sinne hebt nicht nur einmal alle Bewegung des geistigen Lebens an, sondern zu ihnen kehrt sie unaufhörlich zurück, um Stoff und Ausgangspunkt für neue Entwicklungen ihrer Thätigkeit zu gewinnen. An die Empfindungen werden auch wir anknüpfen müssen, wenn uns daran liegt, die eigenthümlichen beständigen Neigungen und Gewohnheiten zu überblicken, in denen sich die Natur des menschlichen Geistes verräth, und aus deren Zusammenstellung wir uns ein Bild dieser Natur entwerfen müssen. Zwar kann gewiß die ganze Tiefe der ursprünglichen Anlagen des Geistes kaum erschöpfend selbst aus den vollkommensten Aeußerungen seiner Thätigkeit ermessen werden, aber die Einheit seines Wesens muß einen Vorschein seiner höheren Bestrebungen doch schon auf die einfachsten Vorgänge des innern Lebens werfen, und vielleicht sind die Züge, die davon zeugen, deutlich genug, um erkannt zu werden.

Von den mancherlei Gedankenreihen indessen, die sich an die Betrachtung der menschlichen Sinnlichkeit knüpfen lassen, scheiden wir einige aus, die dem Zweck unserer Ueberlegungen fremd sind, und in denen man häufig, wie mir scheint, eine Aufklärung sucht, welche sie nicht geben können. Zu ihnen gehört zuerst die Aufsuchung der physischen Veranlassungsursachen unserer Empfindungen. Wir haben uns früher überzeugt, daß von der eigenthümlichen Beschaf-

fenheit der äußeren Bewegungen, die als Sinnesreize auf unsere Organe wirken, die im Bewußtsein entstandene Empfindung keine Erinnerung aufbewahrt. An die Stelle der Luftschwingungen ist der Klang getreten, an die Stelle der Aetheroscillationen die Farbe; beide wohl Folgen, keine von beiden Empfindungen ein Abbild ihrer äußeren Veranlassung. Für das unbefangene Bewußtsein jedenfalls ist alles das völlig ausgelöscht, was vor dem Auftreten dieser inneren Erscheinungen lag, die als Klang und Farbe ewig nur Erzeugnisse der eigenen Natur des Geistes sind; als solche nun wirken sie in dem natürlichen Verlaufe des inneren Lebens weiter, und eine Untersuchung der Folgen, welche sie in ihm hervorbringen, würde sich wohl erfolglos an die Eigenthümlichkeit ihrer äußern Ursachen wenden. Wie wir im Klange nicht die Anzahl der Schallwellen hören, sondern nur den Klang, so ist keine Musik für den, der die Entstehungsweise der Töne und ihrer Consonanzen kennt, harmonischer als für den andern, der ohne diese Kenntniß einfach und unbefangen von ihr sein Herz bewegen läßt. Ein Wissen, das verhältnißmäßig spät im Laufe der Geschichte entdeckt, noch jetzt den meisten Menschen abgeht, wird nicht den Erklärungsgrund der lebhaften Eindrücke enthalten, welche diese sinnlichen Anregungen auf jedes empfängliche Gemüth ausüben; nur die fertigen Empfindungen, so wie sie im Bewußtsein sind, nicht ihre physischen Veranlassungen müssen wir ins Auge fassen.

Eine andere Frage ist es indessen, welche Stellung unsere ganze Sinnlichkeit zu der äußeren Welt einnimmt, die den Schauplatz unsers Lebens bietet, und zu deren Abbildung irgendwie doch sie selbst bestimmt scheint. Jeder einzelne jener physischen Vorgänge, die uns als Sinnesreize dienen, mag im Zusammenhange des Naturlaufes eine bestimmte Aufgabe erfüllen, oder vorurtheilsloser gesprochen: jeder einzelne wird zu dem Gesammtbestande der Natur einen eigenthümlichen mehr oder minder wichtigen Zug beitragen. Beachtet man diesen bestimmten Werth der Sinnesreize für den Zusammenhang der Außenwelt, so kann man darin, daß jeder von ihnen gerade in dieser bestimmten Form sinnlicher Empfindung und in keiner

andern in uns wiedererscheint, eine besondere Sinnigkeit, vielleicht mehr fühlbar, als in Worten ausdrückbar, zu finden glauben. Man wird dann gewahr werden, daß trotz aller Unvergleichbarkeit der physischen Bewegungen und der Empfindungen, die ihre Folge sind, dennoch die letztern in ihrer Sprache die besondere Bedeutung wiederzugeben verstehen, die jede der ersteren in dem Zusammenhange der einander durchkreuzenden Naturwirkungen besitzt. Hierin liegt ein Element von Wahrheit, das wir in einer anderen Auffassung der menschlichen Sinnlichkeit, obwohl mißdeutet, antreffen. Sehr oft sind Versuche gemacht worden, die einzelnen Formen der geistigen Thätigkeit als eine gegliederte Stufenreihe anzusehen, in welcher ein ursprünglicher Trieb, sich selbst in den Dingen wiederzufinden, eine stets steigende Vollkommenheit seiner Befriedigung erreiche. In derselben Weise sind die fünf Sinne des Menschen, oder welche dialektisch verbesserte Anzahl man an ihre Stelle setzen mochte, als ein zusammengehöriges System betrachtet worden, dessen Glieder die wesentlichen Thätigkeitsformen des Naturlebens in entsprechende Formen geistiger Erregung übersetzen sollen. Zwar geht aus solchen Ueberlegungen niemals ein Bild des wahren geistigen Lebens hervor, das ja nicht in der dialektischen Reihenfolge, sondern in der unendlich mannigfachen Durchkreuzung aller jener Thätigkeitsformen besteht, welche mit völligem Vergessen der Rangordnung, die ihnen das System anwies, in jedem Augenblick sich in dem bewegten Gemüthe durcheinanderdrängen. Aber in Bezug auf die Sinnlichkeit wenigstens würde sich erwiedern lassen, daß in derselben Verwirrung auch in der Außenwelt selbst die großen Grundformen des Naturlebens beständig sich durchschneiden, und daß sie deswegen doch nicht aufhören, als die zusammensetzenden Fäden des ganzen Gewebes die alten Unterschiede in dem Werthe ihrer Bedeutung beizubehalten. Dies gebe die Sinnlichkeit wieder, und wenn sie verschiedene Empfindungen in einem Augenblick vereinige oder gesetzlos auf einander folgen lasse, so bilde sie darin nur den Verlauf der Natur ab, die ja ebenfalls bald ihre einfacheren, elementaren Triebe allein hervortreten lasse, so daß sie die ganze Scene der Erscheinung füllen, bald

auf diesem dunkleren Grunde die hellere Zeichnung ihrer vollkommneren Wirkungsweisen entfalte. Nun bezweifle ich freilich, daß die Versuche dieser Art die eigne Bedeutung der Vorgänge, die den sinnlichen Empfindungen zu Grunde liegen, und ihren Werth für den Sinn des Naturganzen richtig erfaßt haben; ich zweifle, daß das Licht die reine Identität der Materie mit sich oder die Einheit ihrer Reflexion in sich, daß der Klang die Negation des Fürsichbestehens ihres räumlichen Außereinanderseins, die Wärme die als lebendige Thätigkeit gesetzte Leugnung stetiger Raumerfüllung sei, und ich bin nicht gewiß, daß der Geruch, als specificirte Luftigkeit definirt, oder der Geschmack als specificirtes Wasser, dem Naturbilde, das aus jenen ersten Empfindungen entstände, wesentliche Annehmlichkeiten hinzufügen würde. Aber auch ein Uebermaß von Ungeschick in der Ausführung würde doch der Wahrheit eines Erklärungsprincips an sich keinen Eintrag thun, und wir können nicht leugnen, daß es Interesse gewährt, das, was die äußern Sinnesreize für die Natur bedeuten, mit der größern oder geringern Lebhaftigkeit, Eindringlichkeit und Eigenthümlichkeit der Empfindungsformen zu vergleichen, die ihnen in uns entsprechen. Aber darin fehlen, wie mir scheint, fast alle diese Versuche, daß sie eine speculative Deutung, welche unsere Reflexion an den Sinnesinhalt knüpfen *kann*, und meistens besser thun würde, nicht an ihn zu knüpfen, als einen natürlichen Bestandtheil dieses Inhaltes ansehen, der in jeder unbefangenen Seele sich von selbst an ihn knüpfen müßte. Jene speculativen Bedeutungen, die der Philosoph vielleicht mit Recht der Empfindung und ihren Objecten beilegt, sind in der Empfindung selbst und in der Seele, welche empfindet, nicht vorhanden, weder als Nebengedanken, die sich allemal zu dem Eindruck gesellen, noch als bewußte Motive, um deren willen die Eigenthümlichkeit des Empfindungsinhaltes auf das übrige geistige Leben einen Einfluß von bestimmter Größe und Richtung erhalten müßte. Sie sind alle nur Phantasien *über* die Empfindung, nicht die eigne Phantasie der Empfindung selbst, und doch können wir vielleicht zeigen, daß es etwas gibt, was diesen letzten Namen verdient.

Ich habe so oft schon die Unart begangen, von meinem beschränkten Gegenstande in sehr allgemeine Bemerkungen auszuschweifen, daß ich wohl nichts mehr gewönne, wenn ich es dies eine Mal vermiede. Mir scheinen jene Ansichten, die so vortrefflich zwischen dem bloßen Ansichsein einer noch im Keime verhüllten Gestaltung und dem vollen Fürsichsein ihrer herausgetretenen Entwicklung unterscheiden, in den meisten Anwendungen diesen lobenswerthen Unterschied zu vergessen. Ihre ganze Betrachtung der Natur und des geistigen Lebens geht immer darauf hinaus, für jedes Geschöpf und jede Erscheinung eine Idee ausfindig zu machen, als deren Verwirklichung beide anzusehen sind; aber höchst selten werfen sie sich die Frage auf, wie viel von dem tiefsinnigen Inhalte dieser Idee, welche irgend ein Wesen für uns repräsentirt, in diesem Wesen selbst, sei es als wirksames bewußtes Motiv seines Benehmens, sei es als Gegenstand seines Selbstgenusses, vorhanden sei. Kurz, wir erfahren wohl, wie die Objecte vermöge ihrer Idee sich für uns ausnehmen, aber nicht, was sie selbst davon haben. Diese letzte Frage ist nicht bedeutungslos und unwichtig, sobald es sich nicht mehr um Naturprocesse, in denen ja vielleicht nur eine unbewußte Vernunft wirkt, sondern um geistiges Dasein handelt. Wir können zwar zugeben, daß auch in den Vorgängen des inneren Lebens sich häufig ein vernünftiger Zusammenhang findet, den der eigne Träger dieses Lebens nicht bemerkt; aber jedenfalls kann das nicht durchgängig so sein, und wer sich die Frage nicht ausdrücklich aufwirft, was jedes einzelne Wesen als einzelnes von der Idee eigentlich haben möge, die es als Theil des Ganzen für das Ganze verwirklicht, der vernachlässigt jedenfalls eine möglicherweise sehr bedeutende Seite seines Gegenstandes, vielleicht gerade diejenige, in der die wahrhaft wirksamen Gründe für das Zustandekommen der wichtigsten Lebensereignisse liegen. Es reicht in der Betrachtung der Geschichte nicht hin, die weltbewegenden Ideen der Reihe nach aufzuführen, die sich für den Gesichtspunkt einer Jahrtausende nachher kommenden zusammenfassenden Vergleichung als die wesentlichen Signaturen jedes Zeitalters hervordrängen; es kommt auch darauf an zu wissen, wie jeder Zeit selbst und

jedem Einzelnen in ihr zu Muthe war, und wie viel von jener Idee, die wir aus weiter Perspective sehen, in den Gemüthern damals als wirklich gefühlter Genuß, als thatsächliche Richtung ihrer Phantasie, als lebendig wirksames Motiv ihres Strebens, als Trost, als Leid, als Anregung, als Hoffnung vorhanden war. Und ebenso kommt es für unsere Betrachtung der Sinnlichkeit nicht darauf an, welchen Sinn Jemand in ihren Verrichtungen finden könnte, sondern darauf, welchen Sinn die empfindende Seele selbst unvermeidlich, obwohl nicht durch Reflexion zu vollem Bewußtsein verdeutlicht, mit diesen Verrichtungen im Augenblick ihrer Ausübung verbindet.

Eine frühere Betrachtung schon hat uns zu der Vermuthung geführt, daß eigentlich niemals der Eindruck eines äußern Reizes in einer gleichgiltigen Empfindung bestehe, welche nur einen bestimmten Inhalt für die Wahrnehmung darböte, sondern daß an jede Empfindung sich ein Element des Gefühls knüpfe, welches in Lust oder Unlust den Werth der erhaltenen Anregung für unser individuelles Dasein messe. Was jenen qualitativen Inhalt der Empfindung betrifft, so wird es stets unmöglich sein zu entscheiden, ob denselben Reizen in verschiedenen Seelen dieselbe Empfindung entspricht; doch würde es an jedem Grund für eine Annahme des Gegentheils fehlen. Und so setzen wir voraus, daß alle Thiere, wenn sie überhaupt Organe für die Einwirkung eines äußern Reizes besitzen, diesen in derselben Form mit uns wahrnehmen: Aetherwellen als Lichtschimmer, die Schallwellen der Luft als Klang. Wie weit oder eng gezogen die Grenzen ihrer Empfänglichkeit sind, wird ebenfalls weder Beobachtung noch Versuch genau bestimmen können; fehlt einer Thierklasse die gewöhnliche Form des Sinnesorgans, welche für uns die Einwirkung eines bestimmten Reizes begründet, so ist dadurch diese Einwirkung nicht völlig ausgeschlossen; doch ist es wahrscheinlich, daß sie einen weniger bedeutsamen Beitrag zu dem Ganzen der Sinnlichkeit liefern werde. Der allgemeine Eindruck der Beobachtungen macht es glaublich, daß für die Thiere überhaupt die feineren Unterschiede, die uns zwischen den einzelnen Eindrücken desselben Sinnes auffallen, weniger deutlich sind, und daß die Reihe

derſelben überhaupt engere Grenzen hat. Sind ſchon uns ſelbſt vermöge der Eigenthümlichkeit unſerer Nerventhätigkeit nur wenige Tonoctaven und kaum eine volle Farbenoctave empfindbar, ſo bewegt ſich die Sinnlichkeit der Thiere hier vielleicht in noch kleinerem Spielraum, und das was ſie noch empfindet, tritt mit geringerer Lebhaftigkeit auseinander; etwa ſo, wie wir Verwandtſchaften zwiſchen verſchiedenen Geſchmäcken wohl bemerken, aber ohne daraus eine beſtimmte Skala bilden zu können. Als Erſatz für dieſen Mangel mögen in einzelnen Thierklaſſen aus dem dunklen Chaos deſſen, was wir Gemeingefühl nennen, manche Erregungen ſich zu höherer Klarheit entwickeln, und es iſt denkbar, daß für manche feine Modificationen des elektriſchen und chemiſchen Zuſtandes der Körper, daß endlich vermöge eines eigenthümlichen Baues der Nervengeflechte auch für die Phaſen des Stoffwechſels und der Bildungsthätigkeit im eigenen Leibe dem Bewußtſein des Thieres eine Wahrnehmungsfähigkeit erwacht, die uns abgeht. Auf ſolche Umſtände mag manche der zweckmäßigen Thätigkeiten der Thiere ſich gründen, welche uns wie Ahnungen oder Vorauswiſſen der Zukunft erſcheinen, während ſie von uns ganz unbekannten Wahrnehmungen ſchon eingetretener Veränderungen in den Lebensbedingungen entſpringen.

Den andern Beſtandtheil der Empfindung, das Gefühl der Luſt oder Unluſt, welches ſich an ihren Inhalt knüpft, würden wir ohne Zweifel auch in dem Inneren des Thieres, und in vielen Fällen wahrſcheinlich zu größerer Stärke geſteigert, wiederantreffen; aber gerade in ihm glauben wir eine weſentliche Verſchiedenheit menſchlicher und thieriſcher Sinnlichkeit, jedenfalls einen bedeutſamen und wichtigen Zug der erſteren, zu entdecken.

In den niederſten unſerer Sinne, in denen, welche wegen der Bauart ihrer Organe und der Natur ihres Empfindungsinhaltes ſich am wenigſten zu einer feinen, mannigfaltige Beziehungen des Objectiven wiedergebenden Wahrnehmung eignen, finden wir die Lebhaftigkeit des Gefühls auf ihr höchſtes Maß entwickelt. In den Schmerzen, welche die Störungen der inneren Organe oder ſtarke Reizungen der Haut erzeugen, geht vor der Intenſität des Wehs alle

eigenthümliche Bestimmtheit des Empfindungsinhaltes zu Grunde, und wird nur bei dem Nachlassen der Reize, und auch dann nur unbestimmt, wieder bemerkbar. Wir beschreiben unsere Schmerzen nur nach der Form ihres zeitlichen und räumlichen Auftretens; wie sie auch bohren, reißen, stechen oder nagen: ihre eigene qualitative Beschaffenheit ist unausdrückbar. Nur ihre geringeren Grade verrathen eine Verwandtschaft mit der Eigenthümlichkeit der Wärmeempfindung; nennen wir sie aber brennend, so bezeichnen wir damit schon wieder das bloße Weh an sich, in dessen Erzeugung zu hohe Wärmegrade mit den übrigen schädlichen Reizen übereinstimmen. Geruch und Geschmack, beide schon einer größeren Mannigfaltigkeit verschiedener Eindrücke zugänglich, aber beide noch unfähig zur Erzeugung eines Bildes, welches die Beziehungen eines zusammengesetzten Gegenstandes nachahmte, beide endlich in nächster Verknüpfung mit den Thätigkeiten stehend, auf denen die Erhaltung des individuellen leiblichen Lebens beruht, erzeugen vielförmige Gefühle von geringerer Intensität. Vielförmig, weil neben dem deutlicher hervortretenden Inhalt auch die Förderung oder Störung, die wir durch ihn erfahren, in ihrer Eigenthümlichkeit bemerkbar wird; die Unlust am Bittern und Ekelhaften ist nicht nur der Größe nach, sondern nach der Art des Leidens verschieden; jeder Duft ist in seiner eigenthümlichen Weise angenehm oder unangenehm. Aber wie intensiv auch diese Gefühle sein mögen, so erreichen sie doch nie die Stärke der Schmerzen und wir werden zugeben, daß selbst das Allerwidrigste in diesem Gebiete uns doch nicht weh thut. An den Tönen, durch deren Reihenfolge und gleichzeitige Verbindung die Musik eine Welt von scharf bestimmten Beziehungen vor uns aufthut, haftet nur nebenbei noch ein störender Eindruck; theils die übermäßige Stärke, theils die Unreinheit und manches besondere, knirschende, schrillende Gepräge des Schalles reizt unsere Nerven noch erschütternd genug, um krampfhafte Bewegungen zu bewirken; an sich ist kein Klang durch seine unmittelbare Beschaffenheit so unangenehm, wie mancher Geruch oder Geschmack. Während nun ein vollkommen reiner und bestimmt gehaltener Ton allerdings schon einzeln ein unverkennbares

Gefühl der Luſt erzeugt, entſteht die Unluſt erſt aus der Verbindung der Töne; aber wie ſtörend unſerem Gehör auch immer eine Diſſonanz vorkommen mag, ſo erreicht das Mißbehagen an ihr doch nicht einmal jene Stärke des phyſiſchen Ekels, den uns ein widriger Geſchmack erregt. Zwar fühlen wir ſelbſt uns in der That noch durch das Mißverhältniß der Töne beleidigt, aber zugleich haben wir doch den Nebengedanken, daß ihre Zuſammenſtellung an ſich ſchon eben ſo verwerflich ſei, wie ihr Eindruck auf uns unangenehm. Dem Lichte fehlt ſelbſt die Unannehmlichkeit, die den eigenthümlichen Hall mancher Töne noch begleitet; nur ſeine größte Intenſität blendet uns; einzelne Farben aber ſind nur für die nichtmaßgebenden Idioſynkraſien einzelner Perſonen von beſonderer Luſt oder Unluſt begleitet, und ſelbſt die Unreinheit des Colorits oder die Disharmonie ihrer Zuſammenſtellung erregt den entſchiedenen Widerſpruch des Gefühls nicht mehr, der noch den Diſſonanzen der Töne folgt. Wir empfinden, daß nicht unſer eignes Ich mehr durch die Natur der Eindrücke bedroht wird, und ſo beginnen wir, das als an ſich unſchön nur zu mißbilligen, was wir in andern Sinnen mit dem unmittelbaren Abſcheu der beleidigten eignen Exiſtenz von uns ſtießen. Es iſt klar, daß für das Auge, deſſen Aufgabe die treue und unbefangene Wiedergabe einer unendlichen Vielheit fein aufeinanderbezogener Punkte iſt, nur dieſe kühle Unparteilichkeit der Empfindung dienen konnte, die niemals durch die angenehme oder unangenehme Natur des Eindrucks ihre gleichmüthige Aufmerkſamkeit zu falſcher Vertheilung verleiten läßt.

Während nun ſo in den höheren Sinnen ſich die leidenſchaftliche Stärke der Gefühle allmählig verliert, tritt in ihnen eine andere Beurtheilungsweiſe der Eindrücke nur klarer hervor, die doch ſchon in jenen weniger entwickelten Empfindungen heimlich mitwirkt, und in welcher wir den eigentlichen unterſcheidenden Charakter der menſchlichen Sinnlichkeit zu ſehen meinen. Wir faſſen einerſeits die Sinneseindrücke niemals als einen nur qualitativen Inhalt auf, und wir empfinden anderſeits in dem Gefühl, das ſie begleitet, niemals blos ihren Werth für uns, ſondern ihren Werth an ſich. Nur

in den niederen Sinnen übertäubt die Stärke des Wehe häufig diese nie ganz fehlende Beurtheilung und läßt es so scheinen, als messe die Lust oder Unlust nur den Grad der Nützlichkeit oder Schädlichkeit, nicht die eigene Würde der Eindrücke; in den Wahrnehmungen des Sehens und Hörens verklärt sich dieser thierische Egoismus des Empfindens zu einer klaren Anerkennung einer eignen Lieblichkeit und Bedeutung des Inhaltes, der sich unser Gemüth ohne den Wunsch persönlicher Förderung zuneigt. Ich glaube nicht, daß das Seelenleben der Thiere diese Erscheinung kennt. Wenn auch sie den Gegenstand, der ihre Sinne verletzt, mit Abscheu von sich stoßen, so liegt darin wohl jener Anfang einer Anwendung von Causalvorstellungen, den wir ihnen nicht absprechen können; aber diese Zurückführung eines empfundenen Gefühls auf einen äußeren Urheber ist noch nicht ganz das, was wir der menschlichen Sinnlichkeit eben zuschrieben. Die Thiere setzen doch am Ende nur den Grad des Schmerzes oder der Lust, den sie erfahren, als außer ihnen befindlich und von außen auf sie wirkend, aber es fehlt ihrem Empfinden die gleichzeitige Festhaltung der feinen Eigenthümlichkeit des Empfundenen, die sich auf ein Aeußeres als dessen eigene und von aller Beziehung auf Schmerz und Lust eines fühlenden Geschöpfes unabhängige Natur zurückdeuten ließe. So wie ein Kupferstich nur Licht und Schatten, aber nicht die Farben eines Bildes wiedergibt, so mag in den Empfindungen der Thiere das Mehr oder Minder der Lust und Unlust vorherrschen, und das eigne Colorit der Reize zurücktreten, die beide Gefühle erwecken. Erzeugt ihnen nun der Mechanismus ihres Vorstellens das unklare Bild eines Etwas, von dem ihre eigenen Zustände entspringen, so können sie die Umrisse desselben doch nur mit dem Widerschein ihres eignen Wohl oder Wehe, nicht mit einem Inhalt füllen, der für sich ein charakteristisches Wesen bildete. Aber, wie früher erwähnt, solche Muthmaßungen können nur als aufklärende Contraste für das dienen, was wir im Menschen beobachten, und ich möchte nicht behaupten, daß in der That die Thiere durchaus nur die farblose Schattirung der Eindrücke und gar nichts von ihrer Farbe empfinden. Im Menschen aber finden wir Folgendes.

Wie widerwärtig auch immer, und am nächsten an thierisches Leben erinnernd uns die besondere Ausbildung des Geschmackſinnes vorkommen mag, so iſt doch wahr, daß ſelbſt in der verkommenſten Schwelgerei nicht blos die Luſt des Gaumens als eine wohlthuende Anwegung unſers Leibes geſucht wird, ſondern daß die prüfende Zunge in dem Geſchmacke der Speiſen mehr ein ihnen eigenthümliches Verdienſt anerkennt, deſſen annehmliche Nebeneffecte ſie ſich freilich gern gefallen läßt. Nur das Thier frißt und ſäuft; d. h. es verwendet die äußeren Mittel lediglich zur Tilgung eines unluſterzeugenden Bedürfniſſes oder zur Herbeiführung einer egoiſtiſchen Empfindungsluſt; es verweilt nicht bei dieſen Mitteln, ſondern beeilt ſich, ſie zu conſumiren; es vertieft ſich in keiner Weiſe beobachtend, koſtend und überlegend in die Natur derſelben; es kennt ſie eben nur als Mittel für ſeinen Nutzen. Der eſſende und trinkende Menſch kann es dagegen nicht laſſen, die Süße als die eigne Freundlichkeit der Dinge freundlich anzunehmen, ihre Herbigkeit als ihre eigne innerliche charakteriſtiſche Bosheit zu faſſen; er kann in Rührung gerathen über die innerliche Vortrefflichkeit der Naturſtoffe, zu der ſein Geſchmackſinn ihm nur den Zugang zeigt. Nicht daß es ihm auf ſeinen eignen Genuß ankäme; es gibt nur kein anderes Mittel, dieſes Gute der Dinge anzuerkennen und dahinter zu kommen, als ihren ſinnlichen Genuß. Schon in der zweideutigen Vorliebe der menſchlichen Sinnlichkeit für die flüſſige Form der Geſchmacksreize zeigt ſich ihre Befreiung von dem gröbſten Intereſſe des körperlichen Wohls; noch deutlicher läßt das Gefallen an Wohlgerüchen dieſe Neigung zum Verſenken in eine objective Lieblichkeit des Materiellen hervortreten. Die Thierwelt ſcheint dieſe Neigung nicht zu theilen; wie kräftig auch der Geruchſinn einzelner Klaſſen zum Dienſt ihrer Lebenszwecke entwickelt iſt, ſo finden wir doch nirgends ein beſtimmtes Beiſpiel eines Wohlgefallens, das mit dem Dufte der Dinge zufrieden wäre. Die menſchliche Cultur dagegen umgibt ſich mit ihm ſchon bei ihrem Beginne, zuerſt in feierlichen Augenblicken religiöſer Stimmung, bald auch zur Verſchönerung des täglichen Lebens. Auf der unbedeutenden Größe der ſinnlichen Luſt, die ſo erzeugt wird,

kann dieſe Gewohnheit nicht beruhen; ſie wird bedeutſam erſt durch die Phantaſie der menſchlichen Sinnlichkeit, die ſich in eine andere Atmoſphäre des Daſeins nicht verſetzt, ohne neben der Luſt, welche ſie von ihr erfährt, den eignen inneren Werth derſelben ahnungsvoll anzuerkennen. Sollen wir hinzufügen, daß auch die Empfindungsinhalte der übrigen Sinne, daß ſelbſt Wärme und Kälte weder blos als gleichgiltig Verſchiedenes, noch blos als luſt- oder ſchmerzerzeugende Kräfte von uns gefaßt werden; daß wir vielmehr auch in ihnen eine unabhängige eigene Schönheit oder Häßlichkeit finden, deren Vortheil und Nachtheil nur nebenbei uns zufällt? Sollen wir endlich zu den höheren Sinnen zurückkehrend erinnern, wie im Klang und der Farbe faſt jede Spur egoiſtiſchen Intereſſes ausgelöſcht iſt, und wir uns völlig der Anſchauung einer auf ſich beruhenden Trefflichkeit hingeben? So groß iſt der eigene Werth dieſer Eindrücke, daß bei aller übrigen Armuth unſers Lebens wir doch immer dem gütigen Schickſal zu danken hätten, das Tag für Tag dieſe ſchöne Welt vor unſern Sinnen aufthat und uns geſtattete, in die lebendige ahnungsvolle Tiefe der Farben, der Töne und Düfte niederzutauchen.

Was iſt es nun aber, was unſere Phantaſie in dieſen Elementen der Sinnlichkeit zu erblicken glaubt? Wir würden es kaum durch Worte auszudrücken verſtehen, und doch pflegt ein ganz natürlicher Trieb, nicht weniger dem menſchlichen Geiſte eigenthümlich, eine Aufklärung darüber zu verlangen und zu verſuchen. In der Ausdrucksweiſe jeder gebildeten Sprache finden wir viele Beiſpiele davon, daß wir die Eigenthümlichkeit der Empfindungen eines Sinnes durch Vergleichung mit denen eines andern verdeutlichen; etwas den verſchiedenen Eindrücken Gleichartiges wird alſo doch für unſer Gemüth bemerklich. Wenn es nun auch am nächſten liegt, dies Gemeinſame in der Aehnlichkeit der Wirkungen zu ſuchen, die von den verſchiedenen Reizen ausgehen, oder in der Analogie der Erſchütterungen, die unſer innerer Zuſtand von ihnen erfährt, ſo können wir doch nicht leugnen, daß unſere Phantaſie noch daneben auch in der Natur des Empfindbaren eine unmittelbare Weſensähnlichkeit

zu erkennen glaubt. Wir ſprechen nicht allein von ſchneidenden Tönen und brennenden Geſchmäcken, ſondern wir vergleichen auch den tieferen Ton mit dem Dunkel, den höheren mit dem Licht; wir glauben in der Reihe der Vocale ähnliche Naturen und Unterſchiede dieſer Naturen vor uns zu haben, wie in der Skala der Farben, und die Farben ſcheinen für manche empfindliche Sinnlichkeit die Eigenthümlichkeiten der Geſchmäcke zu wiederholen. Allerdings wird in allen dieſen Dingen die große Verſchiedenheit ſowohl der körperlichen Organiſation als des geiſtigen Naturells der Individuen eine allgemeine Uebereinſtimmung immer verhindern; und wenn vielleicht noch für Jeden a und u ſich wie weiß und ſchwarz verhalten, ſo wird doch nicht Jeder das e gelb, i roth und o blau vorſtellen; ebenſowenig Jeder in Roth eine aromatiſche Süßigkeit, in Blau wäſſerige Säure, in Gelb metalliſchen Geſchmack wiedererkennen. Allerdings mögen wir ferner zugeſtehen, daß auch für jeden Einzelnen die Aehnlichkeiten, die er zwiſchen verſchiedenen Empfindungen bemerkt, am Ende doch nicht auf einer Vergleichung ihres unmittelbaren Inhaltes beruhen, ſondern auf einem Gewahrwerden der zarteren und verſteckteren Aehnlichkeit jener Erſchütterungen, die von ihnen beiden ſein eignes Gemeingefühl erfährt; aber dieſe Zugeſtändniſſe ändern den Werth dieſer ganzen Auffaſſungsweiſe für unſere menſchliche Entwicklung nicht. Genug, daß der Trieb zu jenen Vergleichungen ſich in jedem einzelnen Gemüthe regt; gleichviel, ob durch ſie ein Allgemeingiltiges gefunden wird oder nicht, für die Sinnlichkeit, die dieſe Vergleiche anſtellt, verwandelt ſich in beiden Fällen die wahrnehmbare Welt in ein Erſcheinungsſpiel, deſſen einzelne Bilder auf einander und auf einen idealen Inhalt hindeuten, dem ſie alle als formverſchiedene Ausdrücke dienen, aber doch nur ſo weit verſchieden, daß eine ſinnige Phantaſie ſich wieder hineinfühlen kann, weß Geiſtes Kinder ſie alle zuſammen ſind. Mögen wir endlich in jenen Vergleichungen uns inſofern täuſchen, als wir Aehnlichkeiten des Leidens, das uns die Eindrücke zufügen, für Verwandtſchaften ihres eignen Inhaltes nehmen, ſo müſſen wir uns doch erinnern, daß in dieſer allgemeinen Täuſchung alle Sinnlichkeit lebt; ſie ſieht überall

die Formen der innern Erregung für eine gegenständliche Natur außer-uns an. Ob aber Täuschung oder nicht, genug, daß diese Auffassungsweise einen natürlichen Bestandtheil unserer menschlichen Sinnlichkeit bildet, und daß sie, so wie sie ist, ihren unermeßlichen Einfluß auf unsere ganze Ansicht der Welt ausübt. Wir glauben eben niemals blos auf ähnliche oder verschiedene Weise erregt zu sein, sondern suchen allenthalben den Grund unserer lust- oder leidvollen sinnlichen Erregungen und den Grund ihrer Aehnlichkeiten und Unterschiede in der eigenen objectiven Güte oder Bosheit des andrängenden Eindruckes und in der eigenen innern Verwandtschaft, mit welcher die verschiedenen untereinander zusammenhängen.

Ich kehre nur mit einem Worte noch einmal zu dem Punkte zurück, von dem ich ausging: zu der Frage, ob zwischen der physischen Bedeutung der Sinnesreize im Zusammenhang der Naturprocesse und zwischen der Qualität der Empfindung, welche sie in unserer Sinnlichkeit anregen, eine sinnvolle Uebereinstimmung zu entdecken sei. Es wird kaum gelingen, das was wir hier allerdings zu bemerken glauben, aus einem Gefühl in eine deutliche Anschauung zu verwandeln, aber wir hätten bereits gewonnen, wenn wir eben auf das unbefangene Gefühl uns berufen dürften. Denn nicht anders als in Gestalt eines solchen würde jene Uebereinstimmung als ein wirksames Element unsers innern Lebens vorauszusetzen sein.

Zwischen den ruhenden oder bewegten Massen der Natur eilen die Schwingungen elastischer Stoffe, aus denen Licht und Klang entspringen, als die zartesten und gelenkesten Vermittler gegenseitiger Beziehungen hin und her. Es dauert lange, ehe die Kräfte, die in der Natur gewöhnlich thätig sind, auseinandergelegene Körper zu einer bedeutenden neuen Wechselwirkung zusammenführen, und geringe Hindernisse reichen hin, um den Austausch ihrer innern Zustände zu hemmen oder unvollständig zu machen. Ohne jene lebendigen Wellenbewegungen würden die einzelnen Massen des Erdkörpers nur in dem Druck, den sie alle aufeinander ausüben, eine kümmerliche Gemeinschaft haben, aber die Eigenthümlichkeiten des einen, sowohl seine äußere Gestalt als die Form seines inneren Zu-

sammenhanges, sowie die Natur seiner Bestandtheile würden für die übrigen größtentheils wirkungslos verloren gehen. In dieses Chaos der Massen, die nichts von einander wissen, bringen die Wellen des Lichtäthers einen eigenen Zusammenhang. Jede Fläche, jede Kante und Ecke eines Körpers, jeder eigensinnige Vorsprung seiner Gestalt macht sich gelten durch die besondere Richtung, nach welcher er die ankommenden Wellen zurückwirft; jeder bestrahlt mit der Geometrie seiner eigenen Form alle Elemente seiner Umgebung; und weit über die unmittelbare Nähe hinaus, und in gedankenschneller Geschwindigkeit, und unverwirrt durch die gleichen Strahlungen der andern reicht diese Offenbarung seiner Natur in alle Fernen. Aber auch die Eigenthümlichkeit des Innern, das seine Raumgrenzen erfüllt, deutet er durch die Auswahl der Farben an, die er zurückwirft, der andern, die er durchläßt; die Regelmäßigkeit seines Baues und die gleichförmige Stetigkeit der innern Anordnung verräth seine Durchsichtigkeit, den ungleichartigen Zustand der Bestandtheile seine Trübheit. So wird das, was jeder Körper für sich war, nun auch eine Wirklichkeit für die andern; nicht zwar, als hätten wir nun ein Recht, das Licht für den Geist zu erklären, der in der Natur oder in sie hineinschiene; wohl aber sind seine Schwingungen das allgemeine und biegsame Mittel des Verkehrs, in dem jedes einzelne Element seine individuellen Zustände ausprägen und sie zur Einwirkung auf andere bringen kann. Denken wir in die Elemente selbst eine geistige Regsamkeit hinein, so werden sie auf diese Weise im Stande sein, ihre inneren Zustände wechselseitig wahrzunehmen; für die kühlere Betrachtungsweise der Physik beschränkt sich jene Einwirkung auf ein Geringstes. Denn sehr selten nur, wenn nicht Wärmewellen die lichterzeugenden Schwingungen begleiten, bringen die letzteren allein eine bleibende Aenderung in der Natur der Körper hervor; unzählige Male durchdringt der helle Strahl folgenlos den durchsichtigen Körper oder wird von seiner spiegelnden Fläche zurückgeworfen und das ganze Ergebniß des mannigfaltigen Wellenspiels ist nicht sowohl eingreifende Wechselwirkung der Elemente als vielmehr die Anknüpfung und Vermittlung bloßer Beziehungen, welche

schonend die Natur der Dinge bestehen lassen, während sie ihre äußeren Verhältnisse zu einander in feinster Gliederung bezeichnen.

Finden wir nun etwa diese Bedeutung der Lichtwellen darin wieder, daß sie unserem Auge als Glanz und Farbe erscheinen? Ich fühle, wie schwer es ist, diese Frage zu beantworten, deren Sinn sich nicht durch den Contrast mit einem denkbaren anderen Verhalten verdeutlichen läßt. Denn wer würde sich eine klare Vorstellung davon bilden können, wie es sein müßte, wenn uns die Anregungen des Auges durch die Wellen des Aethers nicht als Licht erschienen, sondern als eine ganz andere Art der Empfindung, die nur darin den Farben gliche, daß ihre Anschauungen wie diese einer räumlichen Ausdehnung und bestimmten Nebeneinanderlagerung fähig wären? Gelänge uns diese Vorstellung, dann würden wir leichter als jetzt inne werden, daß in der Eigenthümlichkeit unserer Empfindung, in dem, was das Licht zum Licht macht, in dem hellen Schein und Glanze an sich schon unmittelbar der Eindruck einer Entschiedenheit aller Verhältnisse, der Lösung aller Zweifel, und einer zusammenfassenden Einheit liegt, in welcher alles Einzelne seinen bestimmten Platz einnimmt oder finden kann. Nicht wie der Klang nur hie und da entstehend, durch Pausen unterbrochen und von bestimmten Richtungen kommend, bildet das allgemeine Tageslicht, durch unzählige Zurückwerfungen zu einer stetigen Klarheit gemischt, für unsere Anschauung den offenen, klaren und weiten Spielraum, in dem die tausendfachen Wechselwirkungen der Dinge sich begegnen können, in dem sie aber zunächst noch wirkungslos nur in der Sicherheit ihrer gegenseitigen Beziehungen leuchtend, neben einander geordnet sind. Keine andere Empfindung gewährt denselben unmittelbaren Eindruck, keine Reflexion ersetzt ihn; uns selbst erscheint im Finstern die unendliche Ausdehnung des Raumes nicht mehr gemüthlich so glaublich als im Hellen, wie fest wir auch von ihr überzeugt bleiben mögen, und der Blindgeborne, wenn er auch durch Verbindung von Bewegungsvorstellungen und Tasteindrücken sich eine genaue Vorstellung der Umgebung verschafft, wird nie so klar inne werden, was es heißt, im Raume dazusein, wie der Sehende,

vor dem die Welt im Lichte daliegt. Allerdings trägt zu diesem Vorzug die Leichtigkeit bei, mit welcher der Blick unzählige Einzelheiten auf einmal übersieht, die der Tastsinn mühselig zusammensuchen muß; aber ich glaube doch nicht, daß die Eigenthümlichkeit der Licht- und Farbenempfindungen daran ohne Antheil ist. Die Sprache unserer dichtenden Phantasie würde nicht gerade von ihnen ihre Bezeichnungen alles Wissens, alles Wachens entlehnen, wenn nicht auch unser natürlichstes Gefühl der farbige Glanz als die unmittelbarste Erscheinung einer fremden uns gegenüberstehenden Realität anmuthete, in deren Tiefe wir hineinzusehen glauben, und von der uns gleichwohl nur die reizende Oberfläche klar wird, mit der sie in der Ordnung aller Dinge ihren Platz einnimmt. Denn mehr allerdings als den äußern Umriß des Realen gewährt uns die Farbe nicht; sie ist das vollkommenste Beispiel dessen, was wir Qualität nennen, jenes Inhaltes, durch den das Seiende erst anschauliche Fülle für uns hat, und der doch, eben weil er von außen anschauliche Qualität ist, ein ewig fremdes undurchschauliches und in Seele nie vollkommen zu verwandelndes Bild bleibt.

Das Innere der Dinge hat man stets nur im Klange erfassen zu können geglaubt. Und in der That ist es die eigene Substanz der Körper, die, von den Schallwellen kräftig bewegt, nicht selten bleibend verändert, ja durch die Gewalt der Bewegung zerrissen wird; von der Lebhaftigkeit der Spannung, mit welcher die wirksamen Kräfte den Zusammenhang und die Lage der Theilchen vertheidigen, von Härte und Weichheit, von Sprödigkeit und von unempfindlicher Verschiebbarkeit zeugen die Verschiedenheiten der Klänge, die aus ihrer Erzitterung entstehen. Solchen Beziehungen entsprechend bildet der Klang nicht wie die Farbe das ruhende Dasein ab, sondern bricht wie die leidenschaftliche Seele der Dinge, wie ihr belebender Trieb hervor, oder wie die unmittelbare Erscheinung jenes ursprünglichsten Charakters, aus welchem alle diese physischen Kräfte nur wie folgerichtige Formen des Verkehrs entspringen. Nicht mehr an der Kraft, die er ausübt, nicht an der Größe seines Widerstandes gegen äußere Gewalten schätzen wir jetzt die Härte,

die Dichtigkeit, die Sprödigkeit und Federkraft des Körpers; vielmehr in der Fülle der Klänge, in ihrer Weichheit oder Herbigkeit, in dem Schneidenden oder Feuchten und Abgerundeten des Schalles glauben wir erst zu fühlen, weß Geistes Kinder alle jene physischen Eigenschaften sind, und welche wahrhafte Härte und Sprödigkeit, welche wahre Weichheit des Wesens und Daseins sich in der Welt hinter jenen äußerlichen Formen räumlich wirkender Kräfte verhüllt. Mittel der Verständigung und der Mittheilung gibt es viele; aber auch das vollkommenste wird nie die überzeugende Klarheit besitzen, mit welcher der Klang sich als geborner Verkündiger der inneren Zustände der Dinge an uns drängt.

Doch genug dieser Beispiele, deren weitere Verfolgung wir dem natürlichen Gefühl überlassen müssen. Vielleicht reichten sie hin, um glaubhaft zu machen, daß mit den äußern Reizen unsere Empfindungsweisen nicht principlos verkettet sind, sondern daß die Bedeutung jener in der Eigenthümlichkeit dieser wiederscheine. Aber worauf es uns zunächst ankam, das war die Ueberzeugung, daß in der menschlichen Sinnlichkeit eine ursprüngliche Neigung liegt, in der Natur der äußeren Dinge ein ihnen eignes Verdienst, einen unmittelbaren Werth oder Unwerth zu sehen, so daß sie nicht nur irgend Etwas oder irgend etwie sind, sondern durch ihr Sein einem ihnen vorgeschriebenen Recht entweder entsprechen oder zuwiderthun. Diese Neigung der Betrachtung tritt weit mehr hervor bei der Vergleichung verschiedener, als bei der isolirten Auffassung eines und desselben Inhaltes, und sie zeigt sich hier zunächst nicht nur in der äußerst mannigfaltigen Ausübung solcher Vergleichungen überhaupt, durch deren absichtliches Unternehmen sich die menschliche Reflexion ohne Zweifel vor dem thierischen Vorstellungsverlauf auszeichnet, sondern noch bestimmter in dem Bestreben, jedem einzelnen Inhalt eine feste Stelle in der Reihe mit ihm verwandter anzuweisen, die Reihe selbst als ein organisirtes System zu fassen. Hierbei unterstützt uns die Natur des empfundenen Inhaltes in verschiedenem Maße. So ordnen sich die Töne für uns in eine Skala von Gliedern, deren Abstände von einander, deren Verwandtschaften oder

disſonirende Gegenſätze wir vollkommen als das eigene innere Recht der Tonwelt begreifen, während die Farben in weniger beſtimmter Weiſe eine ähnliche Geſetzlichkeit wiederholen, die übrigen Sinnesempfindungen nur einen ſchwachen Nachhall dieſer inneren wechſelſeitigen Bezogenheit ihrer einzelnen Beiſpiele gewähren. Der Thierwelt ſcheint ſowohl die ſcharfe Unterſcheidungskraft für die meiſten dieſer Unterſchiede als das Gefühl für den Werth derſelben verſagt zu ſein; ſelbſt der Geſang der Vögel, obwohl einige von ihnen im Stande ſind, harmoniſche Tonintervalle zu unterſcheiden, ſie im Gedächtniß zu behalten und nachzuahmen, bewegt ſich doch von ſelbſt nicht in ihnen, ſondern drückt nur in ſteigenden oder ſinkenden Tönen überhaupt, ganz ebenſo wie in der regelloſen Mannigfaltigkeit ſpielender Körperbewegungen, die Größe und Lebendigkeit ihrer Gemüthsregungen aus; darin allein, und in der Klangſchönheit ihrer Stimmen, liegt der Reiz ihrer Lieder.

Und wie die einzelnen Empfindungsinhalte, ſo ſyſtematiſirt unſere Phantaſie auch die allgemeinen umfaſſenden Formen, innerhalb deren ſie uns entgegentreten, den Raum und die Zeit. Es iſt mißlich, beſtimmen zu wollen, welche Vorſtellung von ihnen beiden ſich die Thiere bilden; finden wir doch ſelbſt in dem natürlichen Bewußtſein des Menſchen keineswegs die Anſchauung von ihnen, welche die Philoſophie für die richtige oder für die allgemein menſchliche ausgeben möchte. Denn obgleich wir ſehr leicht uns zu der Anerkennung der unendlichen Ausdehnung und der eignen Weſenloſigkeit von Raum und Zeit treiben laſſen, ſo denken wir doch unveranlaßt weder an die eine noch an die andere. Der Raum erſcheint uns als wirkliche Ausdehnung, unbeſtimmt, wie weit ſie reichen mag, die Zeit als ein wirkliches Fließen, gleichviel, wie lange es fortgehen wird; aber eine innere Gliederung glauben wir in beiden zu ſehen. Nicht dem irdiſchen Horizont, dem ſie wirklich gehören, ſondern dem Raum ſelbſt legen wir die unterſchiedenen Gegenden des Nordens und Südens, des Oſtens und Weſtens, des Oben und Unten bei; erſt ſo eingetheilt hat der Weltraum Realität für uns und dieſe an ſich feſtſtehenden Richtungen ſollen den natürlichen Bewegungen zu Führern

dienen. Nicht den Punkt, von dem die Sonne aufgeht, nennen wir Osten, um ihn, den an sich gleichgiltigen, von andern ebenso gleichgiltigen Raumpunkten zu unterscheiden, sondern von dem Osten, als einem an sich unvordenklich ausgezeichneten Punkte des Weltraumes, geht, wie wir natürlich finden, die Sonne auf, um in dem gleich ausgezeichneten Westpunkte zu sinken. Und wenn sie im Wechsel der Jahreszeiten den Ort ihres Niederganges ändert, so scheint sie uns aus geheimnißvollen Gründen den Punkt zu verfehlen, der an sich ein Recht hätte, ihr Ort zu sein. Eben so scheint uns die Zeit mit der beständig gleichen Geschwindigkeit ihres Verfließens das gemeinsame Maß aller Bewegungen zu sein; und obgleich wir, wenn die Natur uns nicht eine Reihe zählbarer Wiederholungen völlig gleicher Erscheinungen darböte, nicht im Stande sein würden, die Länge der Zeit einzutheilen und die Größen ihrer Theile zu vergleichen, so verwandelt sich doch unvermeidlich für die Gewohnheit unserer Phantasie die so gewonnene Zeit in den unabhängigen an sich gegliederten Maßstab, in dessen Abschnitte hinein wir die Masse des Geschehens vertheilen. In der Ausbildung aller dieser Vorstellungsweisen werden wir mehr oder weniger durch die Natur unsers Erfahrungsinhaltes begünstigt, und es ist nicht unsere Absicht hier gewesen, diese allmählige Anerziehung unserer Raum- und Zeitanschauungen zu leugnen oder beide als ursprünglich eigenthümliches Besitzthum der menschlichen Phantasie zu bezeichnen. Aber sie würden sich so doch nicht ausgebildet haben, wenn nicht jenen äußern Erfahrungen die Neigung unsers Geistes entgegenkäme, überall in den Dingen, den Erscheinungen, den Ereignissen ein festes ihnen eigenes Maß und Recht zu sehen; eine Neigung, die sich nur schwer durch die Wissenschaft von dem häufig nur relativen Werth ihrer getroffenen Bestimmungen überzeugen läßt.

Zahlen und Größenschätzungen sind die wesentlichsten Hilfsmittel, durch welche wir die Gesetzmäßigkeit der einzelnen Erscheinungen zu prüfen suchen, die in diesen zwei umfassenden Rahmen von Raum und Zeit enthalten sind. Man hat oft gesagt, der Mensch unterscheide sich von allen Thieren als ein Wesen, welches zählen

könne. So kurze Bezeichnungen faſſen nie das Charakteriſtiſche einer beſtimmten Entwicklung zuſammen, und ihre Richtigkeit iſt ſchwer zu beweiſen. Man wird gern zugeben, daß nur die raſtloſe Reflexion, mit welcher das menſchliche Denken die Verhältniſſe zwiſchen den einzelnen Gedanken zum Gegenſtand neuer macht, die Gründung eines mathematiſchen Wiſſens, ſelbſt in ſeinen erſten Anfängen, ermöglicht. Aber wir finden zugleich, daß dieſe Reflexion nicht auf jeder Stufe der Cultur ſehr weit getrieben wird, und daß die Zählkraft mancher wilden Volksſtämme bei geringen Anzahlen ermattet, daß ſie für größere Mengen nur allgemeine Bezeichnungen beſitzen, daß mithin wohl auch die Gedanken, welche ſie ſich über die wechſelſeitigen Beziehungen der wenigen Zahlen machen, die ſie kennen, nur unbedeutend tiefſinniger ſind, als die Vorſtellungen eines bloßen Mehr und Minder der Menge, die wir auch den Thieren zuſchreiben müſſen. Ohne Zweifel ſind auch für ein Thier drei Menſchen, die es ſieht, etwas anderes, als zwei; ohne Zweifel können die drei, da ſie trennbar ſind und durch Auseinandertreten ſich ſcheiden, auch für die Anſchauung eines Thieres nicht Eine Maſſe oder Eine Vorſtellung bilden, ſondern gewiß unterſcheiden ſie ſich als drei Bilder, und dieſe Dreiheit ſelbſt von der Zweizahl der Bilder in einem anderen Falle der Wahrnehmung. Iſt dieſes Gewahrwerden von Unterſchieden ein Zählen, ſo zählen die Thiere; verſtehen wir unter Zählen zugleich das mitwirkende Bewußtſein, Drei ſei in einer ins Unendliche gehenden Reihe an ſeinem beſtimmten Platze zwiſchen Zwei und Vier zu finden, und entſtehe aus dieſen beiden Gliedern durch Hinzuſetzung oder Abzug der Einheit, ſo zählen die Thiere ohne Zweifel nicht, und nur der Menſch beſitzt wohl die Fähigkeit, mit dieſer Klarheit des Bewußtſeins über alle Beziehungen Maß und Zahl an die Dinge anzulegen. Eine Eigenthümlichkeit unſerer eigenen Empfindungen gibt uns übrigens eine Analogie von dem Zuſtande, in welchem ſich eine zu beſtimmten Zahlvergleichungen unfähige Vorſtellungskraft befinden würde. Wir unterſcheiden ſehr leicht die verſchiedenen Stärkegrade der Sinnesreize als ein Mehr oder Minder und die feinſten Schattirungen entgehen uns nicht.

Unser Auge folgt der aufglimmenden Helligkeit des entzündeten Lichtes, unser Ohr dem Absterben des Klanges und wir bemerken jeden kleinsten Unterschied dieser veränderlichen Eindrücke; aber nie kommt ein Punkt, wo wir sagen könnten, die eine Helligkeit sei das Doppelte einer früheren, die eine Stärke des Klanges dreifach so groß als die eines ganz gleichen andern; das fein empfundene Mehr oder Minder läßt sich nicht zählen.

Ohne jetzt weiter auf die Entwicklung des mathematischen Wissens einzugehen, können wir doch bemerken, wie leicht und frühzeitig sich in uns allerhand Anschauungen über Größenverhältnisse nicht nur der äußern Erscheinung, sondern auch der Kräfte einfinden, durch welche sie hervorgebracht werden. So wie eine Art angeborner Metaphysik uns in unsern allgemeinsten Urtheilen über die Dinge leitet, so befolgt der Mensch schon auf den niedersten Stufen der Civilisation die Eingebungen eines gewissen mathematischen und mechanischen Instincts. Die einfachsten Maschinen, die schiefe Fläche, den Hebel, und manche von ihnen abgeleitete Art der Vorkehrung finden wir überall in Gebrauch gezogen; ohne Kenntniß der Principien ihres Wirkens, und deshalb häufig unvortheilhaft angewandt, wenn die Einzelheiten des gegebenen Bedürfnißfalles die Uebersicht erschwerten. Aber auch so reichen diese Vorstellungen aus, um das Vorhandensein einer Idee innerer Gesetzmäßigkeit zu bezeugen, welche unsere Phantasie überall in den Inhalt der wahrgenommenen Erscheinungen hineinarbeitet, deren anschaulichen Ausdruck sie in ihnen sucht, und wo sie ihn nicht findet, herzustellen strebt.

Ich will mit diesen Worten an die ästhetische Beurtheilung erinnern, welcher unsere Phantasie die Formen und Ereignisse der Natur unterwirft. Ideen von Gleichgewicht und Symmetrie, von Einheit und Vollständigkeit beherrschen unsere unbefangene sinnliche Auffassung ganz; in diesen formellen Eigenschaften scheint uns das unverbrüchliche eigne Recht aller Dinge zu liegen, dem sie gehorchen müssen, und ihr Mangel beleidigt uns als eine Unvollkommenheit ihres Daseins. Wenn man die ganze Mannigfaltigkeit der unbedeutenden Geberden, der spielenden Bewegungen, der ernsteren

Handlungen übersieht, mit welchen der Mensch in seine Umgebungen vielfach umgestaltend eingreift, so wird man allerdings unter ihnen auch einen gewissen rohen Zug mehr zerstörenden als schaffenden Wirkens finden, einen Muthwillen, in welchem nichts als die Bethätigung der Willkühr zu liegen scheint, mit den Dingen nach ihrem Belieben zu schalten. Aber sehr früh veredelt sich doch dieser Zug und an die Stelle des Zerstörens tritt das Bauen; werden die Erzeugnisse der Natur ihrer natürlichen Lage und Verbindung entzogen, so werden sie dafür in andere gebracht, gewiß mit dem Nebengedanken einer Verbesserung, so daß in der neuen scheinbar launenhaften Gestalt erst deutlich jene innere Strenge und gesetzmäßige Wahrheit hervortrete, die den Dingen durch ihr eignes Wesen geboten, in der Verwirrung der Natur aber verdunkelt sei. Wie bald regt sich z. B. in der Cultur des Bodens der Trieb, seine unberechenbare Oberfläche zur geometrisch genauen Ebene einzuglätten, und durch regelmäßige scharf geschnittene gerade Linien ihm bestimmte Begrenzung und Eintheilung zu geben; wie früh schließt sich daran die Vorliebe für eine symmetrische Vertheilung der Gegenstände, wie sie die Landschaft nicht kennt! Es scheint die Pflicht der Gegenstände, jene Orte einzunehmen, die in dem Netze räumlicher Beziehungen durch gleichen Sinn und Werth als bevorzugte Punkte miteinander verwandt sind; durch diese Lage sollen sie ein Gleichgewicht der Massenvertheilung herstellen, ohne dessen sichtbaren Ausdruck etwas an der Wahrhaftigkeit und Echtheit der ganzen Gruppirung zu fehlen schiene. Alles, was am kräftigsten und härtesten diesen Gedanken der Gesetzlichkeit ausspricht, die geraden Linien, parallele Seiten, rechte Winkel, ebene Flächen, kurz jede leicht übersichtliche Symmetrie setzt dieser beginnende Kunstsinn am liebsten an die Stelle der irrationalen Naturformen, und es gehört einer weit fortgeschrittenen Durchbildung der Phantasie, dieselbe und eine noch höhere Folgerichtigkeit auch in jenen ungebundenen und deshalb anfänglich verschmähten Umrissen der Natur selbst wiederzufinden.

Es würde eine interessante Aufgabe sein, in einer vergleichenden psychologischen Aesthetik jene einfachen Formen aufzusuchen, zu

deren Ausprägung den Menschen unter den verschiedensten Verhältnissen der Cultur eine überall gleiche Neigung getrieben hat. Wo irgend Spiel und Tanz oder irgend eine feierliche Begehung stattfindet, überall ist der Mensch angeregt, die Zeit nach irgend einer Art des Taktes, den Raum durch irgend eine Symmetrie einzutheilen und zu gliedern; nichts geschieht recht, wenn es nicht auf die rhythmisch ausgezeichneten Punkte der Zeit fällt, nichts ruht mit Recht, wenn es nicht an seinem Platze in der Reihe ruht. Wo die Erzeugnisse der künstlerischen Phantasie sich kaum über die Bemalung und Tätowirung des Körpers erstrecken, auch da tritt bald ein Formgefühl auf, in welchem deutlich die Ahnung eines innern Rechtes jeder gezogenen Linie liegt. Ist die Linie gekrümmt, so entspricht dem Schwunge ihres Anfangs eine zum Gleichgewicht nothwendige Größe und Weite in dem Schwunge der Fortsetzung; parallele Wiederholungen verstärken häufig den Eindruck und bezeugen die nicht zufällige Entstehung des Umrisses; wendet sich auf der rechten Wange die Krümme der Linie nach rechts, so wiederholt sich nicht selten auf der linken Seite dieselbe Zeichnung nach links gewendet: so hat ein angeborner Instinct die Phantasie gelehrt, das Gefühl des Gleichgewichts durch die Verbindung gleicher und doch nicht aufeinander zurückführbarer Zeichnungen zu gewinnen. Wo irgend ein Geräth zu verzieren ist, da drängt sich überall zuerst die Nothwendigkeit auf, es als natürlich zusammengehöriges und abgeschlossenes Ganze von einem zufälligen Bruchstück des Stoffes zu unterscheiden; es darf nicht blos anfangen und aufhören, sondern muß wie durch eignen Willen sich innerhalb seines Umfanges begrenzen. Nie begnügt sich daher die Phantasie, eine Fläche an ihrem wirklichen Ende abzubrechen, sondern durch einen oder mehrere parallele Säume deutet sie den allmählig sich sammelnden Entschluß derselben zu freiwilliger Begrenzung an. Und wo zwei verschiedene Richtungen aufeinander treffen, füllt sie ihren Winkel durch eine überleitende Linie, um die Wechselwirkung zu bezeichnen, die verschiedenen Gliedern eines Ganzen nicht fehlen darf; wo sie endlich ein kleines Ornament zum charakteristischen Nebenausdruck der eigenthümlichen Kraft verwen-

det, wiederholt ſie es in größerer Menge reihenweis, denn das oft Wiederholte hat fühlbarer eine weſentliche Bedeutung als das vereinzelt Auftretende, und doch ſetzt die wachſende Menge zugleich ſeinen Werth zu dem einer nur beiläufigen Folge herab.

Alle dieſe Antriebe bewegen die menſchliche Phantaſie ſchon auf den erſten Stufen ihrer Entwicklung; ſie führen dem Kinde bei kindiſchen Verſuchen die Hand und erſcheinen mit geſteigertem Bewußtſein ihrer Bedeutung in der höheren Ausbildung der Kunſt wieder. Wo ſie aber auch vorkommen: ſie haben, wie mir ſcheint, nirgends die Bedeutung, nur an eine zwar unverbrüchliche, im Uebrigen aber unverſtändliche innere Geſetzlichkeit der Dinge zu mahnen; die Formen, zu deren Verwirklichung ſie uns drängen, oder an deren Erſcheinung in der Natur ſie uns Freude finden laſſen, ſind Beziehungsweiſen des Mannigfaltigen, deren Glück wir nachzufühlen im Stande ſind. Ich habe früher die Meinung bereits geäußert, daß ebenſo wie keine ſinnliche Empfindung ohne ihren Antheil von Gefühl zu Stande kommt, ſo auch kein Begriff eines Verhältniſſes in uns auftauche, ohne daß wir die eigenthümliche Größe der Luſt oder Unluſt mitgenöſſen, die dies Verhältniß auf ſeine beiden Glieder vertheilen muß. Wir bemerken keine Identität ohne die wenigſtens leiſe Erinnerung an die Seligkeit des Friedens, keinen Contraſt ohne die Ahnung bald der Mißgunſt des Gegenſatzes, bald des Genuſſes, der aus der wechſelſeitigen Ergänzung des Verſchiedenen entſpringt; kein Gleichgewicht, keine Symmetrie, keine Starrheit der Umriſſe, ohne daß uns im Anſchauen die mannigfache Luſt und Unluſt der ſicheren Ruhe, der Gebundenheit an beſtimmte Geſetze, der Beſchränkung und Begrenzung fühlbar würde. Dieſe Fähigkeit, unter Formen das Glück und Unglück des Daſeins zu bemerken, welches ſie verbergen, macht für uns die Welt erſt lebendig; keine Geſtalt iſt ſo ſpröde, in welche hinein nicht unſere Phantaſie ſich mitlebend zu verſetzen wüßte.

Ohne Zweifel trägt zu der Lebhaftigkeit dieſer Anſchauungen die verallgemeinerte Erinnerung an die Regſamkeit unſers eigenen Körpers bei. Würden doch ſchon einige der wichtigſten Begriffe,

durch die unsere Weltauffassung möglich wird, ohne Klarheit bleiben, wenn nicht das, was sie bedeuten, uns zugleich eine sinnlich wahrnehmbare Seite darböte. Nur wer sich selbst mühend und anstrengend bewegt, kann wissen, was Bewegung heißt; hätte die Natur unsere Glieder der Kraft des Willens widerstandlos dienstbar gemacht, so daß nie ein leises Gefühl der Last oder der Ermüdung ihre Bewegungen begleitete, dann würden diese Bewegungen selbst trotz ihrer zweckmäßigen Verknüpfung für uns ein unverständliches Zucken sein; und Alles, was außer uns in der Natur sich regte, würde uns nur die unverständliche Anschauung bieten, daß jetzt etwas hier, nun aber dort sei. Weder wir selbst würden uns als Ursachen eines Erfolges fühlen, der uns keine fühlbare Anstrengung unserer Thätigkeit gekostet hätte, noch würden wir daran denken, in die Betrachtung der Naturerscheinungen den Begriff der wirkenden Kraft einzuführen, an dem für die unbefangene Auffassung noch sehr kenntlich neben der Erinnerung an den Willen auch die an die Mühe des Wirkens haftet; Nebenvorstellungen, von denen er für die Zwecke der wissenschaftlichen Untersuchung erst ausdrücklich wieder gereinigt werden muß. Nun ist es nicht so, sondern jede Bewegung, die wir ausführen, jede Ruhe, in der wir uns halten, wird uns in ihrer Bedeutung durch das Gefühl der Anstrengung oder des Genusses verständlich. Wir daher, die sinnlichen Wesen, denen tausende kleiner Empfindungen fortwährend den Umriß unsers Leibes gegenwärtig erhalten, und denen sie ausdeuten, welche Fülle von Spannkraft, welche zarte Reizbarkeit oder geduldige Stärke, welche liebliche Hinfälligkeit oder straffe Festigkeit in jedem einzelnen Theile dieser Umrisse schlummert: wir wissen dann freilich, durch diese Hilfe der Sinnlichkeit begünstigt, auch die fremde verschwiegene Gestalt zu verstehen. Und nicht allein in die eigenthümlichen Lebensgefühle dessen bringen wir ein, was an Art und Wesen uns nahe steht, in den fröhlichen Flug des singenden Vogels oder die zierliche Beweglichkeit der Gazelle; wir ziehen nicht nur die Fühlfäden unsers Geistes auf das Kleinste zusammen, um das engbegrenzte Dasein eines Muschelthieres mit zu träumen und den einförmigen Genuß seiner

Oeffnungen und Schließungen; wir dehnen uns nicht nur mitschwellend in die schlanken Formen des Baumes aus, dessen feine Zweige die Luft anmuthigen Beugens und Schwebens beseelt; vielmehr selbst auf das Unbelebte tragen wir diese ausdeutenden Gefühle über und verwandeln durch sie die todten Lasten und Stützen der Gebäude zu ebenso vielen Gliedern eines lebendigen Leibes, dessen innere Bebungen in uns übergehen.

Nicht allein in dieser ästhetisch genießenden Weise dehnen wir indessen unsere Sinnlichkeit über die Grenzen unsers eignen Körpers mitfühlend aus, sondern auch wo wir handelnd die äußere Welt umgestalten wollen, unterstützt uns in der Berechnung ihrer Verhältnisse ein ähnliches Hinausversetzen unserer Phantasie, das die Feinheit unsers Tastsinns und die leichte Verknüpfung früherer Erfahrungen uns möglich macht. Nicht an allen Stellen ist die Hautoberfläche unsers Körpers so organisirt, daß sie durch Erzeugung verschiedener Localzeichen auch die Erregungen ihrer nächstaneinandergelegenen Punkte sondern, und unser Bewußtsein zu verschiedenen ihnen entsprechenden Empfindungen, mithin auch zu einem Bilde ihrer Verknüpfung, ihrer Form und Lage veranlassen könnte. In den meisten Gegenden des Körpers müssen die gereizten Punkte merklich von einander entfernt sein, um nicht in eine unklare und ununterschiedene Gesammtempfindung zu verschmelzen; wenige Theile, unter ihnen vor allen die Oberflächen der Fingerspitzen, sind so gebaut, daß Reize, die nur um den Bruchtheil einer Linie von einander entfernt auf sie treffen, durch Erregung verschiedener Localgefühle sich deutlich als verschiedene, räumlich nebeneinandergelegene Eindrücke darstellen. Diese empfindlichen Flächen bringt die menschliche Hand den Dingen entgegen; nicht eine nur, sondern eine Fünfzahl, zur gleichzeitigen Erfassung einer großen Menge unterscheidbarer Punkte geschickt; diese fünf ferner nicht in einer unveränderlichen Stellung, sondern fähig, durch die Gelenke der Finger, deren jeder für sich und unabhängig von den andern seine Spitze durch einen Halbkreis hindurchbewegen kann, in die mannigfaltigsten Lagen gegen einander gebracht zu werden. Und sowohl diese Verschiebung, als die wan-

delbare Entfernung der gespreizten oder zusammengeschlossenen Finger wird uns in jedem Augenblicke durch ein scheinbar unmittelbares, in Wahrheit aus mancherlei früheren Vorstellungsassociationen entstehendes Gefühl der Lage ausgedeutet. Dies ganze wunderbare System empfindlicher Flächen endlich führen die Beugungen und Streckungen in Handgelenk und Ellenbogen und die noch weit unbeschränktere Beweglichkeit des Oberarmes frei nach allen Richtungen des Raumes hin, und keine Stelle des eignen Körpers findet sich, die nicht durch eine unserer Hände berührt werden könnte. So bedarf es gewiß keines Wortes, um die schon früh im Alterthume gemachte Bemerkung zu beweisen, daß ein guter Theil der menschlichen Cultur auf dem Baue der Hand und auf der Leichtigkeit unzähliger Beobachtungen beruhe, die sie uns verschafft, und die den allermeisten Thieren die weit unvollkommnere Bildung ihrer Organe entweder unmöglich oder nur zufällig zugänglich macht. Denn nicht darauf allein kommt es an, daß Beobachtungen nur überhaupt gemacht werden; der Fortschritt der Bildung hängt vielleicht noch mehr von dem Wege ab, auf dem wir sie machen. Während die eine Hand das Object fesselt, die andere es prüft und seine Lage zu erneuerter Prüfung verändert, entsteht unsere Kenntniß auf dem Wege des Experimentes. Indem wir uns Herr darüber fühlen, die einzelnen Eigenschaften des Gegenstandes bald hervortreten zu lassen, bald sie wieder zum Verschwinden zu bringen, überkommt uns anderseits mitten in dieser Arbeit zugleich das entgegengesetzte Gefühl, das nämlich eines inneren gesetzlichen Zusammenhanges, welcher jene Eigenschaften überhaupt an Bedingungen knüpft.

Unter allen lebendigen Geschöpfen ist der Mensch in seiner natürlichen Wehrlosigkeit das einzige, das zur Erreichung seiner Zwecke auf den Gebrauch von Werkzeugen angewiesen ist. Die Fähigkeit, sie zu benutzen, beruht nicht allein auf der Muskelkraft der Arme, sondern hängt in sehr hohem Maße von der Feinheit der Empfindung und von einer außerordentlichen Leichtigkeit und Sicherheit der Vorstellungsassociationen ab. Liegt ein Stab in unserer Hand, leicht umfaßt, so daß seine Bewegungen einigen Spielraum haben,

so drückt er an verschiedenen Stellen die Oberfläche unserer Haut. Jenes scheinbar unmittelbare Gefühl, das wir in jedem Augenblicke von der Lage unserer Glieder haben, lehrt uns beurtheilen, ob diese augenblicklich gedrückten Stellen unserer Hand durch eine gerade oder krumme, durch eine senkrechte oder wagerechte Linie unter einander verbunden werden können; dieselbe Form und Lage schreiben wir dem Stabe zu, der diese Empfindungen veranlaßt. Geräth der Stab in Bewegung, so wechseln von Moment zu Moment die gedrückten Punkte unserer Haut; für jeden dieser Augenblicke berechnet unsere sinnliche Phantasie die Richtung der Linie, in welcher der Stab vorübergehend liegt, und erzeugt zugleich eine Vorstellung des Punktes, in welchem alle diese Richtungen einander schneiden. Traf das eine Ende des Stabes irgend einen Widerstand, der es aufhielt, und konnte nur das andere durch die Bewegungen unserer Hand im Raume herumgeführt werden, so liegt jener Durchschnitt in dem Punkte, in welchem der Stab das widerstehende Object berührt; in diesen Punkt, der aller unserer unmittelbaren Empfindung durchaus entzogen ist, verlegen wir das wirklich empfundene Gefühl des Widerstandes, und glauben nun die Berührung des Stabes mit dem von uns entfernten Object ganz ebenso unmittelbar sinnlich zu empfinden, wie seine Berührung mit der Fläche unserer Hand. Auf diesem doppelten Berührungsgefühle, einer wohlthätigen Sinnestäuschung, beruht der Gebrauch aller Werkzeuge; keines von ihnen würde lenksam genug für uns sein, wenn wir blos sein Dasein in der führenden Hand, und nicht mit gleicher sinnlicher Deutlichkeit sein Eingreifen in das zu behandelnde Material gewahr würden. Nur unter dieser Bedingung ist der vortastende Stock dem Blinden, die Sonde dem Wundarzt nützlich; Feder und Pinsel würden ungefüge Mittel in der Hand des Schreibenden oder Malenden sein, wenn wir nicht unmittelbar ihre Berührung mit dem Papiere fühlten, und wenn nicht der feine Instinct, den unsere Erfahrung allmählig ausbildet, uns noch überdies lehrte, die kleinen Krümmungen, die diese elastischen Werkzeuge unter dem Drucke unserer Hand erleiden, in der Beurtheilung ihres Einwirkens auf die äußere Fläche mit in

Anschlag zu bringen. Messer und Gabel würden einen Theil ihrer Bestimmung verfehlen, wenn wir nur die Lage ihres Griffes in der Hand, nicht das Eindringen ihrer Schneide in die Gegenstände zugleich fühlten; jede Bewegung der Stricknadel läßt uns zugleich die leise Spannung fühlen, mit welcher ihr freies Ende sich in dem Faden fängt; beim Nähen scheint unsere Wahrnehmung unmittelbar in der Spitze der Nadel gegenwärtig zu sein, und wir empfinden, wie sie zuerst das Gewebe in einen erhabenen Gipfel vor sich herdehnt, um dann mit einem plötzlichen Stoß hindurchzudringen. So fühlt ferner der Holzhauer neben dem Anprall des Artstieles gegen seine Hand auch ihren zischenden Einschnitt in das Holz, so der Soldat das Eindringen seiner Waffe in das Fleisch des Gegners; so freut sich die Roheit darüber, daß sie die Schläge, die sie austheilt, ihrerseits mitgenießen kann; sie hätte kein Vergnügen am Schmerze des Andern, wenn sie nicht unmittelbar das Auffallen des Stockes auf seinen Rücken mit der größten sinnlichen Deutlichkeit mitfühlte.

Ich brauche nicht weiter zu erinnern, welches außerordentliche Hilfsmittel zur Untersuchung der Gegenstände in diesem Verhalten unsers Tastsinnes liegt, und wie es uns hierdurch gelingt, Objecte, die durch Kleinheit oder Unzugänglichkeit sich unserer unmittelbaren Anfassung entziehen, in Bezug auf ihre Form, Härte, Elasticität und Beweglichkeit zu prüfen. Ich erwähne ferner nur kurz, daß nicht die Hände allein, sondern der ganze Körper, obwohl in verschiedenen Theilen mit verschiedener Feinheit, und oft durch noch andere Bedingungen unterstützt, ähnlicher Wahrnehmungen fähig ist. Der unnachgiebige Stein unter unsern Füßen gibt uns ein anderes Gefühl, als die hölzerne Stufe einer Treppe oder die Sprosse einer Leiter, die beide durch unser Gewicht in Schwingungen von verschiedener Weite und Geschwindigkeit der Wiederholung versetzt werden. An den Unterschieden dieser Schwingungen unterscheiden wir leicht, ob die Sprosse der Leiter breit oder schmal ist, und wir glauben unmittelbar ihre Länge, sowie die Punkte, in denen ihre hin- und hergehenden Schwingungen sich kreuzen, nämlich ihre Befestigungspunkte in dem Leiterbaume mit zu fühlen. Selbst ob eine biegsame

Stange, an der wir im Dunkeln rütteln, nur mit einem oder mit beiden Enden in Mauerwerk eingelassen oder sonst befestigt ist, ob wir sie nahe dem freien Ende oder näher an ihrem festen ergriffen haben, alles dies meinen wir nicht durch Räsonnement erst zu finden, sondern völlig fertig scheint uns die Empfindung selbst alle diese Kenntnisse zu enthalten. Eben so flüchtig will ich endlich andeuten, daß diese auffälligen Erscheinungen von denen in Betracht gezogen werden müssen, denen das Gefühl, welches wir beständig von den Umrissen, den Lagen und Bewegungen unsers eignen Körpers besitzen, nur durch die Annahme erklärlich scheint, daß die empfindende Seele durch den ganzen Umfang des Leibes sich ergieße oder verbreite. In den erwähnten Fällen verbreitet sich die Seele noch weiter; ganz mit dem gleichen überredenden Scheine, mit welchem sie vorher in den Fingerspitzen gegenwärtig zu sein schien, ist sie jetzt wahrnehmend und empfindend auch an dem Ende des Stockes, der Sonde, der Nadel zugegen. Niemand wird ernstlich glauben, daß sie sich wirklich wie ein elektrisches Fluidum in dem Momente des Gebrauches in diese Werkzeuge hinein ergieße oder verlängere; — obwohl, wer kann wissen, was nicht doch am Ende Jemand glaublich fände? Gibt man aber zu, daß nur eine äußerst mannigfaltige Verkettung von Vorstellungen diesen Schein einer außerhalb der Grenzen unsers Körpers zu Stande kommenden Empfindung erzeugt, so wird man zugeben, daß noch weit leichter und durch eine kürzere Kette solcher vermittelnden Vorstellungen der Schein entstehen kann, als wäre die Seele unmittelbar in jedem Sinnesorgane und in jedem Punkte des Körpers zugegen, von dem sie im Augenblicke Eindrücke überliefert erhält. Für unsern gegenwärtigen Zweck ist es gleichgiltig, zu welcher Meinung man sich schlagen mag; ob Schein oder Wirklichkeit, jedenfalls ist dies Hinaustreten der Empfindung über die Grenzen des Körpers ein unmittelbares Gefühl unserer Sinnlichkeit; ist es Täuschung, so führt nichtsdestoweniger diese Täuschung uns zu lebendigem Miterfassen der Dinge außer uns und ihrer Veränderungen und gewöhnt uns auf eine für die Ausbildung unserer Weltauffassung unentbehrliche Weise in ein Zusammenleben mit

ihnen hinein. Daß aber unsere Entwicklung noch andere Folgen aus diesem Verhalten der Sinnlichkeit erntet, wollen wir jetzt noch zu zeigen versuchen.

Die vorigen Beispiele betrafen den nützlichen Gebrauch, den wir von Werkzeugen zur Umgestaltung äußerer Gegenstände machen; andere ihnen verwandte führen uns zu den Mitteln, welche der Mensch, ohne anderen Zweck, zur Verschönerung seines eignen Lebensgefühles benutzt. Es ist von dem Putze die Rede, zu dem uns allein ein ursprünglicher, selbst den Affen nur ein nachahmender Trieb anleitet. Wir schweigen von andern Gesichtspunkten, die theils der Mühe der Betrachtung nicht werth sind, theils andere Gelegenheiten erwarten müssen, von dem Nutzen der Kleider gegen die Unwirthlichkeit des Klima, von der Schamhaftigkeit, die sie zur Verhüllung wählt; nur nach dem Grunde des Vergnügens fragen wir, welches sie und andere Arten des Schmuckes der menschlichen Seele bereiten. Er liegt keineswegs allein in der Befriedigung der Eitelkeit, die von Anderen bewundert sein will, sondern in einer Steigerung und Veredlung des Lebensgefühls, die der Geschmückte an sich selbst erfährt. Nur die Farben und der Metallglanz des Schmuckes dienen jener Gefallsucht nach außen, im Uebrigen beruht unser Wohlgefallen an Putz und Kleidung auf den Empfindungen, welche beide unserem eigenen Gemeingefühl gewähren.

Jedermann weiß, daß es für unsere Empfindung sich verschieden ausnimmt, ob wir eine gleichmäßig dicke Stange in ihrer Mitte oder ihrem Ende näher fassen und aufheben. Sie liegt im ersten Falle wagerecht in unserer Hand, und so lange sie ruht, empfinden wir nur ihr Gewicht, nicht ihre Länge; wir müssen sie schütteln, um aus der Art der Schwingungen, in die sie dann geräth, auch diese zu errathen. Im zweiten Falle fühlen wir, daß die Stange in geneigter Richtung in unserer Hand liegen will, und es erfordert eine Drehung, um ihr schwereres Ende zu horizontaler Lage zu bringen. Da nun durch diese überwiegende Schwere der eine Arm der Stange beständig nach unten strebt, beständig wirklich um ein kleines fällt, und immer durch kleine Muskelanstrengungen wieder gehoben wird,

so ist uns in diesem Falle die Länge der Stange meist von Anfang an ziemlich klar. Balanciren wir die Stange in senkrecht aufgerichteter Stellung auf der Fingerspitze, so ist uns in dem Augenblicke, wo sie wirklich vollkommen im Gleichgewicht steht, nur ihr Gewicht empfindbar; sobald jedoch ihr oberes Ende sich überneigt und uns zu einer Bewegung der Hand nöthigt, um sie wieder richtig zu unterstützen, so glauben wir dann sogleich auch die Höhe der Stange, die Entfernung ihres freien Endes von dem Unterstützungspunkte, in einer ganz unmittelbaren Empfindung wahrzunehmen. Hängt eine Kugel an einem Faden aus unserer Hand, und zwar zuerst unbewegt und senkrecht, so ist auch hier nur ihr Gewicht, nicht die Länge des Fadens merklich; schwingen wir dagegen die Kugel im Kreise, so daß der Faden mit veränderlicher Spannung und Geschwindigkeit seinen Druck auf verschiedene Hautstellen der Hand in regelmäßiger Reihenfolge fallen läßt, so glauben wir jetzt ganz unmittelbar sowohl die Länge des Abstandes, in dem die Kugel schwingt, den Radius ihres Schwungkreises, als auch die Geschwindigkeit und Wucht zu empfinden, womit sie auf der Peripherie dieses Kreises sich bewegt. Berührt unser Finger fest aufdrückend den Boden eines Hohlgefäßes, so vielleicht, daß wir mit hineingesteckter Hand es auf ihm balanciren, so wird jede Berührung des Gefäßes, an welcher Stelle sie auch geschehe, für uns merklich, und wir beurtheilen nicht blos die Richtung, in welcher ein solcher Stoß das Gefäß trifft, und die Entfernung der getroffenen Stelle von der Oberfläche unsers Armes, also die Größe des Gefäßes, mit vieler Genauigkeit, sondern wir empfinden auch an der Art der entstehenden Schwingungen, die sich unserer Fingerspitze mittheilen, die Härte und Elasticität seines Stoffes; ein Experiment, das jede intelligente Hausfrau beim Einkaufen des Topfgeschirres zu machen pflegt. Die physikalische Theorie aller dieser Vorgänge ist zum Theil ziemlich verwickelt; sehr weitläuftig würde ferner die psychologische Zergliederung aller der Vorstellungsassociationen sein, aus denen diese instinctiven Berechnungen mit der Sicherheit eines unmittelbaren Gefühls hervorgehen; klar ist dagegen der Werth, den sie alle für die Veränderung unsers sinnlichen

Lebensgefühls haben. Ueberall nämlich, wo wir mit der Oberfläche unſers Leibes, denn nicht die Hand allein entwickelt dieſe Eigenthümlichkeiten, einen fremden Körper in Verbindung ſetzen, verlängert ſich gewiſſermaßen das Bewußtſein unſerer perſönlichen Exiſtenz bis in die Enden und Oberflächen dieſes fremden Körpers hinein, und es entſtehen Gefühle theils einer Vergrößerung unſers eignen Ich, theils einer uns jetzt möglich gewordenen Form und Größe der Bewegung, die unſern natürlichen Organen fremd iſt, theils einer ungewöhnlichen Spannung, Feſtigkeit oder Sicherheit unſerer Haltung.

Die erſte Form dieſer Gefühle wird, um wenige Beiſpiele zu erwähnen, durch Kopfbedeckungen und Fußbekleidungen erzeugt, die beide am meiſten geeignet ſind, unſerer Länge wenigſtens ſcheinbar eine Elle zuzuſetzen. Jede Kopfbedeckung repräſentirt in der Senkrechten, die durch ihren Schwerpunkt geht, die oben erwähnte Stange; ihr Werth für das Gefühl ſteigt mit ihrer Höhe und zum Theil mit ihrer Form, dann nämlich, wenn die letztere eine Maſſenvertheilung zur Folge hat, welche den Schwerpunkt bemerklich nach oben rückt und zugleich bei dem Abweichen von der ſenkrechten Richtung eine kräftige Neigung nach einer Seite bewirkt, die durch eine balancirende Anſtrengung der Muskeln überwunden werden muß. Nur ſobald dieſes Ungleichgewicht droht, iſt die Kopfbedeckung von Werth; im Gleichgewicht iſt ſie nur eine beſtimmte Größe der Laſt; man ſetzt daher den Hut zweckmäßig etwas ſchräg auf, damit man beſtändig die Entfernung ſeines höchſten, ſich neigenden Punktes von ſeiner Unterſtützungsfläche, dem Kopfe, zu empfinden vermag. So entſteht die freundliche Täuſchung, als reichten wir ſelbſt, unſer eignes Leben und unſere Kraft bis in jene Spitze hinauf, und bei jedem Schritt, der dieſe erſchüttert, bei jedem Windhauch, der ſie in Bewegung ſetzt, ſcheint für unſer Gefühl ganz deutlich da oben ein Theil unſers eignen Weſens feierlich hin- und herzuſchwanken. Man fühlt ſich daher offenbar ganz anders in einem cylindriſchen Hute, der dieſe Emotionen begünſtigt, als in einer Mütze, deren aufgerichteter Zipfel nur ſehr unvollkommen dieſelben Dienſte leiſten würde;

und ganz begreiflich wird uns die schon früh und auf niedern Culturstufen auftretende, auf höheren vervollkommnete Neigung, durch hohe und steile Helme, durch Bärenmützen, durch thurmartige Frisuren nicht blos die Fürchterlichkeit oder Ehrwürdigkeit der Figur für den Anblick Anderer zu steigern, sondern, was mehr ist, auch das Gemüth des Trägers selbst mit dem Gefühle einer majestätisch nach oben verlängerten Existenz zu kräftigen. Es würde zu weit führen, die specifischen Gefühle zu entwickeln, welche andere mehr breite und niedrige Hutformen gewähren; offenbar begünstigen sie den Hochmuth nicht, sondern erregen die Stimmung, als sei eine umfängliche Aufgabe auf Schultern gelegt, die zur Unterstützung nicht ausreichen. Von den Fußbekleidungen erwähne ich nur die hohen Absätze, welche wieder jene Stange repräsentiren, wie sich dies an den Stelzen zeigt, deren Miniatur sie sind. Absätze und Stelzen geben ganz deutlich ein doppeltes Berührungsgefühl; man empfindet ihren Auftritt auf den Erdboden noch neben ihrem Druck auf den Fuß, und man beurtheilt zugleich recht genau die Entfernung zwischen den Orten beider Berührungen. So entsteht uns begreiflich ein lebhaftes Gefühl nicht blos des Erhabenseins über den Erdboden, sondern des Verdienstes, diese ganze Höhe durch unsere eigene vergrößerte Länge auszufüllen, denn unsere Empfindung verliert dabei den Boden nicht. Man kann hinzufügen, daß jeder Stock, den wir nicht als Stütze brauchen, sondern als Spielwerk in der Hand tragen, dasselbe Bewußtsein einer Verlängerung unserer Persönlichkeit bis in seine Spitze hinein erweckt, deren Entfernung und deren Berührung mit den Gegenständen wir ja unmittelbar fühlen. Amtsstäbe sind daher in mancherlei Gestalten stets Insignien der Macht gewesen.

Die zweite Form jener Gefühle verdanken wir allem hängenden und flatternden Schmucke, der nach dem Muster der geschwungenen Kugel unsere Körperoberfläche durch eine reizende Abwechselung von Dehnungen nach verschiedenen Richtungen erregt und uns veranlaßt, uns selbst als in den peripherischen Bahnen der freischwingenden Enden gegenwärtig zu fühlen. Wenn die Kinder sich einen

Schwanz anheften, den ihnen die Natur versagt hat, so wollen sie nicht blos, daß Andere ihn sehen, sondern indem seine Spitze über die Erde schleift, fühlen sie seine Berührung mit dem Boden; wenn er frei beim Laufe in der Luft schwingt, fühlen sie, je länger er ist, um so deutlicher diese Schwingungen bis in sein letztes Ende hinein; so haben sie ziemlich denselben Genuß einer nach dieser Seite hin beweglich verlängerten Existenz, als wäre dies neue Organ ihnen wirklich angewachsen. Diese Form des Gefühls ist ganz besonders einer geschmackvollen poetischen Verfeinerung fähig und ist auch wirklich zu allen Zeiten das Ideal der Toilettenkunst gewesen. Hat doch schon die Natur selbst unser Haupt mit flatterndem Haar geschmückt; dies in einzelne lockige, wellenwerfende Massen zu sammeln, und den Sitz der Gedanken mit einer eigenthümlich geordneten Mannigfaltigkeit reizender Bewegungsgefühle zu umgeben, war natürlich die erste Aufgabe der Phantasie, und es würde nicht unmöglich sein, aus der Form des von den einzelnen Völkern bevorzugten Kopfputzes auf die Färbung ihrer Phantasie, auf ihre Vorliebe für größere Strenge und Festigkeit, oder für genialeren Schwung zurückzuschließen. Die Muscheln, die Glaskorallen, die Steine und Knochenstücken, welche die Indianerin hangend und schwankend um ihre Handknöchel reiht, die Ohrringe, die flatternden herabhangenden Bänder und Gürtelenden unserer Mädchen, die leichtschwebenden Fangschnuren, die schwereren Troddeln und Quasten der Uniformen, gewichtig pendulirende Ketten und Kreuze, Federbüsche, Uhrgehänge, wehende Schleier und Mäntel: alle diese Mittel wendet die scharfsinnige Phantasie an, um nach allen Seiten hin nicht nur unser Dasein auszudehnen, sondern sich die anmuthige Täuschung zu bereiten, als sei es die eigene Existenz, die in allen diesen Anhängen mit schwebt und wogt und schwankt und in rhythmischen melodiösen Abwechselungen sich hebt und senkt. Und wo in der That eine wirkliche Empfindung nicht mehr stattfindet, ergänzt sie sogar diesen Mangel und glaubt in dem zarten Gewebe herabhangender Spitzen selbst mit zu hangen, in ihren Bewegungen sich mit zu bewegen.

Die letzte Form endlich von denen, die wir erwähnten, nehmen

unſere Gefühle unter dem Eindrucke der eigentlichen Kleider an. Die größere oder geringere Spannung und Feſtigkeit, welche die Stoffe der Gewänder an ſich oder durch ihren Zuſchnitt beſitzen, trägt ſich auf uns wie ein Verdienſt unſerer eigenen Haltung über. Ein Corſet iſt dem oben erwähnten Hohlgefäß ähnlich, nur daß es nicht an einem einzelnen Punkte, ſondern in ſeinem ganzen Umfang durch den Körper ausgefüllt wird; bei jeder Berührung dieſer ſteifen Umhüllung wird die Spannung und Feſtigkeit ihres Gefüges durchaus ſo empfunden, als gehörten beide Eigenſchaften unſerem eignen Körper an; ohne Zweifel erhalten wir alſo durch dieſes Mittel das Gefühl einer gekräftigten und elaſtiſcheren Exiſtenz. Jeder feſt anliegende Gürtel, jedes Armband wiederholt einen Theil dieſes Gefühls; die erſten Beinkleider, die durch Stege geſpannt ſind, erfüllen den Knaben mit Stolz über die männliche Straffheit ſeiner Exiſtenz, das Ideal ſeiner Wünſche bleibt freilich die eiſerne Rüſtung, an deren Laſt er gern nicht denkt, um deſto mehr ſich in das majeſtätiſche Gefühl unüberwindlicher aufrechter Starrheit zu verſenken, das ſie ihm zu gewähren verſpricht. Zu dieſer Empfindung der Feſtigkeit, die es nicht ganz verſchmäht, miſcht das Mädchen das Gefühl einer zarteren leichtbeweglichen Umhüllung, denn in der That ſind die duftigen Wellen leichter ſchleierartiger Stoffe, mit denen ſich ſeine Geſtalt umgibt, nicht blos anmuthig für das Auge Anderer. Die Trägerin ſelbſt iſt vielmehr mit ihrem Gefühl unmittelbar gegenwärtig in allen den zarten Bogen, die nur wenige Punkte der Haut als leichte Laſten berühren, und doch durch dieſe Punkte die Weite, die Leichtigkeit und Weichheit ihres Schwunges zur deutlichſten ſinnlichen Empfindung bringen. Ja ſelbſt das Vergnügen, das uns ein ſolcher Anblick gewährt, beruht weit weniger auf der Gefälligkeit der Gewandformen, welche wir ſehen, als vielmehr darauf, daß wir uns in das phantaſtiſche, liebliche oder zierliche Lebensgefühl hineindenken können, welches die tauſendfältigen kleinen Eindrücke der Umhüllung dieſer verborgenen Geſtalt einflößen müſſen. Auf denſelben Gründen beruht es endlich, daß eine künſtliche Erſetzung verlorengegangener Körperfülle nicht nur Andere, ſondern auch den

Betheiligten täuscht; denn jeder Reiz, der diesen falschen Körperumfang trifft, wird vermöge jener doppelten Berührungsgefühle so empfunden, als hätte er bereits die wirklichen Grenzen des lebendigen Leibes erreicht.

Nachdem ich nun, durch Aufstellung dieser drei Grundgesetze, der exacten Lehre vom Putze den nämlichen Dienst geleistet, den Keppler der Astronomie, so überlasse ich Anderen die weitere wissenschaftliche Ausbeutung und wende mich zu mehreren Erscheinungen, in denen dieselbe hier beobachtete Neigung, unmittelbar gegebene Naturverhältnisse mit ästhetischer Willkühr zu ändern und ihren Werth zu steigern, in einer ernsthafteren Weise sich kundgibt. In allen Handlungen, von der einfachen Bewegung des Körpers bis zu den verwickelten Lebenseinrichtungen, zeigt sich dieser Hang, an die Stelle des natürlichen Ablaufes der Ereignisse eine ceremoniöse Ordnung zu setzen, die ihren Ursprung nur in dem Willen des Subjectes hat, und doch mit dem Anspruch auftritt, sie so zu ordnen, wie sie sein müssen.

Die anmuthige Harmonie der Gliederbewegungen ist weder ein Ergebniß der Bildung, noch hängt sie überhaupt in beträchtlichem Grade von dem Werthe und dem Genius des geistigen Lebens ab; sie ist ganz durch den Mangel an Widerstand bedingt, den die mechanischen Gesetze der Bewegung in dem verkümmerten Bau des Körpers finden könnten. Nicht nur jedes im natürlichen Zustande der Freiheit lebende Thier entwickelt mit völliger Ungezwungenheit die Anmuth seiner Gattung, sondern jede Marionette, sobald ihre Glieder mit freiem Spielraum und ohne hindernde Reibung an ihrem Körper befestigt wären, würde in ihren Bewegungen, nach mechanischen Gesetzen allein, alle jene Rundung des Schwunges und jene übereinstimmende Harmonie in den Bahnen ihrer verschiedenen Glieder zeigen, die wir an dem lebenden Körper so oft als seelenvollen Ausdruck bewundern. In der That wird dies hier zum Ausdruck der Seele, aber doch nur darum, weil eine Seele vorhanden ist, deren abwechselnde innere Zustände diesen Mechanismus und die eigene Schönheit seiner Bewegungsconsequenz in Anregung versetzen. So

lange daher glückliche Lebensbedingungen die natürliche Lebhaftigkeit und Regsamkeit der Seele und des Körpers zugleich unterhalten, da sehen wir, auch ohne irgend erhebliche geistige Cultur, die Bewegungen des Körpers zu vollendeter Anmuth entwickelt. Anders, wo ein ungünstiges Klima die Glieder schwerfälliger macht, oder wo ein enger monotoner Erfahrungskreis die Regsamkeit der sinnlichen Seele abstumpft, wo endlich die handwerksmäßige Theilung der Arbeiten dem Körper beständig die Uebung einer einzigen einseitigen Bewegungsreihe aufnöthigt. Dann geht diese Schönheit verloren, theils wegen des wachsenden Widerstandes, den die Anregungen der Seele in den ungelenk gewordenen Gliedern finden, theils wegen des zunehmenden Phlegma der Seele, die diese Anregungen nur sparsam noch erzeugt. So stehen manche glückliche Völker der Südsee mit der Schönheit und Elasticität ihrer Bewegungen, wie ihre ersten Entdecker sie uns schildern, den klimatisch bedrückten Bewohnern der Polarzone, so wie dem durch die Schwere einförmiger Arbeit ungeschickt gewordenen Benehmen der Europäer gegenüber. Die höhere Bildung, wenn sie die Anmuth körperlicher Bewegung wiedergewinnt, erzeugt nicht etwas Neues, sondern räumt nur die Hindernisse hinweg, welche den Adel des natürlichen Bewegungsmechanismus incrustiren. Ehe sie aber zur Natur völlig zurückkehrt, kommt sie zur Manier. Bei allen Völkern, deren Leben wir anschaulich genug kennen, hat sie zunächst eine Etiquette des Anstandes, einen Styl des Benehmens eingeführt, der die natürliche Beweglichkeit meisterte, hie und da etwas an ihrer Lebhaftigkeit abbrach, und dort Geberden hinzufügte, die keinen Grund in der Organisation des Körpers und in der vorbestimmten Art haben, in welcher er die Zustände des Gemüthes zum Ausdruck zu bringen hat. So glaubt auch hierin, in dieser willkührlichen Haltung, der Mensch das, was sein soll, besser als an der Hand der Natur zu finden.

Seine körperlichen Triebe sucht das Thier in dem Augenblicke und in der Reihenfolge ihres Eintretens zu befriedigen und kennt keinen andern Zweck dabei als eben den, den Reiz des Bedürfnisses abzustumpfen. Der Mensch, sobald er sich dem Drucke der äußersten

Noth entwunden hat, macht jedes dieſer Bedürfniſſe zur Veranlaſſung irgend einer ceremoniöſen Begehung. Während das Thier ſeine Nahrung zu jeder Zeit und an jedem Orte verſchlingt, der ſeinem Neide Sicherheit vor Raub gewährt, bereitet der Menſch ſeine Mahlzeiten. Denn eben die Zeit des Mahles iſt ihm nicht gleichgiltig; nicht der Hunger entſcheidet über den Augenblick des Eſſens, ſondern der Tag iſt für das Leben des Menſchen eine eingetheilte Zeitſtrecke mit eignem inneren Organismus; es gehört ſich, daß das eine Bedürfniß zu dieſer, ein anderes zu anderer beſtimmter Stunde befriedigt werde. Und er hat Geſellſchaft bei ſeinem Mahl; es iſt nicht nur um die Stillung ſeines Triebes zu thun, ſondern darum, daß durch die vereinigte Theilnahme Mehrerer auch dieſes Vornehmen als eine Handlung anerkannt werde, die in dem Zuſammenhange alles menſchlichen Lebens ihre beſtimmte Stelle, Bedeutung und Berechtigung habe. Wie bald findet ſich dann mit dem Beginn des ſeßhaften Lebens, mit der Gründung einer Heimat, mit der Entwicklung des Cultus eine Menge feingezeichneter Ceremonien ein, um ſowohl dieſe einfachſten Vorgänge des Tages, als auch jeden größeren Abſchnitt des Daſeins als Glied in ein wohlgefügtes Ganze der Humanität einzureihen! Die Geſchlechter der Thiere leben dahin, entſtehen, mehren ſich, altern und vergehen, und nie taucht in ihnen eine Reflexion auf, die dies wandelbare Leben überblickte und ſeine einzelnen Perioden mit einem Bewußtſein ihrer Bedeutung ſonderte. Wo dagegen die menſchlichen Stämme nicht durch die äußerſte Noth des Lebens völlig verkümmern, da ſehen wir überall die Geburt des Kindes, den Zeitpunkt ſeiner Mannbarkeit, das Eingehen der Ehe, Tod und Beſtattung durch Ceremonien ausgezeichnet; oft nur rohe Begehungen, anwidernde Gebräuche, aber doch immerhin Andeutungen des Gefühles, daß nichts im menſchlichen Leben eigentlich recht und legitim geſchähe, wenn es blos geſchähe, und nicht durch die theilnehmende Reflexion einer Gemeinde, einer Geſellſchaft, einer Familie in irgend einem Ritus anerkannt und an ſeinen gehörigen Platz in der Aufeinanderfolge der Ereigniſſe gerückt würde. Man wird nicht recht geboren und man ſtirbt nicht recht, wenn nicht um

dieſe natürlichen Kataſtrophen die Ueberlieferung menſchlicher Sitte ihre ſymboliſchen Feierlichkeiten gruppirt hat. Je höher wir in das Alterthum eines Volkes hinaufſteigen, deſto enger beinahe ſehen wir jeden Vorfall des Lebens durch genau vorgeſchriebene Formen auf dieſe Weiſe legitimirt, und ein Blick in die Vorſtellungsweiſe des Volkes auch in unſerer Zeit läßt uns leicht gewahren, wie feſt auch hier noch die Neigung haftet, kein Ereigniß, nach vollſtändiger Verwirklichung ſeines ganzen werthvollen Inhaltes, recht für voll anzuſehen, ſo lange nicht das Siegel irgend einer traditionellen Ceremonie es beglaubigt hat.

Und hier wollen wir dieſes Bild einſtweilen begrenzen; was daran ſich weiter ſchließen wird, können wir nicht mehr zu einer Betrachtung der menſchlichen Sinnlichkeit ziehen. Nur von dieſer wollte ich hier ſprechen und den Charakterzug hervorheben, der mir in allen ihren verſchiedenen Aeußerungen gleichmäßig das eigentlich menſchliche Element in ihr zu ſein ſchien. Was auch unſere Sinnlichkeit empfindend aufnehmen mag, ſie nimmt es nicht blos als einen gleichgiltigen Inhalt und eben ſo wenig nur als ihre Luſt oder ihr Leid auf, ſondern ſie fühlt in ihm einen ihm eignen Werth, durch den es in einer bedeutſamen Ordnung der Erſcheinungen ſeine Stelle füllt. Was auch die Sinnlichkeit durch ihre Triebe zu thun gedrängt wird, ſie thut es weder blos mechaniſch genöthigt, noch blos zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe, ſondern ſie gibt ihrem Handeln eine Form, durch die ſich wiederum ihr Thun in das eigne Recht einer Lebensordnung einfügt, die da ſein ſoll, und doch von Natur wegen nicht ſchon da iſt. Dieſe charakteriſtiſchen Züge der Sinnlichkeit mögen ihre pſychologiſche Entſtehungsgeſchichte haben, und es würde eine unerwieſene Behauptung ſein, wenn wir ſie unmittelbar aus einem urſprünglichen unterſcheidenden Weſen des menſchlichen Geiſtes herleiten wollten. Aber die Löſung dieſes Zweifels, ſo weit ſie möglich iſt, verſuchen wir nicht jetzt, da die Betrachtung der höheren geiſtigen Entwicklung dieſelbe Frage von neuem herbeiführen würde.

Werfen wir noch einen Blick auf den ganzen Umfang der Ein-

zelheiten, die wir durchgingen, so können wir eine poetische Klage berichtigen, die noch oft sich erneuert. Große Gebiete der Sinnlichkeit mit der Fülle ihres Genusses scheinen unserer Organisation verschlossen. Wir möchten wissen, wie den Fischen ist so wohlig auf dem Grund, mit welcher Lust der fliegende Vogel die Lüfte theilt und von größerer Höhe die Höhen der Erde übersieht. Mir scheint, eben die dichterische Phantasie, die solche Fragen stellt, beweise, daß sie die Antwort wirklich habe. Wir können uns in der That so vollkommen in diese Situationen der Thierwelt versetzen und die Art ihres Genusses nachfühlen, daß die wirkliche sinnliche Empfindung wohl die Stärke des Eindruckes vermehren, aber die charakteristische Form dieser fremden Lust uns nicht deutlicher machen würde. Anstatt arm zu sein, ist die menschliche Sinnlichkeit im Gegentheil die intensivste und reichste. Wie die Welle hebt und trägt und mit welcher Weichheit sie die Glieder umspült, erfährt der Schwimmende und Badende auch; aber behütet vor der furchtbaren Monotonie eines Lebens, dessen ganze Dauer nur von diesen Eindrücken erfüllt wäre, mag er den Fisch bedauern, den er einen Augenblick beneidete. Und ist am Ende nicht die Aussicht von Bergeshöhen, die wir durch mühevolle Anstrengung erkämpften, ist nicht zuletzt selbst das Bewußtsein, daß die mannigfachen Gestaltungen der Erdoberfläche für unsere Bewegung Hindernisse enthalten, ein weit inhaltvollerer Genuß der Gegend, als der mühelos umfassende Blick des Vogels, der von Gipfel zu Gipfel schwebt, als wären die Abgründe eben auch nichts weiter? Trösten wir uns daher damit, daß in dem, was wir unmittelbar empfinden, und in dem, was unsere Phantasie, jedes charakteristische Dasein der Außenwelt nachfühlend, hinzufügt, uns eine bedeutungsvolle Summe der Lust gegeben ist, größer als sie irgend einer Gattung der Thiere zu Theil wurde.

Drittes Kapitel.

Die Sprache und das Denken.

Ausgleichung von Erregungen durch Bewegungen überhaupt. — Durch Veränderung der Respirationsbewegungen. — Die Stimme. — Der articulirte Laut und das Lautsystem. — Körperliche Begründung der Sprachfähigkeit. — Die Wortbedeutung. — Das Denken. — Die Redetheile. — Syntaktische Formen der Sprache. — Die nationale Logik der Sprache. — Abhängigkeit des Denkens vom Sprechen. — Werth der Namen. — Wortbildungen ohne Gegenstand. — Ordnung der Gedanken und Ordnung der Construction im Satze. — Das stille Sprechen. — Anschauung und discursives Denken. — Das Gespräch. —

Worin auch jene Erregungen bestehen mögen, in welche die Empfindungsnerven durch äußere Reize versetzt werden: jedenfalls bieten sie eine bestimmte Größe irgend einer physischen Massenbewegung dar, die nach dem Gesetze der Beharrung nicht von selbst zur Ruhe kommen kann, sondern entweder durch einen bestimmten Widerstand gebrochen oder durch Vertheilung an die Umgebungen zum Verschwinden gebracht werden muß. Ist es der Zweck der Sinnesorgane, eine Kenntniß der Außenwelt zu vermitteln, so ist es zur Unbefangenheit ihrer Auffassung nothwendig, daß die Erschütterung, welche der Eindruck des einen Augenblickes hervorgebracht hat, schnell weit genug gemildert werde, um dem Eindruck des nächsten Augenblickes nicht entgegenzuwirken, oder als verfälschendes Colorit sich ihm zuzumischen. So lange die physischen Reize, welche die Sinne erregen, nur unbedeutende Bewegungsgrößen sind, mag diese beständige Wiedervertilgung ihrer Wirkungen theils innerhalb des Sinnesorgans durch die ununterbrochen fortgehenden Vorgänge des Stoffwechsels, theils durch die Erzeugung der Empfindung selbst vollzogen werden. Denn als neu auftretender innerer Zustand der Seele, die als eine Substanz sich in mechanischem Zusammenhang der Wechselwirkung mit den Elementen des Körpers befindet, kann auch die Empfindung nicht blos bei Gelegenheit der Nervenerregung ent-

ſtehen, ſondern ein Theil der letztern muß zu ihrer Erzeugung verbraucht werden. Die gewöhnlich auf uns wirkenden Licht- und Schallreize halten dieſe Grenzen der Lebhaftigkeit inne, und für unſer Bewußtſein tritt keine beſondere corrigirende Thätigkeit merklich hervor, durch welche ihre Einflüſſe ausgeglichen werden müßten. Erreichen dagegen die äußern Eindrücke eine ſchmerzhaft auffallende Heftigkeit, ſo werden wir allerdings eine ebenſo wachſende Vorkehrung zu ihrer Wiederbeſeitigung erwarten müſſen. Da es nun die Aufgabe der Nervenfäden iſt, die an ihrem Endpunkte empfangenen Erregungen zum Gehirn fortzuleiten, ſo iſt nicht zu vermuthen, daß dieſe Vorkehrung in einem plötzlich auftretenden Leitungswiderſtande, oder in einer bedeutend geſteigerten Vertheilung der Erregung nach allen Seiten hin beſtehen werde. Beide Einrichtungen ſind der natürlichen Function des ſenſiblen Nerven zuwider, und wir können es als einen allgemeinen Charakter der Organiſation anſehen, daß ſie drohenden Störungen nicht mit neuen und ſonſt nicht vorkommenden Mitteln, ſondern immer nur mit denen entgegenwirkt, die im geſunden Zuſtande ſchon vorgebildet ſind. So lange daher die Gewalt des Reizes nicht unmittelbar den Nerven lähmt und dadurch allerdings die weiteren Folgen eines allzuheftigen Eindruckes abſchneidet, werden wir annehmen, daß die Erregung ſich bis zu den Centralorganen fortpflanzt und ſich erſt dadurch beſchwichtigt, daß ſie dort ein größeres Maß der Nachwirkungen hervorbringt, deren geringere Spuren ſchon die gewöhnlichen Größen der Reize bemerken laſſen.

Drei Wege ſtehen der Weiterverbreitung der Erregung im Gehirn offen; denn der ſenſible Nerv hat dort neben ſich theils andere ſenſible, theils vegetative, theils motoriſche Nerven. Die Uebertragung ſeiner Unruhe auf andere ſenſible Nerven, alſo die Erregung einer Mitempfindung in anderen als den wirklich gereizten Theilen, kann, wenn die Zwecke der Sinnlichkeit, irgendwie eine Kenntniß der Außenwelt zu vermitteln, nicht zu ſehr vereitelt werden ſollen, nur einen geringen Spielraum haben. In der That bringt die heftigſte Erregung des einen Sinnesorgans keine deutliche eines andern,

übermäßiger Lichtreiz keine Tonempfindung, starker Schall keine Geruchsempfindung hervor; nur das allgemeine Körpergefühl nimmt durch Veränderung seines Zustandes an der Erschütterung der Sinne Theil. Ein Uebergang der Erregung auf die vegetativen Fäden des sympathischen Systemes würde vortheilhafter sein, weil unter den vielgestaltigen Functionen dieser Nerven manche vorkommen, die ohne Nachtheil für das Leben eine augenblickliche Steigerung ihrer Größe vertragen, und in denen sich, so wie in manchen durch sie erzeugten Veränderungen des Stoffwechsels, die Unruhe des Organismus unschädlich verlieren kann. In den Erscheinungen des Fiebers verräth sich eine Uebertragung der Erregung nach dieser Richtung. Aber die Sinnesempfindungen sind im natürlichen Laufe des Lebens vor allem dazu bestimmt, als Veranlassungen zu Bewegungen zu dienen, durch welche die Seele die wahrgenommenen Gegenstände irgendwie zu Objecten ihrer Bearbeitung macht. Aus so vielen Gründen ist die enge Verknüpfung sensibler Nerven mit motorischen und die Anregbarkeit von Bewegungen unmittelbar durch die Erregung der ersten nothwendig, daß wir es nicht wunderbar finden können, wenn auch schmerzhafte Erschütterungen hauptsächlich auf diesem für die Zwecke des gesunden Lebens offengehaltenen Wege einer Mittheilung an motorische Nerven, also durch Erzeugung von Bewegungen, sich ausgleichen.

Jeden heftigen Sinnenschmerz sehen wir daher am lebendigen Körper, kräftige Reize selbst am geköpften Thiere Bewegungen hervorrufen, zunächst der unmittelbar betroffenen Theile, bei größerer Stärke des Eindruckes sich über den ganzen Körper verbreitend. Bald entsteht eine wechselnde Reihenfolge derselben, eine zitternde Unruhe des ganzen Leibes, bald, namentlich wo wir geduldig ausharren wollen, bewirken wir eine starre, dauernde, möglichst heftige Contraction einer einzelnen Muskelgruppe, um durch das Uebermaß hier verwendeter Thätigkeit der innern Erregung Abfluß zu verschaffen. So beißt der Gequälte die Zähne zusammen, oder ballt die Fäuste, oder strafft seinen Rücken und streckt das zwecklos steifgehaltene Bein von sich. Endlich entwindet die dauernde oder steigende

Erregung dieſe Bewegungen dem Willen und erſchöpft ſich in unaufhaltſamen Krampfanfällen. Und eben ſo, wie hier die von außen kommenden Sinneseindrücke, wirken von innen auf die Nerven die Erſchütterungen des Gemüths. Auch ſie können bei der mechaniſchen Wechſelwirkung von Leib und Seele nicht als Vorgänge angeſehen werden, die innerhalb der letzten allein ablaufend, beſondere Motive bedürften, um ſich leiblich zu geſtalten; ſondern ſie ſind von Anfang an ein gewiſſes Quantum wirkſamer Bewegung, deſſen Eindruck auf den Körper nur durch beſondere Mittel verhindert werden muß, nicht durch beſondere geſichert zu werden braucht.

Es iſt nicht nöthig, weitläuftiger die allgemeine körperliche Unruhe und die halb krampfhaften Geberden zu ſchildern, in welche der Körper unter dieſem Drucke der Gemüthsbewegungen ausbricht. Eine Gruppe von beſonderem Werth iſt jedoch aus dieſer Mannigfaltigkeit hervorzuheben. Wo die Erſchütterung des Gemüthes zugleich das Motiv zu einer beſtimmten Handlung enthält, da ſehen wir Geberden auftreten, welche dieſe Handlung entweder im Kleinen copiren, oder ihre Anfänge darſtellen. So die Geberden des Zornes, der ſeinen Gegenſtand vor ſich ſieht, oder ihn doch kennt. Wo dagegen das Gemüth rathlos nur in einem Strome von Leid oder Luſt hin- und herwogt, da macht ſich die innere Bewegung hauptſächlich Luft durch die mannigfaltigſten Abänderungen des Athmens, oder beſchränkt ſich vielmehr auf dieſen Ausdruck, der auch allen jenen anderen Geberden nie ganz fehlt. In der Freude, im Gram, bei jeder Ueberraſchung wird unſer Athmen ungleich, beſchleunigt und tief, oder eilig und oberflächlich, oder ſelten, unrhythmiſch und ſeufzend; zur Rührung geſellt ſich die zitternde Bewegung, in welche die ruhige gleichförmige Thätigkeit der Reſpirationsmuskeln ſich auflöſt und die dem Ausbruche in volles Schluchzen vorangeht; der Zorn und Ingrimm hält einen Augenblick die tief eingeſogene Luft zurück, um mit geſpannter Bruſt, ſo wie wir jede Laſt anzugreifen pflegen, dem Unangenehmen entgegenzugehen; die Wuth, die keinen Gegner findet, beginnt zu ſchnauben, indem ſie Athembewegungen, die ſonſt mit inſtinctmäßiger Läſſigkeit geſchehen,

jetzt willkührlich ausführt und übertreibt; im Lachen endlich bricht die Luft an der unschädlichen Narrheit des Widerspruches in convulsivischer Bewegung der Athemmuskeln aus. Alle diese gewaltsamen Bewegungen haben die sogleich hervorspringende Eigenthümlichkeit, daß gar nichts durch sie erzeugt und hervorgebracht wird; mit Luft arbeitend und nicht das geringste Product erzielend, ebenso wenig auf irgend ein angebbares Ziel gerichtet, sind sie die reinsten Ausdrücke der bloßen, sich selbst genießenden oder sich selbst schmerzenden Unruhe. Schon so würden sie dem Beobachter ein lebhaftes und ausdrucksvolles Bild des inneren Zustandes gewähren; aber die Natur hat mit dem System der Athmungsorgane die schwingenden Platten der Stimmbänder verknüpft, und gestattet nun jeder leisesten Eigenthümlichkeit dieser ziellosen Unruhe, in dem hörbaren Tone der Stimme sich abzubilden und der Außenwelt weithin vernehmbar zu werden. So tritt im Thierreich der Laut des Schmerzens und der Laut der Freude hervor, an bestimmter Hindeutung auf Gegenstände und Handlungen unendlich ärmer als die roheste Geberde, als Ausdruck der im Gemüthe selbst verborgenen Bewegung unvergleichlich viel reicher, als jedes andere Mittel, welches die lebendigen Geschlechter zu gegenseitiger Mittheilung hätten wählen können. Denn wie ein photographisches Bild der eigne Abdruck der Gestalt ist, so gibt die Stimme mit der Höhe, dem eigenthümlichen Timbre, dem Grade ihrer Stetigkeit, Anspannung und Stärke unmittelbar die hörbare Abbildung der unzähligen kleinen und fein verknüpften Eindrücke, mit welchen die Bewegung des Gemüthes auf die beweglichen Massen des Körpers fällt.

Wenn eine Ansicht, deren Wiedererneuerung wir wohl jetzt nicht mehr befürchten dürfen, die Sprache als eine Erfindung in dem Sinne betrachtete, als hätte das menschliche Geschlecht mit Ueberlegung unter mehreren Mitteln der Mittheilung dieses gewählt, so zeigen die vorigen Bemerkungen, wie im Gegentheil eine naturgemäß vorausbestimmte physiologische Nothwendigkeit die Seele zwingt, wenigstens den allgemeinen Charakter ihrer inneren Zustände durch Töne auszudrücken. Aber es ist noch weit von hier aus bis

zur menſchlichen Sprache, und neuere Meinungen, die in der Kürze eine organiſche Einheit und Verbundenheit der gedankenbildenden Phantaſie und der lautbildenden Stimme preiſen, laſſen eine große Menge von Mittelgliedern unberührt, deren einige zu erwähnen unerläßlich iſt.

Stimme hat die Natur vielen Thiergeſchlechtern gegeben; manche bilden ſie zum Geſang, keines zur Sprache aus. Es fragt ſich, woher dies rührt; ob den Thieren ein Inhalt fehlt, den ſie auszudrücken den Trieb hätten, oder ob ein phyſiſches Hinderniß ihrer Organiſation ſie davon abhält? Wie es ſich nun auch mit dem Inhalte des thieriſchen Bewußtſeins verhalten mag: ich kann die Meinung nicht theilen, welche die letztere Frage verneint, ſondern bin überzeugt, daß allerdings Mängel der Organiſation die Ausbildung der thieriſchen Stimme zur Sprache in jedem Falle verhindern würden, und daß anderſeits der Vorzug des Menſchen auf dem Grunde einer eigenthümlichen beſſeren Organiſation mit beruht. Die anatomiſche Unterſuchung der Stimmwerkzeuge, die einſt Rudolphi zu der Behauptung veranlaßte, der Sprachmangel des Affen ſei wenigſtens durch eine Unfähigkeit ſeiner Organe nicht bedingt, kann im Grunde nur erweiſen, daß alle Bedingungen zur Stimmbildung vorhanden ſind; ein Beweis, den die gewöhnlichſte Erfahrung überflüſſig macht. Sprache dagegen entwickelt ſich aus der Stimme erſt durch Articulation der Laute; dieſe aber finden wir im Thierreich entweder gar nicht, oder auf äußerſt unbedeutende Bruchſtücke beſchränkt.

Legen wir zuerſt die Vorſtellung des menſchlichen Lautſyſtems mit ſeinen Vocalen und Conſonanten zu Grunde, ſo iſt es merkwürdig, daß zwar einige Vögel im Stande ſind, unſere Worte nachzuahmen, daß aber nie bei einem Säugethier auch nur dieſe mechaniſche Fähigkeit beobachtet worden iſt. Und doch iſt die Bildung der Mundhöhle, der Zahnreihen, der Zunge, des Gaumens in dieſer Thierklaſſe der menſchlichen ungleich ähnlicher, als ſie bei den Vögeln angetroffen wird. Man kann ferner hinzufügen, daß verſchiedene einzelne Conſonanten und Vocale bei den Säugethieren, auf

verſchiedene Gattungen vertheilt, wirklich vorkommen, obgleich ſie nie in einer und derſelben Gattung zu einem zuſammengeſetzten Sprachlaut verbunden werden. Der Hund ſpricht ſehr deutlich ſein r und das rauhe ch, die Katze kennt ein f, Kuh und Schaf ein naſales n, und wir können kaum zweifeln, daß die meiſten der beſtimmten Mundſtellungen, auf denen unſere articulirten Laute beruhen, den Thieren mechaniſch möglich ſein würden, wenn es nur einen Antrieb für ihre Muskeln gäbe, ſie hervorzubringen, und einen Antrieb für ihre Phantaſie, ſie unter einander zu verknüpfen. Aber ſelbſt der Nachahmungstrieb der Affen bleibt ſtumm, der Hund, ſo aufmerkſam er ſonſt auf den Sinn unſerer Worte iſt, macht nicht den mindeſten Verſuch zur Sprache, nur Vögel wiederholen ihnen vorgeſagte Laute, aber von Natur bleiben auch ſie bei den unarticulirten Tönen und Melodien ihrer Gattung. Worin liegt nun dies Hinderniß? Ich glaube in zwei Gründen; in einer Unvollkommenheit des Gehöres und in dem Mangel einer organiſch vorgebildeten Uebereinſtimmung zwiſchen Tonvorſtellungen und den Muskelbewegungen, die zur Erzeugung der Töne erforderlich ſind.

Das Vorzüglichſte der thieriſchen Stimmbildung, der Geſang der Vögel, läßt im Allgemeinen einen vollkommenen Mangel harmoniſcher Tonverhältniſſe bemerken. Die Melodie ſchreitet auf das unregelmäßigſte fort; bald hält ſie einen Ton mit aller Reinheit und mit bezauberndem Metall der Stimme feſt; bald durchläuft ſie eine Reihe von Lauten, in deren jedem unbeſtimmt viele raſch abwechſelnde Tonhöhen ſich zu einer Art formloſen Geräuſches zuſammenſetzen, bald endlich geht ſie durch Vierteltöne oder durch ganz unharmoniſche Sprünge weiter. Es würde kein Grund zu der Vermuthung da ſein, daß dem Vogel die Aufeinanderfolge zweier reinen, zu einem Accord conſonirenden Töne unmöglich ſei, denn zufällig kommt auch ſie zuweilen vor; es fehlt vielmehr offenbar an einem ſinnlichen Intereſſe, dieſe Tonfolgen vor andern zu begünſtigen. Ich glaube deshalb, daß dem Ohre und der Phantaſie des Vogels die Empfänglichkeit für harmoniſche Intervalle fehlt, und daß ihm die Skala nur als ein Mehr oder Minder der Höhe erſcheint, während

ihm die qualitativen Beziehungen entgehen, durch welche für uns zwei Töne, die in der Skala weiter auseinanderliegen, gleichwohl näher miteinander verwandt sind, als zwei unmittelbar benachbarte. Dieser Mangel würde für die Verhinderung der Sprache nicht entscheidend sein, aber zu ihm gesellt sich ein anderer, den wir in allen Thierstimmen wiederfinden. Man kennt die Schwierigkeit, ihre Laute durch Schriftzeichen auszudrücken; obgleich wir in dem knurrenden Gebell oder Geheul des Hundes, wenn wir es in unendlich kleine Zeitaugenblicke zerlegt denken, fast jedes dieser Zeittheilchen durch einen bestimmten Vocal oder Consonanten ausgefüllt hören, so beharrt doch fast nie die Mundstellung des Thieres eine meßbare Zeit lang in derselben Lage, und jeder bestimmt charakterisirte Laut geht in dem Augenblick, in welchem er hervortreten will, wieder in einen andern über. So weit hin daher die Stimme des Hundes oder des Rindes schallt, sie spricht nie einen unzweideutigen Vocal aus, sondern erinnert momentan an den einen oder den andern. Ich kann auch hier nicht an eine Unfähigkeit der Muskulatur denken, welche das Festhalten des reinen Lautes verhinderte; vielmehr glaube ich, daß in der That für das Gehör des Thieres die Unterschiede der articulirten Sprachlaute, obgleich sie ihm gewiß nicht unbemerkbar sind, doch keineswegs den nachdrücklichen ästhetischen Werth haben, der die Sinnlichkeit bewegen könnte, auf sie Gewicht zu legen. Ich muß in dieser Beziehung eine allgemeinere Bemerkung über das Lautmaterial der Sprache einschalten, die sich an die früheren Betrachtungen über die Eigenthümlichkeit der menschlichen Sinnlichkeit anschließt.

Wollte man alle die Selbstlaute, die im Munde der Einzelnen und der Nationen vorkommen, zu bezeichnen versuchen, so würde man unzähliger Zeichen bedürfen; aber doch bemerkt das natürliche Gefühl sogleich, daß diese Menge verschiedener Klänge nicht von gleichem Werth ist. Vielmehr hebt sich aus ihnen eine sehr geringe Anzahl als reine Stammvocale heraus, die wir nicht blos deshalb auszeichnen, weil sie in unserer einmal festgesetzten Schrift als einfache Elemente anerkannt sind, sondern die offenbar an sich selbst

ausgezeichnete Fälle ſind und eine eigenthümliche Geltung beſitzen. Zwiſchen dieſe feſten Punkte, a, e, i, o, u, ſchalten wir alle andern Selbſtlaute als Abweichungen, Annäherungen, Trübungen und Miſchungen ein, ebenſo wie wir die unendliche Mannigfaltigkeit der Farben auf eine geringe Anzahl einfacher Grundfarben zurückführen. So bildet für unſer Ohr die Unzählbarkeit der vocalen Töne keineswegs eine unbeſtimmte, geſetzloſe Menge, die in jedem Augenblicke, entweder wenn wir uns Mühe gäben, unſere Mundſtellung ganz ungewöhnlich einzurichten, oder wenn wir uns dächten, daß unſere Stimmwerkzeuge anders geſtaltet wären, durch neue bis dahin unerhörte Vocale vermehrt werden könnte. Ihre Anzahl iſt vielmehr trotz ihrer unendlichen Menge eine geſchloſſene; denn feſte Punkte ſind vorhanden, zwiſchen die alle denkbare übrige Mannigfaltigkeit ſich immer muß einſchalten laſſen. So ſtehen unſerer Phantaſie die Vocale als ein Syſtem, als eine innerlich geſetzliche Reihe von objectivem Werth gegenüber, ſo daß unſere Stimme, indem ſie dieſelben ausſpricht, nicht willkührliche Producte erzeugt, ſondern ſich vielmehr der eignen Nothwendigkeit und Geſetzlichkeit einer Skala unterwirft, welche an ſich feſtzuſtehen ſcheint, auch wenn nie Jemand ihre Glieder durch Ausſprechen verwirklicht hätte. So wenig auch bisher die phyſikaliſchen Bedingungen klar ſind, unter denen die einzelnen Vocale entſtehen, ſo kann man doch mit Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß in jenen einfachen fünf die mehrfachen Zurückwerfungen, welche die Schallwellen der Stimme innerhalb der Mundhöhle erfahren, beſonders einfache, regelmäßige und ſymmetriſche Fortſchreitungen und Durchkreuzungen von Verdünnung und Verdichtung hervorbringen, ſo daß die Geſammtbewegung der Lufttheilchen, wenn man ſie ſichtbar machen könnte, für jeden dieſer Vocale eine Figur von leicht ausdrückbarer Formel bilden würde. Hierauf mag es beruhen, daß dieſe Laute allein als reine, echte, einfache und normale erſcheinen, und daß unſere Sinnlichkeit alle andern aus Zuſammenſetzungen oder Miſchungen derſelben ſich zu erklären ſucht. Dieſe Empfänglichkeit nun für eine ſolche objective Wahrheit der Laute iſt das, was ich dem menſchlichen Gehör im Gegenſatz zu dem

thierischen zuschreiben möchte; und je feiner diese Unterscheidungskraft ist, desto mehr wird auch die Sinnlichkeit durch ihr productives Werkzeug, die Stimme, diese Laute wieder zu erzeugen, überhaupt die wüste Summe alles Schallbaren in diese reinlich getrennten Elemente zu gliedern, zu articuliren streben.

Es würde schwieriger sein, dasselbe von den Consonanten nachzuweisen; aber ein Blick auf ihre Verwendung in den Sprachen zeigt doch, mit wie feinem Gefühl ihre Verwandtschaft unter einander empfunden wird, und ich meine, daß man selbst dann diese Verwandtschaft unmittelbar ihrem Klange abhören würde, wenn man auch über die Analogie ihrer Entstehungsweisen nicht im Klaren wäre. Gaumenbuchstaben werden ohne alle Theorie von jedem als eine zusammengehörige Gruppe in einander übergehender Laute von andern Gruppen unterschieden. Ich glaube nun nicht, daß es eine Sprachbildung zum Ausdruck von Gedanken geben könnte, wenn dies Alles nicht so wäre; wenn nicht das ganze Lautmaterial als ein objectiv gegliedertes Reich von Tönen vor uns stände, jedes einzelne Glied von den andern scharf geschieden, und gleichwohl durch natürliche Verwandtschaften auf viele bezogen, rein und spröde jedes an sich, und doch fähig, eine Menge annähernder Modificationen um sich zu gruppiren. Es ist aus diesem Gesichtspunkt begreiflich, daß die menschliche Sprache eine ziemliche Anzahl von Lauten, die wir allerdings erzeugen können, die aber zu unklar in ihren Verwandtschaftsverhältnissen zu andern sind, gar nicht als benutzbare Materialien aufgenommen hat; es ist ferner nicht unwahrscheinlich, daß in der That die ursprünglichste Sprachbildung sich mit den drei Vocalen a, i, u, als den schärfst unterschiedenen und allein vollkommen reinen, begnügt hat, während sie erst später e und o anerkannte, die ohne absichtliche Aufmerksamkeit nie rein ausgehalten werden, sondern in i und u verklingen. Ich meine damit nicht, daß nur jene drei von Anfang wirklich gesprochen worden sind; vielmehr mag schon früh das seltsame Phänomen des Sprachbewußtseins sich gezeigt haben, daß die Laute und Worte eigentlich anders heißen, als sie gesprochen werden; ein wunderlicher Streit zwischen der Vorstel-

lung von dem Klange, wie er von Rechtswegen sein müßte, und zwischen der Bequemlichkeit seiner Production. Naturgemäß scheint es mir indessen, daß in den ersten Uebungen diese arbeitende Phantasie ihre gesetzgebende oder gesetzanerkennende Willkühr am liebsten durch die herbsten und schärfsten Contrastirungen kundgibt; eine so verwaschene und mit Vorliebe innerhalb der kleinsten Unterschiede sich bewegende Lautirung, wie sie jetzt etwa der englischen Sprache eigenthümlich ist, kann nur einer Zeit angehören, die blos noch Breccien und Conglomerate früherer ursprünglicher Bildungen zusammensetzt.

Meine Absicht ging also zuerst darauf, zu zeigen, daß das Gehör des Menschen Lautunterschiede wahrnimmt, welche der Sinnlichkeit des Thieres zwar wohl nicht verloren gehen, aber nicht in der Bedeutung ihrer gegenseitigen Beziehungen empfunden werden. Schon daraus würde ein Mangel an Antrieb, diese Laute hervorzubringen, erklärlich; aber ich fügte oben die Vermuthung hinzu, daß noch außerdem eine Unvollkommenheit des Bewegungsmechanismus der Stimme die Schwierigkeit ihrer Erzeugung vermehre. Bei allen Bewegungen, die wir willkührlich ausführen, bleibt, wie wir früher (I, 309) gezeigt, der eigentliche Hergang ihrer Verwirklichung unserem Bewußtsein entzogen; nur das Bild der zu erzeugenden neuen Stellung und die Erinnerung an die eigenthümliche Veränderung des Gemeingefühls, die wir während ihrer Erzeugung erfahren, sind die beiden im Bewußtsein auftretenden Anknüpfungspunkte, an welche sich dann die Ausführung der Bewegung selbst durch einen unbewußten und unwillkührlich ablaufenden Mechanismus knüpft. In dem Falle der Sprache ist das Gehörbild des zu erzeugenden Lautes an die Stelle des Gesichtsbildes der zu bewirkenden Bewegung getreten. Zum wirklichen Aussprechen des Lautes ist es nun unerläßlich, daß mit jenem Gehörbilde, welches wir uns nicht blos als einen inneren Zustand der Seele, sondern zugleich als eine von diesem ausgehende leise Anregung des Gehörnerven vorstellen, eine organische Einrichtung den Trieb zu einer bestimmten Muskelbewegung verbunden habe; zu jener gruppirten Bewegung nämlich,

welche sämmtliche bei der Erzeugung eines Lautes betheiligte Werkzeuge in die ihnen nothwendigen gegenseitigen Stellungen rückt. Wo diese organische Vorkehrung fehlt, wird die Lautvorstellung zwar vorhanden sein können, aber ihre Ausprägung in Bewegungen der Stimmorgane wird nicht geschehen. Ich glaube nun, daß im Allgemeinen eine solche Anordnung der Nerven bei allen stimmfähigen Thieren vorkommt, und daß auf die Gegenwart eines solchen Centralorganes, welches den regelmäßigen Uebergang der Tonvorstellungen in Stimmbewegungen vermittelt, auch die weit nach hinten verlaufende Wurzel des Gehörnerven deutet, die den Wurzeln der bewegenden Nerven der Stimmwerkzeuge sich zu nähern scheint. Aber nur dem Menschen mag eine so feine Ausbildung dieses Organes zukommen, daß neben der Unterscheidbarkeit der mannigfaltigsten Tonvorstellungen, sowohl ihrer Höhe, als ihrer Consonanz und ihrem Laute nach, auch eine fein organisirte Folgsamkeit der Bewegungsnerven zur Wiederhervorbringung aller dieser Eigenthümlichkeiten besteht. Das würde das sein, was man ein körperliches Sprachorgan nennen könnte; denn weiter freilich als dahin, der Seele und ihrer zum Ausdruck strebenden Regsamkeit dieses lenksame Mittel des Ausdruckes anzubieten, und durch den früher erwähnten physiologischen Trieb sie zur Benutzung desselben zu veranlassen, kann sich der Beitrag nicht erstrecken, welchen der Leib zur Bildung der Sprache liefert.

Wenn man die Entwicklung des Sprechens bei dem Taubstummen mit der Anlehrung der Papageien vergleicht, sieht man ein und dasselbe Ergebniß von zwei verschiedenen Anfangspunkten aus erreicht. Dem ersten fehlt die Tonvorstellung, aber seine Stimmwerkzeuge sind denen des sprechenden Lehrers analog gebildet; seine menschliche Aufmerksamkeit kann daher unter sorgfältiger und mühsamer Anleitung dahin gebracht werden, sich nicht nur eine Vorstellung von der bestimmten Bewegung dieser Werkzeuge zu bilden, die einem gesehenen Buchstaben entspricht, sondern diese Bewegung auch auszuführen und den verlangten Ton zu erzeugen. Das Bewegungsgefühl, welches der Taube während des Aussprechens nun empfängt,

bildet für seine Erinnerung in Zukunft den Ausgangspunkt, den sein Bewußtsein beim Wiedersehen des Buchstabens zuerst erzeugt, und an den sich dann mit mechanischer Leichtigkeit die erneuerte Ausführung der Bewegung selbst anschließt. Doch wird freilich aus der Modulation dieses Sprechens niemals ganz die Härte verschwinden, die von dem Mangel einer Wahrnehmung des erzeugten Ergebnisses herrührt. Der lernende Vogel dagegen hat die Tonvorstellung; seine Organe aber sind äußerlich denen des menschlichen Lehrmeisters so unähnlich, daß am wenigsten seine thierische Combinationsgabe errathen wird, wie dieser den Ton erzeugt, und wie er selbst nun seine abweichend gebauten Stimmwerkzeuge dirigiren müsse, um den gleichen Laut hervorzubringen. Offenbar kann hier dies nur gelingen, wenn in der Organisation des Vogels Gründe liegen, um deren willen die Tonvorstellung, sofern sie zugleich physische Erregung der Nervenmassen wird, unmittelbar wirksam auf die Stimmnerven übergeht, und für den Vogel das gleich ausführt, was er selbst gar nicht anzustellen wüßte. Für das menschliche Kind ist nur diese zweite Weise der Spracherlernung naturgemäß; es sieht uns nicht die Worte vom Munde ab, sondern lernt sie, indem ihre Tonvorstellung seine Stimmwerkzeuge leitet. Zweierlei ist dabei auffällig: das außerordentliche Interesse, mit dem das Kind sich diesem Spiel seiner Bewegungsorgane vorzugsweis hingibt, und dabei doch die Mühe, die es ihm kostet, sich vollständig zum Herrn derselben zu machen. Zu einer Zeit, wo die Bewegung der übrigen Glieder noch weit hinter der Fertigkeit zurücksteht, welche gleichalterige Thiere darin besitzen, erwacht mit dem Mienenspiel vorzüglich dies Bestreben, sich durch die wunderlichsten Kräuselungen der Lippen, Mundstellungen und Zungenbewegungen zu unterhalten, während im Allgemeinen die Gelenkigkeit des Gaumens und der hinteren Theile der Mundhöhle später hinzuzukommen pflegt. Man kann bei der Beobachtung dieser Erscheinungen sich auf eine völlig anschauliche Weise von dem Arbeiten eines physiologischen Naturtriebes überzeugen, der offenbar hier die inneren Zustände des Gemeingefühls gerade zu dieser Form des Ausdruckes drängt. Die Schwierigkeit nun, die dennoch

besteht, diese Bewegungen sich völlig dienstbar zu machen, entkräftet die Ueberzeugung von einer organischen Begründung derselben nicht. So wenig die Augen, die unzweifelhaft durch ihre ganze Structur zur regelmäßigen Vereinigung der Lichtstrahlen bestimmt sind, unmittelbar nach der Geburt schon diesen Dienst verrichten, vielmehr kaum im Stande sein mögen, einen unbestimmten Lichtschimmer wahrzunehmen: so ist wahrscheinlich auch das Feingefühl des Gehöres für die Unterschiede der Töne und Laute nicht von Anfang an in aller Vollkommenheit vorhanden, sondern bildet sich nach und nach aus einer unbestimmten Empfänglichkeit für Geräusch heraus. In dem Maße, als seine Empfindlichkeit zunimmt, tritt dann auch die instinctive Wirksamkeit seiner Erregungen auf die Stimmwerkzeuge deutlicher hervor.

Ich schließe diese Bemerkungen über den Antheil des Leibes an der Bildung der Sprache mit einem kurzen Blick auf ein Gebiet ab, welches in seinen Einzelheiten hier zu durchforschen mir der allgemeinere Zweck dieser Betrachtungen nicht gestattet. Daß überhaupt der körperlichen Organisation ein Antheil an der Begründung der Sprache zufällt, werden die nicht unnatürlich finden, die sich erinnern, daß es sich hier nicht sowohl um eine That der geistigen Kraft an sich selbst, sondern um die Einführung dieser That in physische Erscheinung handelt. In dieser ist der Geist nicht heimisch, und seiner Würde geschieht kein Abbruch, wenn ihm die Wahl seines Ausdruckes mittels des Klanges, und die Möglichkeit der Benutzung dieses Mittels überhaupt durch die von ihm unabhängigen Triebe seines Körpers an die Hand gegeben wird. In der weiteren Ausbildung der Sprache klingt nun dieser physiologische Einfluß noch in einigen Erscheinungen nach. Nicht blos die Wahl der Laute überhaupt, welche die Sprache eines bestimmten Volkes benutzt, mag von seinen Eigenthümlichkeiten im Bau seiner Sprachwerkzeuge herrühren, die zum Theil von klimatischen Verhältnissen nicht unabhängig sein mögen, — wie wir denn eine sehr weit verbreitete Vorliebe der Gebirgsvölker für die rauhen Gaumenlaute, und eine Neigung zu dentalen Consonanten bei Inselbewohnern finden; —

ſondern auch die Umlautungen der Vocale und Conſonanten in der Flexion und Zuſammenſetzung der Worte erregen die Vermuthung eines ſie wenigſtens zum Theil mitbedingenden organiſchen Grundes. Aber es wird ſehr ſchwer ſein, die beſtimmtere Natur deſſelben anzugeben. Schon die Frage iſt zweifelhaft, ob der Antrieb zu dieſen Lautverſchiebungen ein akuſtiſcher oder ein phonetiſcher iſt, ich meine, ob ſie ausgeführt werden, um dem Ohre ein an ſich wohlklingendes und namentlich mit der Accentuation zuſammenſtimmendes Gleichgewicht der Vertheilung und Aufeinanderfolge ſchwererer und leichterer Laute darzubieten, ſo daß das fertige Wort vor dem Gehöre als eine in ſich richtig gezeichnete und gegliederte Geſtalt ſchwebt; oder ob vielmehr die Bequemlichkeit der Stimmwerkzeuge, die nicht gleich zwanglos aus jeder Lage in jede andere gleiten und nicht jede Bewegung öfter hinter einander wiederholen können, dazu anleitet, vor Allem das Lautgebilde mundrecht zu machen. In der bulgären Ausſprache richtig gekannter Worte wirkt dieſer letzte Grund; wenn dagegen die meiſten Sprachen die entlehnten Worte einer andern, beſonders die Eigennamen, zu ihrem eignen Gebrauch umformen, ſo liegt darin nicht immer die phonetiſche Bequemlichkeit, ſondern häufig auch das Bedürfniß, den fremdartigen Lautbau des Entlehnten in den heimiſchen Styl, als die normale und allein richtige Tonart, umzubilden. Selbſt ein dritter Grund, grammatiſcher Art, mag oft hinzutreten. Eine Lautfolge z. B., die in einem zuſammengeſetzten Worte nicht vertragen, ſondern durch Umlaut eines Stammvocales vermieden wird, kommt dicht daneben in der Flexion eines einfachen Wortes vor und erweckt hier nicht das mindeſte Streben nach Aenderung. Weder das Gehörbild derſelben mißfällt alſo an ſich, noch iſt ihre Ausſprache ſchwierig, aber ſie mißfällt im Vergleich mit dem ſyntaktiſchen Werthe des einen Wortes und gefällt an dem andern.

Dieſe letzte Bemerkung führt uns nun erſt zum eigentlichen Anfange der menſchlichen Sprache. Denn aus allem Früheren würde nichts weiter abzuleiten ſein, als der Trieb zu einem muſikaliſchen Spiel der Stimme, das auf die Benutzung der Tonhöhe ver-

richtete, und dafür die Verschiedenheiten der Laute in Anwendung brächte. Die Sprache entsteht erst mit der Bedeutung, die an diese Laute geknüpft wird, und mit der eigenthümlichen Form der denkenden Auffassung, in welche diese Bedeutung gebracht wird; einer Form, die entweder gleichfalls durch Laute ausgedrückt oder unausgedrückt bleibend, das inhaltvolle Klanggebilde zu dem syntaktisch verbindbaren Worte macht. Bedenken wir von diesen verschiedenen Elementen zunächst die inhaltliche Bedeutung, so wissen wir, daß sie gegenwärtig nur durch Ueberlieferung fortgepflanzt wird, und daß unsere sinnliche Phantasie durchaus unfähig ist, aus dem Klange der in der gebildeten Sprache vorhandenen Worte eine Bedeutung herauszufühlen, die demselben mit innerer Nothwendigkeit entsprechen müßte. Man glaubt, daß dies anders gewesen sei bei der ersten Entstehung der Sprache; damals habe wenigstens von den einfachen Sinneswahrnehmungen, die man zuerst mitzutheilen strebte, jede einen eigenthümlich ihr zukommenden Laut gefordert, und es sei möglich, in den Wurzelworten der Sprache die Bedeutung wiederzuerkennen, die jedem Vocal und jedem Consonanten und jeder einfachen Gruppirung derselben durch die noch unbefangene und naturfrische Phantasie des Menschen beigelegt worden sei. Vielleicht ist es eben die Schuld unserer gegenwärtigen Befangenheit, daß wir dies nicht mehr nachempfinden können, und daß uns, wenn wir aufrichtig sein wollen, die meisten Wurzeln ganz zufällig zu ihrer Bedeutung gekommen zu sein scheinen; jedenfalls ist nichts unsicherer, als der Versuch, noch jetzt die innere Nothwendigkeit dieser Verknüpfung nachweisen zu wollen. Ein Doppeltes müßte man übrigens dabei berücksichtigen. Der physiologische Antrieb, den wir kennen lernten, würde an sich nur zu dem Ausdruck der besondern Form und Größe der Gemüthsbewegung drängen, die ein äußerer Eindruck in uns veranlaßt hätte, aber er würde die Natur der Ursache unbeachtet lassen, von der dieser Eindruck kam. Nach der verschiedenen, theils individuellen und beständigen, theils im Augenblick vorhandenen Empfänglichkeit des Gemüthes würde die Erregung durch denselben Reiz sehr verschieden ausfallen und hier dieser dort jener Laut mit

gleicher physiologischer Nothwendigkeit sich als Name an dieselbe Sache knüpfen. Ziemlich gleichartige Bezeichnungen dürften wir nur für solche Gegenstände oder Ereignisse erwarten, deren Einwirkung heftig genug ist, um bei jeder Gemüthslage gleiche Erregungen zu erzwingen. Allein wir geben zu, daß noch ein anderer Antrieb der Phantasie vorhanden ist, darauf gerichtet, von der Art des eignen Leidens absehend, die objective Eigenthümlichkeit des eindruckmachenden Reizes nachahmend abzubilden. Müssen wir doch überhaupt auf diesen Hang zum großen Theil die Entwicklung der Sprache zurückführen, die gewiß schon in ihren ersten Anfängen nicht nur eine Sammlung leidenschaftlicher Ausrufe war, sondern mit echt menschlicher Antheilnahme auch die ruhigen Zustände des Gemüthes und die gleichmüthigen Ergebnisse des Vorstellungslaufes mitzutheilen strebte. Der Erfolg dieses nachahmenden Triebes würde jedoch nur dann gleichförmig und allgemeingiltig sein, wenn unsere Sinnlichkeit in den einzelnen Lauten, mit denen sie malen soll, eine entschiedene Aehnlichkeit mit wahrnehmbaren Eigenschaften der Dinge und mit den Formen der Ereignisse fände. Eine ganz zweifellose unmittelbar verständliche Symbolik würde dann Jeden anweisen, mit einer bestimmten Vorstellung nur einen bestimmten Laut, mit dem Laut nur diese Vorstellung zu verknüpfen. Aber dies ist offenbar nicht der Fall, und kann schon um deswillen nicht der Fall sein, weil die meisten Wahrnehmungsgegenstände uns eine Menge von Merkmalen darbieten, und doch keine Regel es bestimmt, in welcher Reihenfolge unsere Aufmerksamkeit dieselben verbinden, oder welche einzelnen sie hervorheben und zum Grunde der Namengebung wählen soll. Eine unmittelbare Verständlichkeit besitzen daher am Ende nur diejenigen Worte, die einen wirklichen Naturlaut nachahmen; ein wenig ausgedehnter und verhältnißmäßig unwichtiger Theil des Sprachschatzes.

Lassen wir daher den ersten Ursprung der einfachsten Worte dahingestellt; unsere Forschung würde noch ein reiches Feld vor sich sehen, wenn sie sich auf den Nachweis beschränkte, auf welchen Wegen die Phantasie der Völker aus den wenigen Bezeichnungen des sinnlich Wahrnehmbaren, die ohne Zweifel den anfänglichsten Be-

ſtand ihres Wortvorrathes bildeten, allmählig Ausdrücke für die unendliche Mannigfaltigkeit alles überſinnlichen Inhaltes und ſeiner feinen vielverſchlungenen Beziehungen gewann. Man wird finden, wenn man ſich dieſer Beſchäftigung hingibt, daß in den Verſuchen, neue Gegenſtände oder neue Erzeugniſſe des Nachdenkens durch ſinnige Vergleichung mit bereits Bekanntem oder Benanntem ausdrückbar zu machen, nicht nur überhaupt eine äußerſt lebendige Thätigkeit der beziehenden Einbildungskraft zu Tage tritt, ſondern auch eine ſolche, die zur Charakteriſtik der geiſtigen Eigenthümlichkeit einer Nation und ihrer Manier der Auffaſſung weſentlich iſt. Jene Analogien, Gleichniſſe und Bilder, die in unſerer entwickelten Sprache nur noch die Poeſie anwendet, um die wirkungslos gewordenen Ausdrücke des gemeinen Lebens durch Benennungen zu erſetzen, deren noch nicht verbrauchter Sinn uns den Werth des bezeichneten Inhaltes wieder friſch zu lebendigem Eindruck bringt: alle dieſe Mittel gehören der Jugend der Sprache natürlich an, und die blumenreiche Rede mancher durch Reflexion nicht verbildeten Völker ſtimmt in dieſer Beziehung mit der allgemeinen Ausdrucksweiſe der früheſten Sprachperioden vielfach überein. Manches Wort, das jetzt kurz und mit abgeſchliffenem Gepräge einen Gegenſtand zwar bezeichnet, aber gar nichts über ſeine Natur auszuſagen ſcheint, enthält in ſeiner urſprünglichen vollen Geſtalt, welche die etymologiſche Forſchung zuweilen nachzuweiſen vermag, einen bedeutungsvollen Verſuch zur Theorie, zur Erklärung des Bezeichneten. Gewiß läßt ſich nun der ſonderbare Mißbrauch nicht rechtfertigen, aus der Bedeutung des Namens über die Natur der Sachen entſcheiden zu wollen und die Meinungen, welche die ſprachbildende Phantaſie der Urzeit in dieſen Namen niedergelegt hat, für die Richtſchnur zu halten, auf die unſere eigene Erkenntniß des Benannten zu achten hätte. Aber ein großes und auch der Sache ſelbſt nicht fremdes Intereſſe hat es doch, zu beobachten, welcher einzelne charakteriſtiſche Zug eines Gegenſtandes jene Phantaſie am lebhafteſten durch ſeine Neuheit oder ſeinen Werth anzog und ſie bewog, mit Rückſicht auf ihn den Namen des Beobachteten zu beſtimmen. Wir würden häufig finden, wie fein-

fühlend die vergleichende Wahrnehmung dieser Zeiten gewesen ist, von denen kein historischer Rückblick mehr ein anschauliches Bild gewinnen kann; wie empfänglich schon sie gar oft die allgemeinsten und nicht immer auf der Oberfläche der Erfahrung liegenden Aehnlichkeiten und Verwandtschaften der Erscheinungen aufgefaßt hat, und wie selbst verschiedene Sprachstämme durch die ähnlichen Vergleichungen, welche ihre Benennungen derselben Gegenstände enthalten, nicht selten auch im Einzelnen einen überraschend ähnlichen Gang der allgemeinen menschlichen Phantasie verrathen. Aber diese reizvollen Untersuchungen, die nur durch die Fülle des Details überzeugen und belehren könnten, liegen außerhalb des engeren Weges, der uns hier vorgezeichnet ist. Wir können die Sprache erst auf der Stufe ihrer Ausbildung wieder ins Auge fassen, auf welcher die ursprüngliche Bedeutung dieser malerisch zusammengesetzten Wortgestaltungen längst vergessen ist. Die meisten der Sylben, die Anfangs durch Erinnerung an anschauliche Erscheinungen die Eigenthümlichkeit eines Vorstellungsinhaltes gleichnißweis ausdrückten, sind in Flexionslaute, in Endungen und Anlaute übergegangen und dienen nun dazu, zwar scharf, aber in farblos abstracter Weise die formelle Fassung zu bezeichnen, welche der Gedanke dem Inhalte des Hauptbestandtheils der früheren Zusammensetzung zu geben wünscht.

Indem wir uns nun zu dieser Beziehung der Sprache zu dem Denken wenden, berühren wir damit Fragen, die an sich weniger dunkel und kaum zweideutig, nur durch die nachwirkende Einseitigkeit früherer Behandlungsweisen zu manchen lebhaften Streitigkeiten Veranlassung gegeben haben. Welche bestimmtere Bedeutung wir auch dem Namen des Denkens beilegen mögen: jedenfalls ist die Sprache nicht das Denken selbst, sondern sein Ausdruck, und anderseits nicht sein Ausdruck allein, sondern zugleich der Ausdruck jeder andern Bewegung des Gemüthes, der Leidenschaft sowohl als des ruhigen Gefühles. Man kann nun leicht voraussehen, daß die Rede theils manches von dem verschweigt, was der Gedanke zu seiner Vollständigkeit mitdenken muß; wie schon im gewöhnlichen Gespräch mancherlei Verbindungsglieder dem Errathen des Zuhörers

überlassen bleiben, so können sehr wohl auch die typischen Satzformen einer Sprache ein unvollständiger, aber für alle Zwecke hinreichender Ausdruck der Gedankengliederung sein. Man verlangt daher Unnöthiges, wenn man fordert, daß die sprachliche Organisation der Rede vollkommen dem logischen Organismus des Gedankens entspreche. Anderntheils hat das Sprechen nicht nur den Zweck einer knappen Mittheilung des Gedachten; um das Gemüth des Andern zu bewegen, um zu überreden, um durch malerische Deutlichkeit die eigene Empfindung auszudrücken und in dem Zuhörer sie wieder zu erzeugen, um seine eigene Ueberzeugung oder Ungewißheit anzudeuten, die zweifelnde Frage von der Behauptung zu unterscheiden, die unmittelbare Aufforderung von dem bescheideneren Wunsche, das entrüstete Abwehren einer Vorstellung von ihrer bloßen Verneinung: aus allen diesen Absichten muß der Sprechende den eigentlichen Inhaltsbestand seines Gedankens mit vielfältigen Formen umkleiden können, die zu dem logischen Umriß seines Satzes kein wesentliches Glied hinzufügen, wohl aber allen Gliedern desselben ein eigenthümliches nur psychologisch bedeutsames Colorit geben. Allerdings würde sich die Summe dieser Nebenbestimmungen, wenn man sich die Mühe geben wollte, ebenfalls in einzelne Sätze von logisch knapper Form auflösen und in dieser Gestalt dem Hauptinhalte zufügen lassen; aber die Sprache hat gewiß nicht die natürliche Aufgabe, das auf eine wirkungslose und weitschweifige Art zu sagen, was sie kurz und eindringlich sagen kann. Anderseits lassen sich ebenso leicht jene andern Nebenbestimmungen hinzufügen, die zur Vollständigkeit des Gedankens gehören, und von ihr verschwiegen werden; und diese Bemühung ist verdienstlicher. Denn sehr oft hat sich die Logik, obgleich sie überall nur zu fragen hatte, was bei irgend einem Satze gedacht wird, einerlei, wie viel davon zum Ausdruck kommt, durch die Unvollständigkeit dieses Ausdruckes zu unnöthigen und weitläuftigen Bedenklichkeiten verleiten lassen.

Aber eins müssen wir doch festhalten: so sehr auch die Sprache die feinsten Regungen des Gemüthes mit in sich aufzunehmen bestimmt ist, so gehören zu ihrem Gebiete doch nur diejenigen Kund-

gebungen des Gemüthes, die sich irgendwie zu ihrem Ausdrucke der Formen des Denkens bedienen. So wenig die Modulation der Stimme und die begleitende Geberde, so wenig gehört der bloße Laut des Ausrufes, auch wenn seine Bedeutung unzweifelhaft ist, bereits zur Sprache; zu der Articulation des Schalles und zu der Bedeutung muß noch eine eigenthümliche Form der denkenden Auffassung hinzukommen, die den Laut erst zum Worte macht und ihm seinen syntaktischen Werth gibt. Um diese Verhältnisse zu überblicken, müssen wir auf die eigenthümliche Natur des Denkens und auf die sehr nahe Beziehung desselben zur Sprache eingehen, die uns veranlaßte, diese beiden charakteristischen Elemente der menschlichen Bildung in einer gemeinsamen Betrachtung zu vereinigen.

Ich habe früher (I, 252 ff.) einen Unterschied zu erläutern versucht, welchen wir zwischen dem Denken, das allein diesen auszeichnenden Namen verdient, und zwischen jenem Verlaufe der Vorstellungen festhalten müssen, der durch die allgemeinen Gesetze des psychischen Mechanismus in allen beseelten Geschöpfen auf gleiche Weise, obgleich mit sehr verschiedenen Graden der Lebhaftigkeit, hervorgebracht wird. In dem letzteren verhält sich unser Bewußtsein vorzugsweis empfangend und leidend; es empfängt die mannigfachen Eindrücke, mit denen die Umgebung uns bestürmt, so zusammenhängend oder unzusammenhängend, so geordnet oder ordnungslos, wie der Zufall des Weltlaufes sie bringt; es leidet ferner, daß die Erinnerung nach den allgemeinen Regeln der Verknüpfung und Wiederbringung der Vorstellungen ihm die einzelnen Eindrücke in derselben bald sinnreichen bald sinnlosen Zusammenstellung erneuert, in welcher die erste Wahrnehmung sie einst zu einander gesellt hatte. Es mochte geschehen, daß eine lange Fortsetzung dieses Vorstellungslaufes allmählig von selbst diese Zufälligkeit der Verknüpfung beseitigte; denn der Lauf der Dinge läßt wohl zuweilen unter einander zusammenhanglose Einzelheiten zugleich auftreten, aber er verbindet sie nicht immer. Wenn wir daher eine längere Strecke unserer Erfahrung überblicken, so sehen wir die zahlreicheren Verknüpfungen dessen, was zusammengehört, das Uebergewicht über die seltener sich

wiederholenden Combinationen der Erscheinungen gewinnen, die nur der Zufall zusammenführte. Allmählig entstehen so von den einzelnen Gegenständen feste Bilder und scheiden sich als beisammenbleibende Gruppen von Merkmalen von der Veränderlichkeit der übrigen Wahrnehmungen; es entstehen von der Verkettung der Ereignisse sichere Erinnerungen und leiten die instinctive Erwartung an, von vorhandenen Umständen diejenigen Folgen vorauszusehen, die in der That mit natürlicher Consequenz aus ihnen hervorgehen. Aber wie zureichend auch auf diese Weise der so verbesserte Vorstellungslauf die Seele eines Thieres befähigen mag, sich im Kreise seiner Erfahrungen zurecht zu finden und für die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu sorgen, so fehlt in ihm doch gänzlich eine geistige Arbeit, die wir in dem menschlichen Denken hervortreten sahen. Nicht nur empfänglich und leidend nehmen wir anfänglich die theils richtigen theils unrichtigen Verknüpfungen der Eindrücke, wie sie die Wahrnehmung bietet, später die verbesserte Auswahl derselben auf, welche die sich selbst corrigirende Bewegung des psychischen Mechanismus bestehen ließ. Sondern selbstthätig eingreifend vernichtet unser Denken die zufälligen Associationen der Vorstellungen und läßt die zusammengehörigen nicht einfach fortbestehen, sondern erzeugt sie von neuem wieder, aber in Formen, in denen es zugleich die Rechtsgründe ihrer Verknüpfung mit ausdrückt. Auch das Bewußtsein des Thieres hat in dem Inhalt seines Vorstellens Recht, wenn es mit dem Bilde der Last, die man ihm auflegen will, das Vorgefühl des schmerzhaften Druckes verknüpft; das menschliche Urtheil, die Last drücke, fügt nichts zu diesem Inhalt hinzu, aber indem es die Last zu dem Subject macht, aus dem der Druck hervorgehe, rechtfertigt es die Verbindung beider Vorstellungen aus der Natur ihres Inhaltes, aus dem Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, und erklärt die blos thatsächliche Verknüpfung beider in unserem Bewußtsein durch ein objectiv geltendes Gesetz, das ihnen zusammenzusein befiehlt. Es ist unnöthig, Beispiele dieser Art zu häufen; sorgt der Mechanismus des Vorstellens nicht nur für die Herbeischaffung des Inhaltes unserer Gedanken, sondern auch bis

zu gewiſſem Grade für die Sichtung des Zuſammengehörigen von dem zufällig Verknüpften, ſo übt doch das Denken allein an dieſem Inhalt jene beſtändige Kritik, durch welche die Vorausſetzungen, die wir über den nothwendigen Zuſammenhang aller Dinge und Ereigniſſe hegen, in die Wahrnehmung derſelben hineingearbeitet und das blos anſchauliche Gemälde, welches Sinnlichkeit und pſychiſcher Mechanismus entwerfen, durch die Erkenntniß der innerlichen Bande belebt wird, die ſeine einzelnen Punkte zuſammenhalten.

Dieſe eigenthümliche Thätigkeit des Denkens findet nun in der Organiſation der Sprache ihre Erſcheinung und wird umgekehrt auch in ihren Unternehmungen durch dieſe unterſtützt. Faſſen wir zunächſt den erſten Theil dieſes Verhältniſſes in's Auge, ſo iſt es nicht nöthig, daß jede einzelne Operation des Denkens ihren beſondern Ausdruck beſitze; wohl aber muß die Sprache die einfachen Gedankenelemente, durch deren Verwendung und Verbindung alle feineren und höheren Aufgaben des Denkens erfüllt werden, in ſolchen Formen von einander ſondern, welche dieſe Verwendung und Benutzung möglich machen. Die gewöhnliche Behandlung der Logik beginnt, wie mir ſcheint, nicht ſchicklich damit, ſogleich die einfachſte Verbindungsform aufſuchen zu wollen, in welcher das Denken mannigfache Elemente des Vorſtellens vereinigt. Es gibt eine noch einfachere und früherkommende Aufgabe, deren Löſung ihm unerläßlich iſt: es hat ſchon jedem einfachen Element, um es überhaupt verbindbar mit andern zu machen, eine beſtimmte Form zu geben, durch welche es zuerſt aus einem bloßen Eindruck, dem Rohproduct der pſychiſchen Erregung, in ein organiſch verwendbares Gedankenatom umgeſtaltet wird. Die Verbindungen, welche das Denken zwiſchen dem mannigfaltigen Inhalt anzuſtiften ſtrebt, unterſcheiden ſich eben, durch das Hervorheben der innern architektoniſchen Gliederung, von jenem bloßen Beieinanderſein, zu deſſen Bewirkung der pſychiſche Mechanismus hinreicht. Ein Haufen von Steinen, wenn es gleichgiltig iſt, wie ſie liegen, iſt immer herſtellbar, welches auch die Geſtalt der Steine ſein mag; ein Bauwerk, in welchem ſtrebende Kräfte nach beſtimmten Richtungen tragend und ſtützend vortreten

ſollen, wird man nicht aus lauter kugelförmigen Beſtandtheilen zuſammenſetzen können, ſondern vor jedem beſtimmten Plane und Aufriſſe müſſen die Bauſteine in ſolche Formen behauen werden, daß ſie ſich wechſelſeitig ſichern und ineinandergreifende Flächen der Anhaftung und Auflagerung gewähren. Auf gleiche Weiſe kann das Denken nicht unmittelbar die Empfindungen, die Gefühle, die Stimmungen, die ihm vorſchwebenden einfachen oder zuſammengeſetzten Bilder als Material ſeiner Gebäude benutzen; es muß jedes dieſer Elemente, die zunächſt nur Zuſtände unſers Erregtſeins ſind, in eine Form faſſen, die ihm in der ſpäteren Verknüpfung die Art ſeiner Verwendung und die beſtimmte Weiſe ſeiner Verknüpfung mit andern zutheilt. Die Sprache läßt dieſe erſte Arbeit des Denkens in dem Unterſchiede ihrer Redetheile hervortreten. Indem ſie einen Inhalt ſubſtantiviſch faßt, erkennt ſie ihn als ein Selbſtändiges, auf ſich Beruhendes an, das fähig iſt, zum Ausgangspunkt eines andern, zum Zielpunkt eines dritten Inhaltes zu dienen; abgeſchloſſen in ſich ſelbſt und ein ſich genügendes Ganze iſt das Subſtantiv die naturgemäße Form, in welcher die urſprüngliche Sprachbildung den Begriff des Dinges nachahmt, und welche ſie daher anfänglich auch nur zur Bezeichnung deſſen verwendet, was wirklich als ſelbſtändiger Gegenſtand ſich dem Blicke der ſinnlichen Wahrnehmung darbietet. Prägt ſie andern Inhalt in adjectiviſcher Faſſung aus, ſo bezeichnet ſie ihn damit als das Unſelbſtändige, als das, was Daſein, beſtimmte Größe, Form und Begrenzung nur von einem anderen ſubſtantiviſchen Inhalt erwartet, an den beſtändig ſich anzulehnen es gezwungen iſt; und die ſinnlichen Eigenſchaften der Dinge, ſo wie ſie an dieſen ruhend erſcheinen, ſind das Erſte, was in dieſer Form der Adjectivität feſtgehalten wird. Zu dieſen Elementen fügt die Sprache das dritte unerläßliche, das Zeitwort, hinzu, um den flüſſigen Uebergang zu bezeichnen, mit welchem das Geſchehen jene ruhigen Bilder untereinander verknüpft; auch dieſe Form zuerſt für die Wiedergabe ſinnlicher Veränderungen beſtimmt, aber bald zur Bezeichnung auch jeder ruhenden Beziehung zwiſchen den Dingen verwendet, indem die innere Bewegung unſers vergleichenden Wiſſens, durch welche allein

wir alle Beziehungen faſſen, zur eignen gegenſeitigen Bewegung des Bezogenen umgedeutet wird.

Es reicht hin, dieſe drei Formen hervorgehoben zu haben, welche der Rede unentbehrlich ſind; überlaſſen wir der Sprachwiſſenſchaft nicht nur die Frage, welche von ihnen ſie vielleicht als urſprünglicher und den andern vorangehend faſſen zu müſſen glaubt, ſondern auch die Entſtehungsgeſchichte anderer Formen, welche, wie Präpoſitionen und Conjunctionen, durch Einführung verwickelterer Verhältnißbegriffe die menſchliche Rede zum vollkommen biegſamen Ausdrucksmittel der Gedanken entwickeln. Begnügen wir uns mit der klaren Einſicht, daß jene drei Formen das geringſte Maß von Organiſirung und Eintheilung der Vorſtellungsinhalte bieten, mit dem das Denken den Beginn ſeiner Operationen verſuchen kann. Ohne ſie würde unſer Vorſtellungslauf nur eine ſtille, unſer Sprechen nur eine hörbare Muſik ſein; Vorſtellungen und Töne könnten zwar noch immer auf einander hindeuten und ihre Verwandtſchaften und Gegenſätze dem Gefühle bemerkbar verrathen, aber alle jene auseinanderhaltende und ſcharfe Gliederung wäre verſchwunden, die eine für die Erkenntniß angebbare Form des inneren Zuſammenhanges begründete. Wie inhaltvoll auch eine muſikaliſche Melodie ſein mag, ihre Natur iſt doch eine ganz andere als die ihres Textes; kein Ton in ihr iſt ein ſubſtantiviſches Etwas, auf einen andern wartend, der ſich ihm als adjectiviſches Merkmal anheftete; keiner iſt vorzugsweis vor den übrigen der Ausdruck eines Geſchehens, das ausginge von einem andern als ſeinem lebendigen Subject und einen dritten als ſein leidendes Object ergriffe. Nie treten zwei Töne in eine jener mannigfaltigen articulirten Beziehungen zu einander, welche die Sprache durch die Caſus ihrer Hauptwörter, durch die activen und paſſiven Flexionen ihrer Verba bezeichnet; der Genitiv, der zu dem Beſitze den Beſitzer, der Accuſativ, der zu dem Handelnden ſein Erzeugniß fügt, ſind unausdrückbar für alle Mittel der muſikaliſchen Harmonie. Das iſt es nun, was wir oben als die eigenthümliche Auffaſſung bezeichneten, durch welche der bedeutungsvolle Laut erſt wahrhaftig zum Worte der Sprache wird; denn in

der That wird er es durch seine Bedeutung noch nicht, vielmehr bilden die Interjectionen, die am reinsten eine unmittelbare psychische Erregung ausdrücken, einen unorganisirt gebliebenen Rest von Sprachmaterial. Zum Worte wird der Laut erst durch jene logischen Nebengedanken, die sich in der Ausprägung der Redetheile verrathen; denn durch sie erst bieten die verschiedenen Inhalte einander charakteristische Verbindungsflächen und Gelenke dar und werden im Sinne des Denkens syntaktisch verbindbar.

Ich besorge gegen diese Auffassung nicht den Einwurf, daß manche Sprache den Unterschied der Redetheile nicht durch besondere, jedem einzelnen entsprechende Lautbildungen hervorhebt. Es kommt nicht durchaus darauf an, daß die Form unsers Gedankens in der Gestalt des Lautes widerscheint, sondern nur darauf, daß sie als eine innerliche That des Denkens diesen begleitet. Mag eine Sprache immerhin durch kein äußeres Kennzeichen ihre Substantiva bezeichnen, so wird ihr an sich syntaktisch formloses Wort dennoch durch die Seele des Sprechenden, der es mit jenem Nebengedanken der Selbständigkeit ausspricht, zum Substantivum gemacht. Nicht so ist ja überhaupt das Denken von der Sprache abhängig, als müßten nothwendig Zusammenstellungen von Klängen das Mittel sein, in welchem es seine formelle Auffassung des Vorstellungsinhaltes ausprägt. Hätte die Natur anstatt der Rede dem menschlichen Geiste eine andere Weise des Ausdruckes gleich dringend angeboten, so würde er dieselben Unterschiede, die uns in der einmal ausgebildeten Sprache in Gestalt der Redetheile begegnen, in wesentlich gleichbedeutenden Formen auch in diesem andern Stoffe auszudrücken versucht haben; hätte ihm endlich gar keine Möglichkeit des Ausdruckes zu Gebote gestanden, so würde er nichts destoweniger fortgefahren haben, sie innerlich zu hegen, obgleich in diesem Falle mannigfach gehemmt durch den Wegfall der Unterstützung, welche das Denken von seinem äußeren Ausdruck zurückempfängt. Die grammatische Form der Sprache kann daher allerdings hinter der logischen Gliederung zurückbleiben; aber wo sie es thut, bleibt sie in der That zurück, und jede von anfänglicher Roheit wie von trümmer-

hafter Verwitterung gleichweit entfernte Sprache wird immer dafür sorgen, die logischen Unterschiede ihres Wortvorrathes auch in ihrer äußern hörbaren Lautgestalt anzudeuten. In weit größerem Maße geht dagegen die sprachbildende Phantasie über die Bedürfnisse des Denkens hinaus und bringt eine große Menge grammatischer Formen und syntaktischer Regeln hervor, welche die steigende Entwicklung der Reflexion allmählig als entbehrlich fallen läßt. So haben Hauptwort und Zeitwort der älteren Sprachen nach und nach den Reichthum ihrer Flexionen eingebüßt, und der Gedanke hat gelernt, durch atomistische Zusammensetzung mehrerer Hilfsworte die feinen Nüancen des Ausdruckes zu ersetzen, welche sie anboten; noch besteht dagegen, in verschiedenen Sprachen in verschiedener Ausdehnung, die Geschlechtsverschiedenheit der Substantiven und Adjectiven, und die Pflicht der letzten, sich nach den ersten zu richten; ein Luxus der Sprache, der zwar sinnreich ist, aber doch nur einen entbehrlichen, ästhetischen Zusatz zu der logisch nothwendigen Gliederung der Gedanken bildet.

Entbehrlich freilich nur, sobald wir die Sprache ausschließlich für einen Abdruck der allgemeinsten Denkmittel halten wollen, durch deren willkührliche Anwendung die Erkenntniß der Dinge erst vollzogen werden soll. Aber unstreitig wollte sie von Anfang an mehr sein; einen großen Theil der Arbeit, die so geleistet werden müßte, bot sie schon fertig dem Bewußtsein an. Jeder Gegenstand der äußern Wahrnehmung, jedes Ereigniß, jede räumliche Figur, die unsere Einbildungskraft entwirft, jedes Verhältniß zwischen Mehrerem erlaubt unserer nachdenkenden Aufmerksamkeit, ihm von verschiedenen Seiten her beizukommen. Von fast jedem Inhalte läßt sich daher mehr als ein Begriff bilden, je nachdem unsere Nachconstruction von diesem oder jenem Bestandtheil oder Beziehungspunkte beginnt, und in dieser oder einer andern Reihenfolge die übrigen hinzufügt. Die Namen der Gegenstände sind in einer langbestandenen Sprache von der Erinnerung an ihre ursprüngliche Bedeutung hinlänglich befreit, die Constructionsweisen zur Bezeichnung der Verhältnisse hinlänglich locker geworden, um in diesem Geschäfte

der individuellen Willkühr der Einbildungskraft freieren Spielraum zu lassen; frühere Geschlechter mußten sich mehr hierin gebunden fühlen. Die noch lebhaft gefühlte Herkunft ihrer Worte und die ceremonieller geregelte Verknüpfungsweise derselben umgaben sie wie mit einer Atmosphäre allgemeinen, nationalen Denkens, in welchem über die Auffassungsweise von tausend Gegenständen und Verhältnissen von Gegenständen mustergiltig schon entschieden und in dessen Geiste fortzudenken die natürliche Obliegenheit des Einzelnen war. Dies ist das etwas zweideutige Geschenk einer schon gebildeten Sprache, die für uns dichtet und denkt; überlegen wir jedoch den unermeßlichen Vortheil, den jeder Einzelne von dieser unendlich reichen, ihm fertig dargebotenen Gedankenwelt empfängt, die er durch seine eigenen Kräfte sich auszubilden vollkommen unfähig sein würde, so verschwindet der geringe Nachtheil, den sie ihm zugleich durch Gewöhnung an gewisse einseitige Manieren der Auffassung anthut. Jedes Bestreben jedenfalls, mit unbefangener individueller Freiheit seine eignen Gedanken zu ordnen, kann überhaupt nur auftauchen, wenn es an diesem nationalen Schatze überlieferter Sprachweisheit seinen Ausgangspunkt hat und aus ihm die Kräfte seines Fortschrittes zieht. Im Verlaufe der Zeiten ändert sich ohnehin dies Verhältniß der Sprache zum Denken. Je mehr sich der Mensch von einfachen Lebensbedingungen, in denen die poetische und gemüthliche Seite geselliger Beziehungen im Guten und Schlechten überwog, zu der Theilung der Arbeiten wendet, vielfach reflectirend und untersuchend auf die Natur der Dinge eingeht, mehr von Geschäften zu sprechen beginnt, als von Gefühlen, je mehr sich mit einem Wort die technische Prosa des Lebens entwickelt, um so mehr streift die Sprache jene lebendigen Vorurtheile über die Dinge ab, die sie ursprünglich enthielt. Ihre Worte werden mit Verwischung ihrer Etymologie zu bloßen Bezeichnungen durch Laute; die Lust am Klange und den harmonischen Abwechselungen desselben erlischt; alte geheiligte Constructionsweisen gehen vor dem praktischen Bedürfniß eines knappen und strengen Ausdruckes für neue Beziehungen zu Grunde. So sehen wir zuletzt einzelne Gebiete, wie das der Mathematik, fast zur

Wortlosigkeit fortschreiten und durch eine bloße Reihenfolge von Lautzeichen, deren schriftlich sichtbare Verknüpfung sich oft nur durch Pausen und Accente in der Rede wiedergeben läßt, die Weitläuftigkeit des Sprechens vermeiden; so überhaupt geht in dem Fortschritt männlicher Entwicklung manche äußere Schönheit der Form zu Grunde, und nicht die Nationen pflegen auf dieser Bahn voranzuschreiten, die fortfahren, mit umständlichem Aufgebot sonoren Wohllautes in langer Rede nur wenig Stoff auszudrücken. Aber die Uebersicht über die geschichtliche Entwicklung der Völker wird auch diese Verhältnisse, die hier anzudeuten genügt, ausführlicher zu berücksichtigen Veranlassung haben. Eine allgemeinere Betrachtung dagegen, der wir uns hier zu widmen haben, schließt sich an diese Bemerkung über die Rückwirkung der Sprache auf die Entwickelung der Ideen an.

Wie man das Sprechen ein lautes Denken genannt hat, so hat auch der entgegengesetzte Satz nicht gefehlt, Denken sei inneres Sprechen. Keine der hierhergehörigen Fragen ist weniger übereinstimmend beantwortet worden, als eben diese. Die eine Meinung sieht durchaus in der Sprachfähigkeit den entscheidenden Vorzug der menschlichen Natur, der sie allein zur Entwickelung eines wahrhaften Denkens aus dem blos mechanischen Vorstellungslauf in Stand setze; die andere, obgleich sie die Vortheile des Sprechens zugesteht, hält nicht nur das Denken für unabhängig von ihm, sondern scheint zuweilen zweifelhaft, ob nicht die Nachtheile noch mehr zu bedauern sind, welche die Gewohnheit, den Sinn aller Gedanken innerlich an Worte zu knüpfen, mit sich führt.

Man macht in dieser Beziehung darauf aufmerksam, ein wie sonderbarer Aberglaube sich unvermerkt in uns entwickelt: wie oft glauben wir nicht, einen Gegenstand, dessen Eigenschaften wir von allen Seiten geprüft, und von dem wir uns ein vollständiges Bild entworfen haben, doch noch nicht vollständig zu kennen, ehe wir seinen sprachlichen Namen wissen. Der Klang des Namens scheint plötzlich diese Dunkelheit zu zerstreuen, obgleich er dem Inhalte nichts hinzufügt und auch keineswegs immer durch Andeutung eines be-

ſtimmten Platzes aufklärt, welchen der Gegenſtand in einer Reihe, oder in dem Umfang irgend eines höheren Begriffes einzunehmen habe. Es iſt die Wonne der botaniſirenden Jugend, die lateiniſchen Namen der Blumen am Wege zu erfahren, und ſie geht getröſtet weiter, aber nur, um ſich ſogleich über einen Berg zu ärgern, der wunderbarer Weiſe keinen Namen hat, und alſo eigentlich gar nicht recht da iſt. Was vermißt ſie nun in dem einen Falle und was gewann ſie im andern? Ich kann dieſe Wunderlichkeit nicht für ſo unbedeutend halten, als ſie ſcheint; ich ſehe vielmehr in ihr ein Gegenbild oder eine Fortſetzung der echt menſchlichen Auffaſſungsweiſe, die ich in der Betrachtung der Sinnlichkeit hervorhob. Wir begnügen uns einmal nicht damit, daß ein Gegenſtand nur Object unſerer Wahrnehmung ſei; er exiſtirt nur mit Recht, wenn er Theil eines gegliederten Syſtems der Dinge iſt, das ganz unabhängig von unſerem Gewahrwerden etwas für ſich bedeutet. Sind wir nun nicht im Stande, die Stelle wirklich zu beſtimmen, die ein Erzeugniß der Natur in dem Ganzen derſelben einnimmt, ſo beruhigt uns allerdings der Name; er iſt doch wenigſtens ein Zeugniß dafür, daß die Aufmerkſamkeit vieler Andern bereits auf dem Gegenſtande geruht hat, den jetzt auch unſere Blicke treffen; er verſichert uns, daß die allgemeine Intelligenz wenigſtens ſchon dabei geweſen iſt, auch dieſem Gegenſtande ſeinen ganz beſtimmten Ort in dem Zuſammenhange eines größeren Ganzen anzuweiſen. Lehrt uns nun der Klang des Namens freilich nichts Neues und Specielles über ihn, ſo wird doch die menſchliche Sehnſucht nach objectiver Bedeutſamkeit der Dinge durch ihn befriedigt, denn er legitimirt das uns Unbekannte als etwas, das dem allgemeinen Denken der Menſchheit nicht unbekannt, ſondern von ihm längſt an ſeinen Ort geſtellt iſt. Eben deshalb iſt ein Name, den wir willkührlich geben, kein Name; es reicht nicht aus, daß ein Ding von uns irgendwie genannt werde, es muß auch wirklich ſo heißen; der Name muß ein Zeugniß ſeines Aufgenommenſeins in die Welt des allgemein Erkannten und Anerkannten ſein und ſo der individuellen Willkühr als eine eigne feſte Beſtimmung des Dinges unverletzlich gegenüberſtehen. Wie wenig

beachten das diejenigen, welche durch die kleinen Zufälligkeiten ihres subjectiven Gedankenganges, durch die Capricen ihrer Phantasie, die gern neue launenhafte Wege sucht, sich dazu verleiten lassen, alte Gedanken in ungewohnte Worte zu verkleiden, die übliche Terminologie der Wissenschaften umzustürzen und das seltsame Kunststück auszuführen, alle Dinge anders zu nennen, als sie heißen. Nur dem ersten Entdecker eines Gegenstandes oder dem ersten Erfinder einer wissenschaftlich wirksamen Abstraction kann die Stiftung des Namens freistehen, durch den er nun dem Gebiete des Wissens diesen neueroberten Punkt hinzufügt.

Von größerem Gewichte ist die andere Klage, daß im langen Gebrauche der Sprache sich allmählig eine große Menge von Ausdrucksweisen anhäuft, die vermöge der syntaktischen Gelenkigkeit der Rede sich sehr bequem mit einander verbinden lassen, ohne daß der Gedanke diesen Verbindungen nachkommen kann. Mit Worten läßt sich viel bereiten, und so wie ja das offenbar Unsinnige sich grammatisch und syntaktisch vollkommen richtig und elegant muß ausdrücken lassen, schon damit man darnach fragen und eine verneinende Antwort hervorlocken kann: so wird noch mehr das Halbwahre, Unklare und Schiefe durch die Leichtigkeit, eine grammatisch gesetzliche Form anzunehmen, mit dem Anschein allseitiger Richtigkeit täuschen. Man kann am deutlichsten diese Vorgänge bei den Combinationen der mathematischen Zeichensprache verfolgen. Manche specielle Zusammenstellung aufeinanderwirkender Zeichen, die ursprünglich nur für einen beschränkten Fall zum Ausdruck einer hier begreiflichen Relation erfunden war, kann man dann einer Reihe von Veränderungen oder von Anwendungen unterwerfen, die augenblicklich keinen angebbaren Sinn mehr haben, häufig auch trotz allem Fortrechnen mit ihnen keinen erhalten, zuweilen aber doch zur Entdeckung neuer wahrhafter Relationen führen, deren Bedeutung man hinterher zu verstehen anfängt. Die Gelenkigkeit der Sprache führt zu so günstigen Ergebnissen wohl sehr selten, und meistens läßt sie wirklich nur Auffassungsformen in uns entstehen, die sich von der Wahrheit mehr und mehr entfernen. Von diesem sehr reichhaltigen

Gebiet des Irrthums müssen wir uns mit einem einzigen Beispiel, das freilich an sich schon sehr weit reicht, begnügen. Die Form des Substantivs steht ursprünglich nur den Dingen, die des Adjectivs den Eigenschaften, die des Verbum den Ereignissen zu. Aber die Sprache hatte allerdings das Bedürfniß, nicht immer in ihren Urtheilen von dem Dinge zu beginnen, und an dieses als Subject die Eigenschaften und das Geschehen zu knüpfen; sie wollte auch die Eigenschaften an sich und die Ereignisse an sich zum Gegenstand ihrer Reflexion machen. Deshalb trennte sie dieselben von ihrer Beziehung auf die Dinge und gab ihnen selbst substantivische Form, sei es, daß sie eine eigene Endung anhängte, um diesen neuen Charakter anzudeuten, sei es, daß sie durch Vorsetzung eines ihr zu Gebot stehenden Artikels den Infinitiv des Zeitwortes oder das Neutrum des Adjectivs als ein zusammengehöriges abgeschlossenes auf eignen Füßen stehendes Ganze bezeichnete. Wenn man die noch jetzt fortgehenden Streitigkeiten der Wissenschaften überblickt, die hauptsächlich mit Begriffen arbeiten und sich vor Irrthümern nicht durch die beständige Controle irgend einer Art maßgebender Anschauung schützen können, so wird man zugeben müssen, daß nichts verhängnißvoller ist, als dieses eine Beispiel von der Biegsamkeit der Sprache. Fast überall sehen wir die Neigung, die neue syntaktische Würde der Worte in eine neue metaphysische Würde ihres Inhaltes umzudeuten. So haben wir fast verlernt, von schönen Gegenständen zu sprechen, d. h. wir vergessen, daß das, was wir schön nennen, ursprünglich nur eine adjectivische Bestimmung ist, die nur Existenz an ihrem Träger hat; wir sprechen jetzt von „dem" Schönen oder im glücklicheren Falle doch wenigstens von der Schönheit, und unsere Aesthetik ist ganz überzeugt, das was nur eigenschaftlich vorhanden sein kann, nur dann richtig fassen zu können, wenn sie es zuvor unnatürlich als ein überall sich selbst gleiches Substantivisches gefaßt hat. Sollen wir an die vielen ähnlichen Beispiele erinnern? an das Unendliche, an das Böse? an den Kummer, den uns in ethischen Untersuchungen die Gewohnheit bereitet, nicht von dem freiwollenden Geiste, sondern von der Freiheit zu sprechen, als wäre sie für

ſich eine wirkſame Macht, deren Thätigkeit und Erfolge man beurtheilen könnte, ohne der Natur des Geiſtes zu gedenken, dem ſie zugehört? In allen dieſen Fällen ſchafft uns die Sprache eine Mythologie, deren wir uns allerdings im Gebrauche der Rede nie ganz entſchlagen können, ohne aus Genauigkeit pedantiſch zu werden, aber deren Einfluß auf die Formung unſerer Gedanken wir doch ſorgfältig verhüten müſſen. Die Logik thut nicht überall das Ihrige zu dieſem Zweck, ſondern macht zuweilen in ihren Anweiſungen dieſer falſchen Neigung des Sprachgebrauches ſchädliche Zugeſtändniſſe. Um irgend einen Inhalt zu definiren, verlangt ſie ſeine Unterordnung unter einen höheren Allgemeinbegriff, der natürlich überall ſubſtantiviſch gefaßt wird, und dann die Hinzufügung eines beſonderen Kennzeichens. Auf dieſe Weiſe verliert jeder zu definirende adjectiviſche oder verbale Inhalt ſeine natürliche Form und Stellung, die er beibehalten würde, wenn man den unbehilflichen und doch richtigeren Definitionsverſuchen des gemeinen Lebens folgte. Es mag noch ziemlich gleichgiltig ſein, ob man ſagt, Krankheit ſei die Abweichung des Lebens von ſeiner geſetzlichen Norm, oder ob man vorzieht zu ſagen: krank ſei ein lebendiger Körper dann, wenn er von dieſer Norm abweicht; aber formell richtiger und der Sache angemeſſener iſt die letztere Definition, in welcher das, was nur Zuſtand oder Eigenſchaft eines Andern ſein kann, auch nur als Adjectivum auftritt und deutlich das Subject neben ſich hat, an welchem allein es exiſtirt. Behaupten wir: Elaſticität ſei die Eigenſchaft der Körper, durch welche ſie ihre Geſtalt wiederherſtellen, ſo iſt der Ausdruck: elaſtiſch ſei ein Körper dann, wenn er dies thut, unbedenklich vorzuziehen; denn die erſte Form enthält ſchon deutlich den Keim zu einer metaphyſiſch falſchen Vorſtellung, die ſich immer aus ſolchem Sprachgebrauch entwickelt, nämlich zu der, eine Eigenſchaft, die nichts iſt, als die Bezeichnung eines Erfolges, für die bewirkende Urſache oder das hervorbringende Mittel dieſes Erfolges anzuſehen. Mathematik und Phyſik, in welche allein ſich faſt alles geflüchtet hat, was von wahrer und fruchtbarer Logik noch vorhanden iſt, haben dieſe hypothetiſche Form der Definitionen überall aufgenommen, wo die Natur der Sache ſie verlangt.

Trotz diesen Verführungen, die unserem Denken durch die Biegsamkeit der Sprache drohen, wird doch Niemand so leicht ihre Unterstützung verschmähen wollen, und alles, was wir hier tadelten, ist ja ohnehin eine Gefahr nur für den wissenschaftlich erkennenden Gedankengang. Aber die Sprache ist nicht allein zu seinem Dienste da; und alle jene Verselbständigungen abhängiger Vorstellungsinhalte sind für unsere poetisch lebendige und gemüthvolle Auffassung der Welt und ihrer Ereignisse ebenso unentbehrlich, als verführerisch für jenen. Dasselbe wird man über eine andere Unbequemlichkeit der Sprache urtheilen, die nur selten gefühlt wird, obgleich sie, wenn man sie ausdrücklich ins Auge faßt, groß genug erscheint. Auch die natürlichste und ungebildetste Redeweise kann, da überhaupt die Sprache die Bestandtheile des Gedankens nur nach einander aufführt, nicht vermeiden, daß zuweilen eine Reihenfolge der Worte eintritt, die der Verbindung der von ihnen bezeichneten Vorstellungen nicht entspricht; der gebildete Styl aber, mit seiner Neigung, Vieles durch einander zu flechten, was der unbehilflichere Ausdruck einzeln aneinander reiht, verkehrt häufig auf das auffälligste die Ordnung, welche der Gesammtsinn seiner Rede eigentlich zu verlangen scheint. Ohne Zweifel wird eine ungeschickte Benutzung dieser Freiheiten als schwerfällige Dunkelheit empfunden; wieviel aber doch unsere auffassende und nachconstruirende Phantasie in dieser Beziehung vertragen kann, zeigen am deutlichsten die Wortverschränkungen der lateinischen Poesie. Wo sie durchaus zusammengehörige und einzeln unverständliche Glieder der Rede trennen, finden wir doch häufig leicht eine Weise des Vortrages und der Accentuation aus, die uns das Gefühl ihres Zusammenhanges auch in dieser Stellung sichert; in manchen Fällen, wo uns dies nicht gelingt, hindert uns freilich nur die Ehrfurcht vor dem Alterthum, von einem Mißbrauch zu sprechen. Im Allgemeinen aber scheint es mir Unrecht, die beste Anordnung der Worte in der größten Genauigkeit der logischen Abfolge zu suchen. Die Rede hat vielmehr auch den Zweck, die Wahrnehmung zu ersetzen. So wie nun in dieser sehr häufig der unbedeutende umfassende Hintergrund oder irgend eine auffällige

Einzelheit ſich zuerſt zeigt, das wichtigere Ereigniß ſpäter, die offenbare Wirkung vor der verborgenen Urſache, das Leiden des Einen eher als die beſchädigende That des Andern: ebenſo wird die Rede am deutlichſten ſein, welche die einzelnen Beziehungspunkte in einer für die nacherzeugende Phantaſie anſchaulichen Reihenfolge auftreten läßt, gleichviel ob dieſe zugleich die logiſch richtige Rangordnung der innerlichen Beziehungen iſt. Denn wie in der Wahrnehmung ſelbſt unſer Urtheil über dieſen innern Zuſammenhang wenig durch die zufällige Reihenfolge geſtört wird, in der ſich ihr Inhalt uns darbot, eben ſo erzeugt unſer Denken zu dem vorher fertig gegebenen anſchaulichen Bilde eines Ereigniſſes ſehr leicht die inneren Beziehungen hinzu, durch die es begreiflich wird; aber die Phantaſie findet im Gegentheil große Schwierigkeiten, wenn ſie der Reihe nach gewiſſe Beziehungen auf Befehl der vorangehenden Worte vorſtellen ſoll, noch ehe ſie die anſchaulichen Zielpunkte kennt, auf welche dieſe vorgeſtreckten Arme des Gedankens fallen werden.

Aber dies alles hängt überhaupt mit einem wichtigeren Bedenken gegen den Nutzen der Sprache zuſammen. Nicht nur in der Mittheilung dehnt ſie die auszuſprechende Meinung, den kurzen Sinn zu langer Rede aus, ſondern auch in dem ſtillen Sprechen des Denkens übt ſie einen verzögernden Einfluß auf die Entwickelung der Gedanken. Die Thatſache iſt unbeſtreitbar und ſie hat ſelbſt ihre wunderliche phyſiologiſche Seite. Wenn man in der Erinnerung ein Muſikſtück mit Aufmerkſamkeit ſich wiederholen will, wird man ſich an ein gewiſſes Tempo gebunden finden; man kann eine Tonreihe nicht ſchneller hintereinander ablaufend vorſtellen, als man im Stande ſein würde, ſie wohl oder übel zu ſingen. Immer begleitet man unwillkührlich die Gehörbilder der Töne mit leiſen intendirten Bewegungen der Stimmorgane, und man kann jene nicht raſcher auf einander folgen laſſen, als dieſe unter einander wechſeln können. Sobald man ſich vornimmt, ſich in der Erinnerung nur als Hörender zu verhalten, ſo mag zwar dem muſikaliſch Gebildeten eine größere Schnelligkeit ſeines Erinnerns gelingen, aber in demſelben Maße ſinkt die Deutlichkeit deſſelben, und über ein gewiſſes

Maß der Geſchwindigkeit hinaus iſt Niemand im Stande, eine Folge von Tönen noch von unbeſtimmtem Geräuſch zu unterſcheiden. Ganz daſſelbe begegnet, aber in verſtärktem Maße, uns bei den Worten; die vielen kleinen Schwierigkeiten, welche die Abwechſelungen ſelbſtlautender und mitlautender Töne den Stimmorganen bereiten, verlangſamen auch in der bloßen Vorſtellung der Rede die Aufeinanderfolge der Wortbilder noch mehr. So lange wir daher zu jedem Gedankenelement ſein Wortzeichen mit hinzudenken und die Verbindung der einzelnen uns als einen innerlich geſprochenen oder gehörten Satz vorſtellen, ſo lange kann unſer Denken ein gewiſſes Maß zeitlicher Geſchwindigkeit nicht überſchreiten; denn wie geſchwind es auch für ſich ſelbſt ſein und dem ſprachlichen Ausdruck voraneilen möchte: es muß doch auf ihn warten, und wird daher, zuweilen mit einer fühlbaren Ungeduld, ſo lange bei einem Element verweilen, bis ſeine hörbare Ausprägung vollendet iſt. Die Gelenkigkeit der Muskelbewegung ſelbſt, oder vielleicht die Beweglichkeit der Antriebe zu ihr, iſt nicht in allen Körpern gleich groß. Es iſt zwar kein ausnahmsloſes Geſetz, aber eine ſehr häufig beſtätigte Wahrnehmung, daß der Hang und die Fähigkeit zu einer gewiſſen Geſchwindigkeit des Sprechens im umgekehrten Verhältniß zur Körperlänge ſteht. Sehr kleine Menſchen, gerade wie auch ihr Schritt wegen der Kürze ihrer Beine ſchneller iſt und ihr Herz meiſt häufigere Schläge macht, haben auch eine natürliche Neigung zum Schnellſprechen; ſei es, daß ſie nebenbei auch Schwätzer ſind, oder viel ſchweigen, und nur dann das Ihrige ſehr raſch herſagen. Hochgewachſene Leute wird man im Sprechen meiſt langſam und phlegmatiſch finden; das Tempo ihrer Rede ſteht in Uebereinſtimmung mit den langſameren Pendelſchwingungen ihres Schrittes und ihres Herzſchlages; im Uebrigen rinnt der Strom ihrer Rede bald beſtändig, bald lieben ſie es, ſich über die meiſten Gegenſtände auszuſchweigen. Dies wird nicht ohne Einfluß auf den Gedankenlauf ſein, doch möchte ich freilich nicht beſtimmen, wie weit. Man kann vermuthen, daß der kleine Wuchs, ſo häufig mit ſanguiniſcher Lebhaftigkeit verbunden und in der Uebertreibung dieſer Combination eine der bekannteſten komiſchen Charakterfiguren,

zu größerem Reichthum der Phantaſie, zu ſchneller Auffindung mannigfacher Geſichtspunkte, zu ſchlagfertigem Witz und in jedem Sinne zu allerlei Uebereilungen neigen werde, während die lange phlegmatiſche Geſtalt, in carikirter Uebertreibung gleichfalls eine beliebte komiſche Figur, die umſtändliche Gründlichkeit und das Zuſpätkommen in jeder Beziehung vorauszuſagen ſcheint.

Doch laſſen wir dieſe kleinen Unterſchiede; es kommt wenig darauf an, daß der eine etwas ſchneller, der andere etwas langſamer ſeine Gedanken innerlich herſagt, wenn in beiden Fällen das Herſagen überhaupt ihren Lauf um ſo ſehr vieles verlangſamt. Denn daß dies wirklich geſchieht, lehren uns viele Erfahrungen. Ein Augenblick genügt uns, um aus dem Angeſicht deſſen, der mit uns ſpricht, aus dem Klang ſeiner Stimme eine Menge Vorſtellungen herauszuleſen, deren jede ſich, noch ehe das nächſte Wort ertönt, das unſere Befürchtungen widerlegen würde, mit einer ganzen Reihe von Erinnerungen, Erwartungen und Gefühlen verknüpft hat. Man kann nicht ſagen, daß dieſer äußerſt wechſelnde Zuſtand, in welchen uns die Rede des Andern verſetzen kann, nur in einem einzigen veränderlichen Geſammtgefühle beſtehe; um überhaupt die Wirkung zu thun, die wir von ihnen empfinden, müſſen ſeine Worte nicht blos als Klänge gehört, ſondern als Worte verſtanden, ihr Sinn endlich in dem Werthe gefühlt werden, den er für unſere Lage hat, für die eines Dritten gar nicht haben würde: dies alles würde nicht möglich ſein, wenn nicht wirklich viele Gedankenreihen ſich im Bewußtſein kreuzten. In andern Fällen, die häufig im praktiſchen Leben vorkommen, reicht es allerdings hin, daß durch Uebung mit einer gewiſſen Anfangsvorſtellung ein ſchließlicher Bewegungstrieb verbunden iſt, ſo daß im Fall einer Erneuerung jener Vorſtellung dieſe Bewegung wieder erfolgt, ohne daß die ganze Summe der vermittelnden Zwiſchenglieder wieder zum Bewußtſein zu kommen brauchte. So geſchieht es beim Schreiben, ſo beim Klavierſpielen; aber der Wagenlenker und der Steuermann ſchon kommen damit nicht aus; ſie müſſen dem geſehenen Hinderniſſe auf eine zwar im Allgemeinen durch Uebung vorbeſtimmte, aber doch der Lage des Augenblickes

anzupassende Weise ausweichen. Ebenso kommt zwar auch der ersten wirklichen Wahrnehmung ganz neuer Gegenstände manche angeübte Form des Auffassens abkürzend entgegen, aber jedenfalls schmilzt dadurch ihr Eindruck nicht in eine Einheit zusammen, sondern schließt eine Vielheit von Vorstellungen ein, die im eigentlichsten Sinne unaussprechlich ist, oder doch in der Form des sprechenden Denkens ungewöhnliche Zeit zu ihrer Entwicklung brauchen würde.

Diese Anklage der Sprache wird endlich noch zu einem wichtigeren Vorwurf zugeschärft; sie verzögere nicht nur das Denken, sondern gewöhne es überhaupt erst an Zeitverlauf. Alles das, was der Gedanke nothwendig in einem untheilbaren Augenblick zusammenbesitzen müsse und auch wirklich besitze, das dehne sie erst zu einer successiven Mehrheit auseinander und bilde aus der unmittelbaren Anschauung der Phantasie das discursive Denken aus. Hin- und herlaufend bewege sich der Gedanke zwischen den auseinanderlaufenden Elementen seines Inhaltes, die der eigensinnige Zeitverlauf dieser stillen Rede nie zu vereinigen gestatte. Jenes beziehende Denken, das wir früher als Keim aller höhern geistigen Ausbildung ehrten, sehen wir hier gescholten als die kümmerliche Form, in welcher uns die Gewöhnung an die Sprache große Aufgaben nur noch unvollkommen zu lösen erlaube. Denn widerspricht nicht all dieses Beziehen seinem eignen Zwecke? Hätte unsere Phantasie nicht vorher an dem Leitfaden der langsam abrollenden Rede die Punkte getrennt, die mit einander vereinigt sein sollten, wozu hätte sie nöthig, dann das Getrennte wieder mühsam auf einander zu beziehen? Fruchtlos dann, wenn unser Vorstellen den ersten Beziehungspunkt vergessen hätte, sobald es den zweiten erwähnte; überflüssig dann, wenn es ihm möglich ist, die beiden und ihre Beziehung zugleich in einem ungetheilten Augenblick festzuhalten. Ja, wenn wir eine Menge Stimmen zugleich besäßen, und sie alle in demselben Moment zusammen klängen, jede einzelne ihren besondern Inhalt nännte, das harmonische Verhältniß aller aber unter einander die gegenseitigen Beziehungen dieses Mannigfaltigen ausdrückte, dann hätten wir eine

Sprache, welche die Dinge und unſere Gedanken ſo wiedergäbe, wie ſie ſind; dann würde auch unſer ſtilles Denken ein reicher und harmoniſcher Strom ſein, während jetzt unſer Erinnern nur an einem einzigen dünnen Faden die zu einander gehörigen Elemente ſucceſſiv aufreiht.

Mildern wir zuerſt dieſe Vorwürfe; denn ſie treffen nicht die Sprache allein, vielmehr auch unſer Denken an ſich, ſie treffen außerdem unſer ganzes Daſein. Wir denken nicht blos discurſiv, ſondern wir leben auch ſo; wir bearbeiten nicht blos die Wahrnehmungen in dieſer Weiſe, ſondern auch ſie ſelbſt bieten ſich in keiner andern dar. In keinem Augenblicke ſind wir zugleich das, was wir waren oder ſein werden, und ſelbſt von dem, was wir ſind, iſt uns in jedem Augenblick nur ein kleiner Theil bewußt. Und die Gegenſtände kommen ebenſo fragmentariſch an uns; wir fühlen nun einmal den Pulsſchlag, der das eigne Sein der Dinge belebt, nicht unmittelbar durch unſer Herz gehen; die ſchaffende Kraft, die ſich in ihnen regt, und die Idee, die ihre wechſelnden Zuſtände zu einem Ganzen verknüpft: das alles müſſen wir nothgedrungen durch allmähliges Zuſammenſetzen einzelner Erfahrungen zu errathen ſuchen; was an ſich wohl Eins ſein mag, iſt für uns unvermeidlich ein angeſpanntes Netz von Beziehungen zwiſchen Vielem. Sehnen wir uns über dieſe Zerſplitterung hinaus nach jener ſtillen, nicht Anſchauung, ſondern Durchſchauung der Dinge, die wir uns als das allmächtige mühelose Wiſſen Gottes vorſtellen, ſo müſſen wir uns überzeugen, daß vereinzelte Augenblicke einer Annäherung zu dieſem Zuſtande auch uns gegeben ſind, daß aber unſere Unfähigkeit, ſie zu der dauernden Helligkeit eines unterſchiedloſen Denkens zu verbinden, nicht die Schuld der Sprache, ſondern unſers ganzen geiſtigen Weſens iſt. Wenn wir dem Vortrage eines Gedichtes, dem Laufe einer Melodie gelauſcht haben, und wir vergeſſen nun Worte und Töne wieder, und es dauert doch in einer bleibenden Stimmung unſers Gemüthes alles das lebendig fort, was ſie ſagten; wenn wir nach langer Ueberlegung, Gründe und Gegengründe abwägend, endlich uns entſchloſſen haben und wir fühlen in dem Willen, der uns jetzt erfüllt,

alle die Antriebe noch auf einmal wirksam, die unser Gedanke vorher einzeln prüfte; wenn wir zuerst die zerstreuten Theile einer Landschaft mit dem Blicke durchlaufen, und dann, nachdem längst die bestimmten Umrisse unserer Erinnerung wieder entschwunden sind, doch noch an einem unverlierbaren Gesammteindruck zehren: da überall gelingt uns wirklich jene Vereinigung und Verdichtung tausendfacher Einzelheiten zu dem Ganzen einer übersinnlichen Anschauung, die wir dann nur ungern zur Mittheilung an Andere wieder in die Bestandtheile auflösen, aus denen sie entstand. In allen diesen Fällen wurden wir etwas; jenes Mannigfache blieb nicht außer uns, sondern aller Werth seiner innern Verknüpfung wiederholte sich in einem neuen Zustande unsers eignen Innern so vollkommen, daß wir meinen konnten, wir hätten uns selbst in den Geist der Erscheinungen verwandelt, die wir bewunderten. Aber nur das unendliche Wesen, das in Wahrheit selbst alles das wäre, was es als Gegenstand seines Sinnens sich gegenüberstellt, würde so das Wesen aller Dinge in sich nacherleben, und eben indem es sie erlebt, jeder Betrachtung entbehren können, die an ihrem Aeußeren hin- und hertastend sie zu errathen suchte. Dem endlichen Geiste bleibt nichts übrig, als die Natur der Dinge nach den Analogien seiner eigenen zu begreifen. Für ihn ist das Wollen nicht zugleich Vollbringen, das Denken nicht Sein, für ihn fallen die handelnden und die leidenden Elemente der Welt als verschiedene Punkte auseinander und er kann die Einheit dessen, was hier ist und geschieht, nur als das Uebergehen einer Wirkung von einem zum andern fassen; für ihn ist es unklar, wie die Mannigfaltigkeit successiver Erscheinungen Eins ist mit der Einheit des Wesens, und er ist genöthigt sie als Prädicate von ihrem Subjecte zu trennen, an dem sie nur durch den Faden einer Beziehung haften; für ihn endlich realisiren die Zwecke sich nicht von selbst, sondern dies Eine Leben der Idee, die Alles in Allem ist, verwandelt sich ihm in das Zusammenstimmen vieler Mittel, die von einander unabhängig auftreten. Alle diese Analogien, diese Begriffe von Ding und Eigenschaft, von Kraft und Wirkung, von Wesen und Erscheinung, und alle jene Formen der

Beziehung, welche diese zerstreuten Glieder wieder verbinden, muß der menschliche Geist zur Erkenntniß der Dinge anwenden. Und so sehr ist diese Weise des Beziehens ihm nothwendig, daß sogar jeder Augenblick einer Erhebung des Gemüthes, in welchem wir wirklich jene höhere Einheit finden und genießen, einen unruhigen und ängstlichen Druck auf uns ausübt, bis auch sein Inhalt von uns wieder in irgend einer Form der Verbindung des Mannigfaltigen ausgedrückt, in ihr anschaulich fixirt ist und nun noch einmal von uns in dieser hin- und herstreifenden Bewegung des Denkens genossen werden kann. In jeder poetischen Phantasie, bevor sie ihr Werk geschaffen hat, liegt jene mystische Einheit, und jede sucht sich ihr zu entringen, indem sie es schafft; das Schönste, was wir selbst sein könnten, würde uns nicht genügen, weil wir es nicht anders ganz zu sein verstehen, als indem wir seine formlose Tiefe in die Fläche einer beziehungsreichen Erscheinung ausbreiten.

Die Sprache ist in allem, was sie thut, nur der Abdruck, nicht die Ursache dieser Neigung unsers Geistes. Aber nachdem ich so lange sie nur gegen Tadel vertheidigte, kann ich kürzer die Behauptung hinzufügen, daß selbst diese Form des Denkens, die einzige, die wir endlichen Wesen besitzen, ohne eben diesen Abdruck, den sie in der Sprache sich gibt, in der That sehr unvollkommen bleiben würde. Die Sprache lehrt dem Geiste allerdings nicht die Elemente des Denkens; aber sie ist ihm unentbehrlich, wenn er diese Elemente zu dem weitläuftigen Ausbau seiner Bildung verbinden will. Wie wir überall uns an sinnlicher Anschauung erfrischen und von dem Erfolg einer Mühe erst durch ein sichtbares Ergebniß tröstlich überzeugt werden, so muß auch in den Gehörbildern der Namen und in den Lautverbindungen der grammatischen und syntaktischen Sprachformen dort die Mannigfaltigkeit der Sachen, hier die systematische Vielheit ihrer möglichen Beziehungen in fester, sinnlicher Erscheinung vor uns stehen. Es ist keine Klarheit des Denkens möglich, wo die vielen Vorstellungen und Vorstellungsmassen, die untereinander bezogen einen Gedanken bilden sollen, namenlos und nur als die Affectionen unserer Seele, die sie ursprünglich sind, in demselben

Augenblick unſer Bewußtſein füllen; mag es ſein, daß ſie auch ſo nicht blos ein ungeordneter Haufen ſind, ſondern daß wirklich ſchon zwiſchen ihnen Verhältniſſe obwalten, die den ſpäter auszuſprechenden gleichgelten, ſo nimmt doch unſer Bewußtſein dieſe ganze innere Organiſation nicht wahr. Sie hat erſt Wirklichkeit und Wahrheit für uns, wenn wir im Geſchäft des Ausſprechens zuerſt die eine Vorſtellung hervorheben, und dann gemahnt durch die ſyntaktiſche Form, die wir ihrem Namen gegeben haben, nach einer beſtimmten Richtung über ſie hinausgehen, viele andere vorläufig zurückſtoßen und hemmen, bis vor allen diejenige zweite, auf welche jene Richtung hinwies, der erſten verknüpft iſt. Kein Gedanke iſt deutlich und rein, ehe er dieſe Zerlegung und Wiederverknüpfung erfahren hat, und die einfachſte Selbſtbeobachtung kann Jeden lehren, wie in dem Maße, als dieſe plaſtiſche Geſtalt der Idee hervortritt, die Dunkelheiten der früher unausgeſprochenen verſchwinden. Wie jedes Kunſtwerk erſt, wenn es in Marmor oder Erz fertig gebildet iſt, eine volle zuſammenſtimmende Wahrheit ſein kann, als Conception in der Phantaſie des Künſtlers aber immer eine fragmentariſche und lückenvolle Schönheit bleibt, ſo iſt für die Menſchheit die Sprache das allgemeine bildſame Material, in welchem ſie ihr Vorſtellungswogen allein zum Denken ausarbeitet.

Ich habe mit Vorliebe dieſen Geſichtspunkt hervorgehoben, der nahe Verwandtſchaft mit dem hat, was den beſtändigen Grundgedanken dieſer Betrachtungen bildet, mit der Ueberzeugung, daß alles, was wir etwa für den höchſten Inhalt der Welt erklären möchten, für uns nicht anders als durch einen geſetzlichen Mechanismus realiſirt zu denken iſt. Ich wende mich nur flüchtig noch einmal zu der erſten Geſtalt zurück, in der uns die Sprache erſchien. Urſprünglich zum Mittel der Mittheilung beſtimmt, wuchs ſie uns unverſehens zu einem ſelbſtändigen Organismus auf, deſſen Bildung nicht mehr in unſerer Willkühr liegt, ſondern deſſen eingeborner Natur wir uns fügen müſſen. Wie viel nun die Sprache auch in jener ihrer erſten Beſtimmung, wie viel alſo die Möglichkeit des Geſpräches zur Höhe der menſchlichen Entwicklung beiträgt, bedarf nur kurzer Erinnerung.

Nicht nur die erste Erziehung, deren Unerläßlichkeit uns noch später fühlbar werden wird, sondern auch die weitere Ausbildung des schon lebendig erwachten Geistes findet in ihr ein unentbehrliches Hilfsmittel. Der einsam sich fortbewegende Gedankengang des Einzelnen, dem nur neue äußere Wahrnehmungen eine veränderte Richtung geben würden, wird heilsam unterbrochen durch die Fragen und Antworten des Andern; die Einseitigkeit der Vorstellungsassociationen erweitert sich unter dem Einflusse einer fremden Gedanken- und Gefühlswelt, die theils neue Anschauungen zuführt, theils neue Gesichtspunkte der Betrachtung für die gemeinsamen. Aber wozu im Allgemeinen hier aufführen, was im Besondern unsere Aufmerksamkeit später auf sich ziehen muß? Fügen wir nur noch hinzu, daß auch den Gedanken des Einsamen die Sprache ähnliche Dienste leistet. Aus dem Laut der Namen, aus dem metrischen Rhythmus ihrer Verknüpfung entstehen für ihn begleitende Vorstellungen und Gefühle, entstehen ferner Erinnerungen an Abwesendes, die nicht in solcher Fülle und Klarheit den stummen Lauf wortloser Gedanken begleiten würden. Wie dem Dichter zuweilen der Reim unvermuthet eine anmuthige Wendung bescheert, so führen die Worte überhaupt durch die vielfachen Associationen, die sich an ihre so häufig bildliche Bedeutung knüpfen, unsere Phantasie manche sonst verschlossenen Wege, nicht immer zum rechten Ziel, oft in Wildniß endend, aber immer ein reiches Feld vor uns eröffnend, auf welchem wir die Früchte wählen können, die uns taugen.

Viertes Kapitel.

Die Erkenntniß und die Wahrheit.

Die ideale Natur des Geistes und ihr mechanisches Aequivalent. — Das Wesen der menschlichen Intelligenz — Die Stufen der Reflexion. — Der allgemeine Trieb zum Wissen und zum Handeln. — Die Entstehung der besondern und der allgemeinen Begriffe. — Bedeutung des Artbegriffes in der menschlichen Weltauffassung. — Angeborne Verstandesbegriffe und ihre Unmöglichkeit. — Die Entstehung allgemeiner und nothwendig geltender Urtheile. — Der Begriff der Wahrheit. — Gesetz der Identität und der Causalität. — Die naturwüchsige Metaphysik des Lebens und ihre Ausbildung. —

Ich habe vermieden, in den vorangegangenen Betrachtungen den ersten Ursprung der Sprache zu berühren; eine Frage, die ohnehin durch das kurze Geständniß unserer Unwissenheit vielleicht eben so passend beantwortet würde, als durch die wenigen Bemerkungen, zu denen uns später eine andere Veranlassung bevorsteht. An jeden Einzelnen kommt die Sprache nur in der Ueberlieferung der Erziehung; sie tritt ihm als ein fertiges, nur in wenigen Zügen noch bildsames Ganze gegenüber, dessen Geist er sich aneignet, und dem er im glücklichsten Falle kleine Antriebe zur Fortentwicklung zurückgibt, die völlig gegen die unberechenbare Größe dessen verschwinden, was er von ihm empfing. So weit wir in der Geschichte zurückgehen, finden wir überall das nämliche Schauspiel; auch in den ältesten Zeiten bietet sich uns die Sprache als eine längst entwickelte Bildung dar, an deren Gedeihen die vereinigte Kraft ungezählter vergessenen Geschlechter gearbeitet hat. Nun war es nicht unsere Absicht, schon hier die inhaltvollen Güter der Humanität zu betrachten, deren Entstehung nur durch die ineinander greifenden Bemühungen der Menschheit gesichert wird. Noch fern von aller geschichtlichen Entwicklung strebten wir vielmehr die immer sich gleichbleibenden und überall, zu jeder Zeit und in jedem Individuum vorkommenden Anlagen aufzufinden, die der menschliche Geist als die Mittel zu die-

ſen Werken beſitzt. Sie befähigen den Einzelnen keineswegs, aus eigner Kraft das Ziel der Humanität zu erreichen, aber ſie ſetzen ihn in den Stand, theils zu benutzen, was Anderer Anſtrengung ihm vorarbeitete, theils dieſem überkommenen Schatze einen jener unmerklichen Beiträge hinzuzufügen, aus deren Aufſammlung der langſame Fortſchritt der allgemeinen Bildung erwächſt. Es mußte uns deshalb hier genügen, die Antriebe zu erwähnen, die jeden einzelnen Geiſt bewegen, die ihm dargebotene Sprache als eine Befriedigung ſeines eignen Bedürfniſſes begierig aufzufaſſen, und die ihm geſtatten, ſich derſelben mit der inſtinctiven Schnelligkeit eines mitfühlenden Verſtändniſſes zu bemächtigen, das von ſelbſt ganz gleichartige Anfänge zu ihrer Schöpfung gemacht haben würde, hätte nicht die verwandte Thätigkeit früherer Geſchlechter ſie ihm bereits vollkommen geſtaltet entgegengebracht.

Richten wir unſere Blicke auf die übrigen Erſcheinungen des menſchlichen Lebens, ſo begegnen wir überall einem ſehr ähnlichen Bilde. In unſerer Wiſſenſchaft und in der alltäglichen Beurtheilung der Dinge, in unſern moraliſchen Ueberzeugungen und in der unwillkührlichen Sitte des Benehmens, in den großen Werken einer maſſenbewältigenden Technik, wie in den geringfügigen Vorkehrungen des gewöhnlichſten Bedarfes, allenthalben zehren wir von einem unberechenbaren Kapital bekannter und unbekannter geſchichtlicher Vorarbeit. Ja ſo allgemein iſt dieſer Charakterzug unſerer Cultur, daß man ſtets die Möglichkeit, durch geſchichtliche Ueberlieferung fortzuſchreiten, als das unterſcheidende Kennzeichen menſchlicher Bildung dem entwicklungsloſen Seelenleben der Thierwelt entgegengeſetzt hat. Aus dieſer uns umgebenden Maſſe des Herkommens die gleichartigen Arbeitskräfte auszuſondern, mit denen ſtets von neuem jeder einzelne Geiſt nach einer unveränderlichen Anlage unſerer Natur zu jenem Geſammtwerke mit antritt, dieſer Verſuch iſt um ſo ſchwieriger, je verſchiedener ſchon der nächſte Erfolg ſolcher Kräfte nach der Gunſt oder Ungunſt der Stelle ausfällt, an der jeder zur Mitarbeit berufen wurde. Man iſt eben ſo leicht verleitet, dem menſchlichen Geiſte zu viel an Naturanlage zuzugeſtehen, als man

anderſeits Gefahr läuft, die Bedeutung der geſchichtlichen Entwicklung zu überſchätzen. Namentlich frühere Zeiten neigten zu dem erſten Irrthume hin; zu jedem großen Erfolge, den die Menſchheit in ihrer Bildung errungen hat, theilten ſie dem Einzelnen eine unmittelbare, auf dieſes Ziel gerichtete Anlage zu, der nichts weiter fehlte, als ſo fertig, wie ſie war, erweckt zu werden. Dieſe Meinungen ſind nicht mehr im Geſchmack des Zeitalters; wir wiſſen, daß keine unmittelbare Naturſtimme den einzelnen Menſchen die Früchte der Humanität im Traume finden lehrt, ſondern daß eine lange Entwicklungsarbeit der Menſchheit die für ihn gereift hat, die er brechen kann. Aber wir ſind anderſeits vielleicht geneigt, über dem Geräuſch geſchichtlicher Wechſelwirkungen, an welche wir die Fortſchritte der Bildung geknüpft finden, die Unentbehrlichkeit der ausdrücklichen Anlagen etwas zu überſehen, die im Stillen den äußeren Bedingungen entgegenkommen müſſen. Ich habe nur kurz hier zu erinnern vor, was ich über dieſe Neigung ſchon früher zu bemerken hatte.

Als wir im erſten Theile dieſer Betrachtungen die allgemeine Organiſation beſprachen, die wir in jedem Seelenleben, welcher Gattung es auch angehöre, vorausſetzen mußten, konnten wir die nothwendige Einheit der Seele nicht dahin deuten, daß um ihretwillen dieſer nur eine einzige, durchaus gleichartige Grundform ihres Wirkens erlaubt wäre. Nur ſo viel ſchien jene Einheit zu verlangen, daß alle Aeußerungsweiſen der Seele, wie urſprünglich verſchiedenartig und unzurückführbar auf einander ſie immer ſein mochten, ſich doch als zuſammenpaſſende Glieder in das Ganze Eines Planes, Eines Charakters fügen. Gingen daher die verſchiedenen Vermögen der Seele nicht alle eines aus dem andern, ſondern zum Theil nur neben einander aus der Tiefe ihrer Natur hervor, ſo bemerkten wir doch, daß ihr Beieinanderſein einen zuſammenſtimmenden Accord bildete, und daß dieſe Natur der Seele, um ihres vollen Weſens willen, nicht die eine jener Thätigkeiten entfalten kann, ohne, wie einer poetiſchen Gerechtigkeit gemäß, einen mehr oder minder großen Antheil der übrigen hinzuzufügen. Mit dieſer Vorſtellung, die ſich auf das Seelenleben jeder Gattung von Geſchöpfen bezog, kamen wir vor

kurzem, nach dem Plane des zweiten Theiles unserer Ueberlegungen, zu der Frage, welche Gründe die verschiedenen Entwicklungshöhen der verschiedenen beseelten Geschlechter bestimmen. Hier war es nun eine mögliche Meinung, daß die Natur aller Seelen gleichartig sei, und daß die Einwirkung aller vereinigten äußern Bedingungen, sowohl derjenigen, die in der Organisation der Körper liegen, als derer, welche Schauplatz und Schicksale des Lebens hinzufügen, die bestimmte psychische Entwicklung jeder Gattung, das Zurückbleiben der Thierwelt dort, und hier den Vorrang menschlicher Bildung verursache. Wir glaubten uns nicht im Stande, diese Meinung entschieden zurückzuweisen; im Gegentheil wird man nie umhin können, ihren Versuchen zur Erklärung mit Antheil zu folgen, denn ohne Zweifel sind sie in weiter Ausdehnung wohlberechtigt. Aber was sie bis jetzt geleistet haben, gibt uns doch den Eindruck, als führten sie uns immer beinahe bis dahin, wo die Hemmung des thierischen und der Aufschwung des menschlichen Seelenlebens aus den Umständen erklärlich wird, und als ließen sie dann regelmäßig einen Rest, der aus diesen Umständen nicht erklärlich wird. Wir kommen häufig fast bis an das Ziel, und immer fehlt etwas, um es ganz zu erreichen: es fehlt der Nachweis, woher doch dem begünstigten Geschlechte der Menschen die Regsamkeit überhaupt und der gute Wille rührt, alle Vortheile der äußern Bedingungen zu benutzen, und selbst gegen manche Ungunst derselben anzugehen, und woher anderseits der Bann rührt, welcher die Thierwelt in gewissen Grenzen zurückhält, deren Unüberschreitbarkeit für sie in keiner völlig zwingenden Weise aus ihren Lebensverhältnissen dargethan werden kann.

Diese Betrachtungen geben der andern möglichen Meinung ein Uebergewicht, das sie freilich für uns auch aus allgemeineren Gründen haben würde, der Meinung, daß den äußern Bedingungen in jeder Gattung eine eigenthümliche Natur der Seele entgegenkomme, die von ihnen entwickelt werden soll. Ohne die allgemeinen Gesetze des psychischen Mechanismus zu ändern, denen jedes Seelenleben unterliegt, ändert doch diese Natur, wie ein specifischer überall hindurchwirkender Coefficient, die Gestalt des Erfolges, der aus der

Anwendung jener Gesetze entspringt, und in dieser Weise bildet sie den Grund der eigenthümlichen Richtung und Höhe der späteren Entwicklung. Die Wirksamkeit dieses Grundes kann ohne Zweifel durch Hindernisse beschränkt werden, aber keine Gunst der Umstände ersetzt ihn, wo er fehlt; Verkümmerung von Keimen kommt auf jedem Gebiete vor und auch die menschliche Entwicklung wird nicht überall ihre Bestimmung erfüllen; aber selbst in thierischer Verwilderung schließt der menschliche Geist eine Fähigkeit der Verbesserung ein, die der ursprünglich thierischen Seele unter den günstigsten Verhältnissen fehlt. Dies ist die Ansicht, die wir weiter verfolgen werden. Ich kam auf ihren allgemeinen Ausdruck jetzt nicht mit dem Vorsatz zurück, ihre nothwendige Geltung zu beweisen; vielmehr mag sie nur als die Ansicht meiner Wahl auftreten, einer Wahl zwischen zwei Möglichkeiten, von denen dahingestellt bleiben kann, ob innere Gründe zuletzt eine von ihnen doch noch als unmöglich verrathen werden. Ueber die weitere Ausführung dieser Auffassung dagegen und über ihre Schwierigkeiten hatte ich vor, einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Was die eine Seele von der andern, was die menschliche namentlich von der thierischen unterscheidet, das tritt nicht wie ein einzelner abtrennbarer Formbestandtheil zu andern unverändert bleibenden hinzu, oder an die Stelle eines wegfallenden ein, sondern ist wie ein eigenthümliches schwer bestimmbares Colorit über das ganze Gemälde des inneren Lebens ausgebreitet. Schon die Sprache gibt dies in ihren Bezeichnungen der inneren Ereignisse zu, wenigstens da, wo sie noch unbefangen den Gesammteindruck der Beobachtung in ihren Benennungen wiedergibt. Man muß im Einzelnen den Thieren viel Ueberlegung, viel Combination der Gedanken und manchen überraschenden Zug des Scharfsinnes zugestehen: aber den Verstand spricht man ihnen doch gern ab; sie träumen im Schlaf und denken ohne Zweifel auch wachend an Abwesendes und Künftiges: aber kaum reden wir gern von ihrer Einbildungskraft, Phantasie verweigern wir ihnen durchaus; sie haben ganz gewiß Gefühle, und nicht blos roh sinnliche, sondern wir reden von der Treue des einen, dem

Edelmuth des andern: aber im Ganzen Gemüth und Herz behalten wir doch dem Menschen vor; wir müssen leidenschaftliche Erregungen in ihnen annehmen und finden, daß manche derselben in manchen Gattungen durch Zucht unterdrückt und verhütet werden kann: aber freie Selbstbeherrschung schreiben wir doch dem Menschen allein zu, obgleich wir gestehen müssen, daß er eigentlich nie völlig erweislich von seiner Freiheit Gebrauch macht, sondern daß das Ueberwiegen der einen Leidenschaft über die andere und die Furcht der Zucht auch für ihn der häufigste Bestimmungsgrund des Handelns ist. In allen diesen Beziehungen erscheint das menschliche Geistesleben nicht durch eine besondere Natur der Elemente bevorzugt, aus denen es besteht; es sind im Gegentheil schließlich dieselben Mosaikstifte, aus denen sein Bild wie das des thierischen Dichtens und Trachtens zusammengesetzt ist; seine Eigenthümlichkeit liegt in der Art ihrer Verknüpfung und Benutzung, in dem Sinne, der mit diesen Mitteln arbeitet und der alle einzelnen Erfolge durch die Bedeutung veredelt, welche er ihnen als Ausdrücken eines beständigen und in sich zusammenhängenden Lebensplanes verleiht. Jene Einheit, die nur darin besteht, daß mannigfache Thätigkeiten als gleich nothwendige Folgen aus dem Grunde einer und derselben Natur hervorgehen, kommt ohne Zweifel auch jeder Thierseele zu; an dem menschlichen Geiste tritt darüber hinaus noch der Charakter einer methodischen Entwicklungsarbeit auf, welche sehr vielgestaltige Mittel zur Verwirklichung einer als Zweck und Bestimmung vorschwebenden Bildung zusammennimmt.

Von diesem Eindrucke ist eigentlich immer diejenige Auffassung des Seelenlebens geleitet worden, die sich außerhalb der wissenschaftlichen Schule entwickelte; von ihm läßt sich wesentlich auch die eigenthümliche Form der Psychologie beherrschen, die gern unter dem besondern Namen einer Lehre vom Geiste sich von den übrigen Bearbeitungen dieses Gebietes unterscheidet. Denn wenn wir alle Irrungen beiseit lassen, welche theils die eigene Unklarheit dieser Ansicht, theils die herausgeforderte Leidenschaftlichkeit ihrer Gegner verschuldet hat, so zeigt sich leicht, daß ihre eigene Meinung und

der Grund des Beifalls, den sie immer wieder finden wird, in ihrer Uebereinstimmung mit einer sehr kenntlichen Neigung der gewöhnlichen Meinung besteht. Unsere unbefangene Wißbegierde nimmt keineswegs bei allen Gegenständen in erster Linie daran Interesse, wie ihre einzelnen Merkmale und Zustände wohl entstehen und sich erhalten mögen, sondern daran, wie diese Mannigfaltigkeit zusammenpaßt. Namentlich die Betrachtung des geistigen Lebens hat zwar schon früh auch jene andern Fragen nach dem Mechanismus seines Betriebes aufgeworfen, aber weit lebendigeren Antheil nahm sie doch von jeher an dem Versuche, die mannigfachen Vermögen, Thätigkeiten und Wirkungsgewohnheiten, die wir in unserem Innern antreffen, als unter einander zusammenstimmende Functionen aus einer einzigen umfassenden Tendenz abzuleiten. So wie wir die einzelnen Züge eines Kunstwerkes in ihrer Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit für den Ausdruck der ganzen Einen Idee desselben verfolgen, ohne uns vorläufig um den technischen Verwirklichungshergang zu kümmern, durch welchen ein Zug neben dem andern im Erz oder Marmor ausgeprägt wurde: ebenso suchen wir das wahre Wesen des Geistes in dem, was er eigentlich mit aller seiner Thätigkeit will, und wir glauben ihn zu verstehen, wenn wir in jeder seiner vielförmigen Aeußerungen einen Ausdruck seines Strebens und in dem Zusammenhange aller die Einheit dieses Strebens wiedererkennen. Und dabei kümmern wir uns zunächst ebenfalls nicht um den ursächlichen Hergang, durch welchen jede einzelne dieser Erscheinungen des geistigen Lebens realisirt und mit den übrigen in wirksame Verbindung gesetzt wird. Etwie natürlich, setzen wir voraus, werde dafür gesorgt sein; aber das wahre Wesen einer bestimmten geistigen Lebensform liege nicht in den allgemeinen Gesetzen, nach denen jede andere ebenso gut entsteht, als sie selbst; es liege vielmehr in der eigenthümlichen Natur der Anwendungspunkte, die jenen allgemeinen Gesetzen hier anders und besser als in andern Beispielen dargeboten werden und ihnen die Macht erst geben, diese besonders hervorragenden Erfolge zu bewirken. Setzen wir nun voraus, daß diese eigenthümlichen Anwendungspunkte nicht

blos in einer besonderen Combination äußerer Bedingungen bestehen, sondern daß der hauptsächlichste unter ihnen eben die besondere lebendige Idee selbst ist, welche den Unterschied des menschlichen Geistes von andern Seelen begründet, so kann es doch nicht dabei bleiben, die Berücksichtigung jenes Herganges ganz abzulehnen, durch welchen eben diese Idee eine wirksame Macht über den Mechanismus der psychischen Wechselwirkungen gewinnen kann, die doch überall Schauplatz und Mittel ihrer Verwirklichung bilden müssen. Wir dürfen am wenigsten durch den abgenutzten Gegensatz einer höheren und einer niederen Ansicht der Dinge uns von dem Nachweis loszukaufen suchen, wie das ideale Streben der Seele zur Mitarbeit an der überall nach allgemeinen Gesetzen sich vollziehenden Entwicklung des inneren Lebens gelangt.

Man weiß, wie zur Hervorbringung eines Ereignisses stets mancherlei zusammenwirkende Ursachen gehören, alle gleich unentbehrlich, aber doch sonst verschieden an Werth. Häufig ist es möglich, eine einzige unter ihnen, weil durch sie fast ausschließlich die ganze Form des herauskommenden Erfolges bestimmt wird, mit dem Namen der Ursache auszuzeichnen, die andern aber als Mitursachen zu behandeln, die theils als erregende Reize, wie wir meinen, die schon fertige aber noch schlummernde Folge erwecken, theils, und dies ist der richtigere Ausdruck auch für diesen Fall, noch fehlende Bedingungen hinzufügen oder Hindernisse der Entfaltung beseitigen. So verlangt der Keim der Pflanze als Mitursachen seines Aufgehens viele, sie alle helfen jedoch nur das entwickeln, was vorbestimmt und vorgezeichnet ist durch die Summe aller, hier unbestimmt zu lassenden, Eigenschaften des Keimes, auf denen sein Bildungstrieb beruht. Aber ohne die Anregung, die ihm von der Einwirkung dieser äußern Reize kommt, würde jener Trieb stets unausgeführt bleiben, und selbst im Falle solcher Einwirkung bestimmt er selbst für sich allein doch nur die erste momentane unendlich kleine Aenderung, welche der Zustand des Keimes erfahren muß. Die ganze Mannigfaltigkeit der verschiedenen Vegetationsphasen dagegen erzeugt sich nur in einer bestimmten Reihenfolge und nur dadurch, daß in jedem Augenblicke

auf den eben vorhandenen Zustand des Keimes und auf die Geschwindigkeit und Richtung, mit der die eben in ihm vorgehenden Bewegungen ihn über diesen Zustand hinauszutreiben suchen, von neuem die Einwirkung der äußeren Mitursachen geschieht. Nicht nur die Anlage zu einer bestimmten Blüthen- und Fruchtform, die wir gemeinhin in dem Samenkorn schon vorhanden denken, erzeugt sich erst an einem bestimmten Punkte seiner Entwicklung, sondern überhaupt jede Anlage zu der Gestaltung des nächsten Augenblickes wird erst in dem jetzigen Augenblick durch den vorhandenen Gesammtzustand und die Summe der neu einwirkenden Bedingungen hervorgebracht. Aber so gewiß auch jeder zweite Schritt der Entwicklung nur dadurch gelingt, daß der bildsame Keim sich so, wie er durch den ersten Schritt verändert worden ist, der mitbestimmenden Kraft der Reize von neuem darbietet, so haben wir dennoch ein Recht, die ganze Reihenfolge seiner Entfaltungen seiner ursprünglichen Natur zuzurechnen. Nur dafür hat er zu sorgen, daß das Gewicht, welches er vermöge dieser Natur zur Begründung der Form jener ersten Umbildung in die Wagschale warf, ein entscheidendes ist, so daß die Gewalt der äußern Reize zwar wohl seine Entwicklung ganz unterdrücken, aber so lange sie fortgeht, sie nicht in eine fremde Bahn ablenken kann. Seinen ursprünglichen Zustand so wie jede seiner späteren Umbildungen müssen die äußern Bedingungen stets als die Haupturſache für die zu bestimmende Form des nächsten Augenblickes anerkennen, sich selbst aber als helfende Kräfte der Verwirklichung derselben unterordnen. Von dem ganzen Bildungstriebe des Keimes wird daher in jedem einzelnen Augenblicke nur ein so großer und so beschaffener Theil als wirksame Kraft auftreten können, wie ihn eben die gerade jetzt geschehende Wechselwirkung zwischen dem Endzustand des vorigen Augenblickes und den neuen Bedingungen des jetzigen motivirt und auslöst; aber diese verschiedenen Wirksamkeiten werden sich zu einer Reihenfolge in sich zusammenstimmender Entwicklungsthätigkeiten verknüpfen, weil durch sie alle hindurch die ursprüngliche Tendenz des Keimes die maßgebende Gewalt bleibt. So geschieht es einerseits, daß aller Bil-

dungstrieb der Pflanze nichts helfen würde, wenn sie ungeduldig wäre, Früchte vor der Blüthe zu treiben; aber anderseits geschieht es dadurch auch, daß der Keim der Eiche wieder Eichen treibt und nie durch die Umstände zur Buche verwandelt wird.

Wer nun so, wie wir es thaten, die eigenthümliche Gestalt des geistigen Lebens in einer ursprünglichen Tendenz des Geistes vorgebildet annimmt, der weiß, daß dieser Ausdruck mit unvollkommener Kürze ein dem vorigen ganz ähnliches Verhalten bezeichnet. Er weiß, daß die Seele weder im Kleinen schon das ist, was sie werden soll, noch ohne irgend eine äußere Anregung sich aufmacht, es zu werden; er weiß ferner, daß, wenn sie dann wirklich angeregt wird, nun nicht auf einmal und ununterbrochen ihre Entwicklung abrollt, als hätte es nur der Hinwegräumung eines Dammes bedurft, um dem aus sich selbst quellenden Strome ihres Bildungstriebes freien Abfluß zu verschaffen. Nur die unablässig erneute Einwirkung helfender Mitursachen auf das, was die Seele durch einen ersten Entwicklungsschritt geworden ist, erzeugt in ihr Fähigkeit und Nothwendigkeit zugleich, einen bestimmten zweiten zu thun. Und sollten diese Mitursachen nicht durchaus in neuen äußeren Reizen, sondern zum Theil in den fortdauernden Nachwirkungen der eignen innern Zustände bestehen, so wie das Planetensystem durch seine eigne Bewegung sich von neuem in Bewegung versetzt, so würde doch die ursprüngliche Tendenz der Seele, wie hochstrebend sie immer sein möchte, nicht einmal mit diesen eignen innern Zuständen mit ungesetzlicher Freiheit schalten und walten können. Auch von ihrem Bildungstriebe wird in jedem Augenblicke nur so viel verwirksamt, als die Gesammtsumme der in ihr vorhandenen Erregungen, die jetzt anstatt äußerer Reize auf sie einwirken, zur Thätigkeit hervorzulocken vermag. So realisirt sich auch ihre Tendenz allerdings nur in einem unabgebrochenen mechanischen Zusammenhange, aber sie ist doch nicht ein passives Erzeugniß desselben. Denn obwohl die Seele nicht rückwirken und antworten kann, bevor sie angeregt und gefragt ist, so ist doch der Inhalt ihrer Antworten ihr Eigenthum und drückt in jedem Augenblick das aus, was sie nach der innerlichen Consequenz ihrer Natur

auf dieſe beſtimmten Anregungen zu erwiedern, auf dieſer beſtimmten Stufe ihrer Entwicklung auszugeſtalten hatte. Das Integral dieſer ſucceſſiven Aeußerungen iſt die urſprüngliche Tendenz der Seele, nur daß man hier nicht blos verſchiedene Größenwerthe der Rückwirkung für veränderliche Werthe der Anregungen zu ſummiren hätte, ſondern von verſchiedenen momentanen Formen des Wirkens unter veränderlichen Bedingungen zu einer anfänglichen erzeugenden Functionsform zurückgehen müßte.

Die Brauchbarkeit des Gleichniſſes vom Pflanzenleben endet indeſſen hier. Denn der Keim der Pflanze bleibt immer eine Vielheit von Theilen, welche den Typus der künftigen Vegetation nur durch ihre Verknüpfungsweiſe beſtimmen. So erzeugt ſich im Laufe der Fortpflanzung ein Syſtem verketteter Theilchen aus einer frühern gleichartigen Verkettung anderer; aber nie hat der vegetabiliſche Bildungstrieb die verdichtete Exiſtenz, in einem einzigen untheilbaren Atom als deſſen Natur und Weſen zu ſchlummern. Deshalb gibt die Entwicklung der Pflanze der erklärenden Form der Wiſſenſchaft überall Beſchäftigung; nicht nur die erſte Entſtehung des Keimes und ſeiner urſprünglichen plaſtiſchen Anlage wird hier ein neuer Gegenſtand der Unterſuchung, ſondern auch der Grund jeder ſpätern eigenthümlichen Rückwirkung, die er, bereits umgebildet, aufs neue ſich von den äußern Reizen abgewinnen läßt; denn auch dieſe Rückwirkung beruht hier auf einer neuen Conſtellation ſeiner verſchiedenen Theile, und iſt folglich nach allgemeinen Geſetzen der Gegenwirkung verſchiedener Elemente zu beurtheilen. Es iſt anders mit dem Geiſte. Seine anfängliche Bildungsanlage liegt nicht in Beziehungen unterſcheidbarer Theile, ſondern in dem Einen untheilbaren Sinne ſeiner idealen Natur; die Art der Antworten, die er im Lauf ſeiner Entwicklung den äußern Anregungen gibt, hängt wohl auch von einer inzwiſchen erfolgten Verſchiebung und Umordnung in ſeinem Innern ab, aber nicht von einer räumlichen Verſchiebung gegeneinander ſelbſtändiger Theile, ſondern von der veränderten intellectuellen Beziehung und Spannung zwiſchen der augenblicklich erreichten Form und Größe der Erregung oder

Aeußerung und dem beſtändigen idealen Gehalte der geiſtigen Natur, der zwar Aeußerung überhaupt vielleicht nicht urſprünglich ſucht, wenn ſie ihm aber abgenöthigt wird, ſich vollſtändig äußern will. Auch in dieſen tiefſten Gründen der geiſtigen Entwicklung findet ſich daher die Conſequenz eines nothwendigen Zuſammenhanges; aber dieſe Conſequenz trägt nicht das Gepräge mathematiſcher Geſetzlichkeit, ſondern das einer äſthetiſchen Gerechtigkeit, nur in der Art der Folgerichtigkeit, nicht in der Strenge und Feſtigkeit ihrer Gebote von jener verſchieden. Denn während das mathematiſche Geſetz nur die Wechſeleinflüſſe gleichartiger Ereigniſſe unmittelbar beſtimmt, verkettet die äſthetiſche Gerechtigkeit das für unſere begriffliche Vergleichung Ungleichartige, aber zu dem Ganzen einer Idee dennoch nothwendig Zuſammengehörige. Wohl mag im Ganzen unſerer menſchlichen Erkenntniß das Gewahrwerden dieſer Gerechtigkeit nur als eine unſichere Ahnung, und die Berufung auf ſie für eine unvollkommene Beurtheilungsweiſe der Dinge gelten, weit der Sicherheit nachſtehend, welche das mathematiſche Wiſſen auf ſeinem Gebiete erreicht; im Ganzen der Wirklichkeit ſelbſt dagegen ſind gerade ihre Gebote die erſten und unverbrüchlichſten, auf denen aller Zuſammenhang der Dinge beruht; ſie iſt es eben, welche die unwandelbaren Beziehungen zwiſchen denſelben erſt feſtſtellt, auf denen aller Calcül wie auf einer gegebenen Grundlage fußen muß, um die Schickſale des einen Elementes aus denen anderer berechenbar finden zu können. Eine allgemeine Statik und Mechanik des Inhaltes geht in der Welt der andern Statik und Mechanik voran, die ſich nur auf die Größenveränderungen dieſes Inhaltes bezieht. Ihre Gebote werden uns in der Betrachtung der Natur in Geſtalt jener thatſächlichen Geſetze der Wechſelwirkung bemerkbar, welche die rechnende Theorie nicht machen, ſondern nur anerkennen kann; ſie treten uns in dem geiſtigen Leben in der allgemeinen Tendenz entgegen, die uns als der treibende Beweggrund ſeiner ganzen Entwicklung fühlbar wird.

Wie ſchwer es nun auch ſein mag, dieſe Tendenz erſchöpfend auszuſprechen, und wie zahlreich die Quellen des Irrthums, wie groß

die Gefahr, die einzelnen Erscheinungen dieser Entwicklung willkührlich und einseitig zu schätzen und zu deuten, so können wir doch, im Begriffe diesen Weg einzuschlagen, nicht zugeben, daß eine unausfüllbare Kluft die Verbindung der Ansicht von einer idealen Einheit des geistigen Lebens mit der andern von der mechanischen Verwirklichung desselben hindere. Wer die eben gemachten Bemerkungen aufmerksam verfolgt, wird in ihnen die andere ergänzende Hälfte einer Gedankenreihe erkennen, die wir früher zu verfechten hatten (II. S. 33 ff.). Damals mußten wir darauf hindeuten, wie allem äußeren berechenbaren Mechanismus der körperlichen Welt ein inneres Geschehen zu Grunde liegt; hier hatten wir hervorzuheben, wie unumgänglich jedes innere Geschehen, so groß auch seine bedeutsame ideale Herrlichkeit sein möchte, nicht nur in sich selbst gesetzlich ist, sondern auch sogleich sich wieder dem Zusammenhange eines vergleichungsweise äußern Mechanismus, d. h. eines solchen anschließt, welcher nicht mehr auf die ästhetische Consequenz der idealen Momente, sondern nur noch auf die Größe der wirksamen Kraft Rücksicht nimmt, mit welcher jedes derselben sich gelten zu machen weiß. Zwischen die streitenden Auffassungen des geistigen Lebens tritt die unsere so, daß sie weder die bedeutsame Idee als die schrankenlos gestaltende Mache isolirt über der niedern Sphäre des gemeinen psychischen Mechanismus schweben läßt, noch ohne die Voraussetzung eines gestaltenden idealen Triebes mit der blinden Arbeit des letztern allein sich begnügen kann. Vielmehr die Idee selbst möchten wir als eine der mitwirkenden Kräfte an dieser Arbeit fassen, so daß sie zwar ihrem Wesen nach, wie jede ursprüngliche Kraft, vom Mechanismus unabhängig vorausgeht, wirksam aber doch nur wird, so fern die Wärme ihres Strebens völlig als ein den übrigen wirksamen Kräften gleichartiges mechanisches Aequivalent auftritt. Aber die weitere Verfolgung dieser Gedanken gehört so sehr der Zukunft, daß wir uns hier begnügen müssen, nur das Princip unserer Betrachtung gerechtfertigt zu haben; zwischen ihm und seiner Durchführung im Einzelnen liegt eine große Kluft, tröstlich für die, denen diese wiederholte Auseinandersetzung oft schon angedeuteter Ueberzeugun-

gen in zu dunkle Gegenden zu führen schien. Denn von selbst sehen wir uns nun genöthigt, zu dem bekannten Schauspiel der Erfahrungen zurückzukehren, in denen dem beobachtenden Blicke der ursprüngliche Trieb des geistigen Lebens sich verrathen dürfte.

Und mit zu lebhaftem Antheil hat dieser Blick seit den ältesten Zeiten auf seinem Gegenstande geruht, um uns befürchten zu lassen, der oft wiederholte Versuch, den wesentlichen Kern der geistigen Entwicklung auszusprechen, habe bisher sein Ziel ganz verfehlen können. Dem träumerischen Dasein der Thierwelt, die von wechselnden Eindrücken wechselnd befangen wird, stellte man die menschliche Weise als ein helles Wachen gegenüber, das durch unendlich mannigfache, sich selbst immer von neuem überbietende Reflexion jeden Eindruck und jeden Zustand zum Gegenstand eines neuen Wissens machen kann und so das dumpfe Versenktsein in den Inhalt der Vorstellungswelt zu einem freien lebendigen Besitze desselben verwandelt. Mit dem unklaren Bewußtsein des Thieres, das nur durch das unmittelbare sinnliche Gefühl seiner Existenz und durch Erinnerung an seine besondern, und doch wie wenig besondern, Erlebnisse sich von andern seiner Gattung unterscheidet, contrastirte man das Selbstbewußtsein der menschlichen Persönlichkeit, die als ein völlig Individuelles sich aller Welt gegenüber wisse. In allen Stufen der menschlichen Entwicklung fand man deutlich den Beruf des Geistes ausgedrückt, nicht nur Eindrücke zu leiden von der Welt und auf sie zurückzuwirken, so wie ein Ding vom andern leidet und auf es zurückwirkt, sondern in diesem Wechselverhältniß den dunkeln Anschein einer fremdartigen Realität zu zerstören, die das Thier beständig unverstanden umgibt. In klarer Erkenntniß werde dem menschlichen Geiste das Innere der Dinge offenbar, und er begreife, daß dies ganze Nicht-Ich der Sachlichkeit nur ein verkleidetes Bewußtsein ist, unter dessen Hülle er nur sich selbst und die Züge seiner eigenen Natur wiederfinde. In allen diesen Ausdrücken und in vielen ähnlichen fühlen wir ohne Zweifel die wahre Natur des Geistes berührt, vielleicht mit einiger Hinneigung zur Ueberschätzung seiner blos erkennenden Thätigkeit, und wenigstens die weiteren Ausführungen solcher

Ansichten nicht frei von dem Vorwurf, hohe Bildungsstufen, die unsere Entwicklung unter günstigen Bedingungen erreichen kann, zu unmittelbar zu den natürlichen Ergebnissen derselben zu zählen; endlich vielleicht auch darin unvollständig, daß sie mit einer entschuldbaren Vorliebe für die Lichtseite dieser Entwicklung zu sehr nur den Keim des Guten in dem Geiste beachteten und nicht vorsichtig genug waren, ihn so zu schildern, daß aus seiner Naturanlage auch das Schändliche, Verkehrte und Böse begreiflich wird, dessen Dasein die Erfahrung nicht unbemerkt lassen kann. Diese Bedenken können uns indessen nicht abhalten, an die erwähnten Betrachtungen wenigstens hier anzuknüpfen, wo es uns zunächst um den Unterschied zu thun ist, durch den die Intelligenz des menschlichen Geistes, abgesehen von dem, was er sonst ist, die Regsamkeit der Thierseele überbietet.

Während in den unbeseelten Dingen der Eindruck, den ihnen der vorige Augenblick nachließ, ein mitbestimmender Grund für die Gestaltung des nächsten Augenblickes ist, mithin die Vergangenheit durch ihre Nachwirkungen in der Gegenwart fortlebt, so hat ohne Zweifel schon das innere Leben der Thiere dies voraus, daß seine früheren Zustände nicht nur in dieser Weise den spätern vorarbeiten, sondern daß sie häufig als bewußte Vorstellungen neben den letztern festgehalten, und daß die Beziehung zwischen beiden, die dort nur eine blind wirkende Macht war, hier zum Gegenstand eines neuen Bewußtseins werden kann. Es ist nutzlos bestimmen zu wollen, bis zu welcher Feinheit sich in den Thieren diese beziehende Thätigkeit entwickeln mag, und wir können zugeben, daß sie vielleicht nur sehr geringe Höhen erreicht, obwohl die Sicherheit, mit der diese Behauptung oft gewagt wird, weit mehr auf der Ueberhebung menschlichen Stolzes als auf wirklicher Kenntniß der Thierseele beruht. Die Steigerung nun, welche die Fähigkeit zu solcher Reflexion auf eigne Zustände in dem Menschen erfährt, läßt sich nicht wohl einfach als eine größere Stärke fassen; es ist kein klarer Gedanke, daß eine Beziehung zweier Elemente mehr oder weniger vollzogen werde, wenn man nicht dies Mehr und Minder entweder in der verschiedenen

Vollzähligkeit der vollzogenen Beziehungen zwischen allen beziehbaren Punkten des Inhaltes, also in der Vielseitigkeit dieses Thuns, oder in der vervielfältigten Wiederholung derselben Handlung sucht, die, so oft sie geschieht, sich ebenso oft wieder zu ihrem eignen Gegenstand, zum Object einer neuen Reflexion macht. Man ist öfter geneigt gewesen, in der letztern Weise jenen Unterschied festzustellen; die Thiere mögen noch wissen, daß sie verschiedene Vorstellungen haben und das gegenseitige Verhältniß zwischen den Inhalten derselben empfinden; aber damit sei ihre Regsamkeit erschöpft; der Mensch mache außerdem dieses Wissen von seinen Vorstellungen zum Gegenstand eines neuen Wissens, beobachte sich also in seiner eignen beziehenden Thätigkeit, und dies Beobachten wiederum beobachte er von neuem, und so ins Unendliche fort wisse er um das Wissen vom Wissen seines Wissens, so lange bis er selbst müde wird, auf dieser Leiter der Selbstbespiegelung weiter aufzusteigen, oder wir müde werden, ihm zu folgen. Beides wird sehr bald geschehen, denn wir überzeugen uns bald, daß die Aussicht im Aufsteigen nicht weiter wird. Ist es die unterste Stufe der Leiter, nur der Schauplatz des Aufbewahrens und Verschwindens der unmittelbaren Eindrücke zu sein, die in bestimmten Verhältnissen, von mechanischen Gesetzen geleitet, sich an einander ketten, so ist allerdings das Gewahrwerden dieser Beziehungen zwischen ihnen und ihre wissentliche Verknüpfung zu einem zusammenhängenden Weltbilde eine neue Begebenheit in der Seele und eine zweite Stufe ihrer Entwicklung. Ist ferner dieses erste Erwachen des beziehenden Wissens zwar eine thätige, aber dem Vorstellungsinhalte hingegebene und ihres Thuns sich nicht abgesondert bewußte Ausbildung der Anschauung, so bildet die Selbstbesinnung, welche diese instinctiven Bemühungen in ihrem Zusammenhang unter sich als Thätigkeiten des Ich begreift, und sie in allgemeiner Gestalt von den einzelnen Beispielen ihrer Anwendung ablöst, ohne Zweifel eine neue, dritte Stufe der Entwicklung. Aber keine höhere Sprosse führt nun noch eine wesentliche Umgestaltung der Sache, oder eine neue Stellung der reflectirenden Seele zu ihren unmittelbaren Zuständen herbei; jede nochmalige Spiegelung dieses

Wissens in einem höheren verdunkelt nur, wie jede öftere Reflexion desselben Bildes, die Umrisse seines Inhaltes. Wir gelangen nur weiter, wenn wir den zweiten der oben erwähnten Gesichtspunkte benutzen. Indem wir in den zahllos verschiedenen Fällen äußerer Eindrücke uns der jedesmal anders gestalteten und doch wesentlich gleichartigen Beziehungsthätigkeiten bewußt werden, zu denen sie uns veranlassen, steigern wir durch diese wachsende Vielseitigkeit unserer Reflexion unsere Kenntniß sowohl von den Dingen als von uns selbst und glauben dann durch einen höheren Standpunkt gewonnen zu haben, was wir in der That der allseitigen Benutzung eines und desselben verdanken. Ueberlegen wir nun, wie diese drei verschiedenen Stufen des Wissens sich in der thierischen Seele und dem menschlichen Geiste verhalten.

Das erste Element alles innern Lebens, die unmittelbaren Empfindungen, welche die Außenwelt uns verursacht, haben wir als gleichartig in allen Geschöpfen angenommen, deren Vergleichung mit uns überhaupt Interesse haben könnte, und wir kommen auf ihre früher vorangeschickte Betrachtung hier nicht zurück. Das zweite Element besteht in jenen durch den Mechanismus der innern Zustände herbeigeführten Verbindungsformen, durch welche diese Eindrücke zu dem Bilde einer Welt verknüpft werden; Formen, die nicht vom Bewußtsein oder der Willkühr der Seele gehandhabt werden, sondern deren Einarbeitung in den Inhalt der Sinnlichkeit ein hinter dem Rücken des Bewußtseins geschehendes Ereigniß ist, dessen fertiges Ergebniß allein sich seiner Kenntnißnahme darbietet. Wir können später in wissenschaftlicher Reflexion zu errathen suchen, aber wir können nicht unmittelbar zusehen, wie unsere Seele beschäftigt ist, das Mannigfache der Eindrücke in Raum und Zeit zu ordnen; nur das glatte fertig gearbeitete Raumbild der Welt tritt vor unser Auge, und unmittelbar glauben wir die Zeit und die Bewegung der Ereignisse in ihr wahrzunehmen. Mit gleich unbewußter Nothwendigkeit entstehen in uns Vorstellungen von Dingen überhaupt, und die Gewohnheit, zu jeder Veränderung des Gegenwärtigen etwas hinzuzudenken, woher sie gekommen, ein anderes, wohin sie führen

wird, vieles um ſie her, wovon ſie als von ihrer bleibenden Umgebung ſich abhebt. Alle Vergleiche ferner und alle Unterſcheidungen beginnen mit der Wahrnehmung von Gleichheiten oder Unterſchieden, die unmittelbar in der Anſchauung gegeben werden. Nur verfeinert mögen ſie wohl werden durch Hilfe bewußter Ueberlegungen; aber alles beziehende Wiſſen überhaupt, wenn es in dem Bewußtwerden der Veränderung beſteht, die unſer innerer Zuſtand beim Uebergang von einem Eindruck zum andern erfährt, kann die Art und Größe dieſer Veränderung nur als entſtandenes Ergebniß wahrnehmen, muß aber dem unbewußten Mechanismus unſerer Natur überlaſſen, ſie hervorzubringen. Ob eine Farbe einer andern gleich oder ungleich, einer dritten verwandter ſei als einer vierten, dieſe Vergleichung liegt allerdings nicht wirklich unmittelbar in der Empfindung, aber dennoch haben wir Recht, wenn wir glauben, Verhältniſſe dieſer Art ſehen zu müſſen und ſie nicht denkend begreifen zu können. Denn die Wechſelwirkungen, durch welche die den einzelnen Farben entſprechenden Erregungszuſtände unſerer Seele das Urtheil über ihre Gleichheit oder ihre Verwandtſchaftsgrade beſtimmen, entgehen unſerem Bewußtſein durchaus; nur das fertige Reſultat, der Inhalt dieſes Urtheils, ſteht wie eine einfache ſinnliche Thatſache vor uns. Und ebenſo würde man nie die Größenverhältniſſe zweier ſichtbaren Gegenſtände ermitteln können, wenn nicht alle Kunſtgriffe der Berechnung, die man in ſchwierigeren Fällen dazu aufbietet, ſchließlich doch allemal dadurch unterſtützt würden, daß die Gleichheit oder Ungleichheit der Theile des letzten Maßſtabes, auf den man ſich beruft, unmittelbar wahrnehmbar iſt. So kann man ſagen, daß in dem ganzen Bereich dieſer Thätigkeit, der zweiten jener Ausbildungsſtufen, die wir unterſchieden, das Bewußtſein nur nachher kommend Kenntniß nimmt von Beziehungen, die es nicht ſelbſthandelnd angeſtiftet, ſondern die ihm der unbewußte Mechanismus der pſychiſchen Zuſtände vorgearbeitet hat. Und von dieſen Beziehungen, durch welche zuerſt die wüſte Mannigfaltigkeit der zuſammenſtrömenden Eindrücke zu einer Weltvorſtellung gegliedert wird, kann man keine den Thieren abſprechen, ohne ihr alltäg-

liches Leben unbegreiflich zu machen. Abgesehen von den räumlichen Anschauungen, in denen sie sich gleich gut zurecht finden wie wir, beweisen sie durch ihre Furcht vor dem Großen und die Verachtung des Kleinen ihre Größenschätzung, durch das Verständniß der Drohung ihre Gewohnheit, an die Vorstellung des Gegenwärtigen die der nächsten Folge zu knüpfen, durch ihr Umsehen bei unvermutheten Eindrücken die andere, die Quelle zu suchen, woher das Neue kommt. Weder der Nestbau des Vogels noch das Gewebe der Spinne, noch weniger die verbessernde Rücksichtnahme auf Umstände und zufällige Störungen, die beide in diesen Werken entfalten, wäre ohne das Zugeständniß erklärlich, daß auch ihre Seelen Vorhandenes mit Abwesendem, mangelhaftes Wirkliche mit dem vollkommenen Bilde des Gewollten vergleichen, den Unterschied wahrnehmen und in einem Dritten das Mittel seiner Beseitigung erkennen.

Aber in der Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit der Ausübung dieser Fähigkeiten finden wir ein bedeutendes Uebergewicht des Menschen. Es ist auffallend, wie sehr das Thier sich zur Wahrnehmung und zum Handeln nur augenblicklich durch Ereignisse aufregen läßt, die ein seiner Gattung zukommendes egoistisches Interesse, sei es der Selbsterhaltung oder des Vortheils, erwecken, und wie bald selbst dann nach den ersten Schritten seine Regsamkeit zu erlahmen beginnt, nachdem entweder die aufgestörten Triebe befriedigt sind, oder die weitere Beschäftigung mit dem eindruckerzeugenden Gegenstande ihm keine neuen Vorstellungen geliefert hat, die in näherem Bezuge zu seinen Lebensbedürfnissen ständen. Tausende von Erscheinungen und Ereignissen umgeben das Thier beständig und machen nicht nur ihre physischen Eindrücke auf seine Organisation, sondern erwecken unstreitig auch Vorstellungen in ihm; aber sehr wenige von diesen tausenden haben für sein Bewußtsein die anregende Kraft eines Interesses, welches einen sich fortspinnenden und allmählig erweiternden Gedankenlauf anregen und unterhalten könnte. Man täuscht sich allerdings, wenn man das ganze Seelenleben des Thieres nur als einen Instinct faßt, der ohne Empfänglichkeit für alles zur Seite Liegende auf geradem Wege immer nur Zielen zustrebe, die in dem

Charakter der Gattung begründet sind; ohne Zweifel kommt auch der Thierseele ein Gebiet unbefangener, für die mannigfach wechselnden Lagen des Lebens empfänglicher Regsamkeit zu, so wie umgekehrt das geistige Leben des Menschen nicht durchaus schattenloses Selbstbewußtsein und freie Selbstbestimmung ist, sondern auch durch manchen instinctiven Drang den organischen Zwecken seiner Gattung zugelenkt wird. Aber es fehlt dem Thiere in seinem Wahrnehmen die fortstrebende Unruhe der Neugier, die Großes und Kleines, Nahes und Fernes mit gleicher Lust und ohne Rücksicht auf besondere Vortheile umfaßt; es fehlt ebenso seinem praktischen Verhalten, hauptsächlich wohl durch diesen Mangel bedingt, ein Antrieb zum Fortschritt. Mag es wahr sein oder nicht, daß der Affe nicht auf den Gedanken geräth, das von Menschen verlassene Feuer, an dem er sich wärmt, zu unterhalten: jedenfalls bemerken wir nicht, daß den gelehrigsten Thieren in den Sinn käme, die Kunstfertigkeiten, die ihnen der Eifer des Menschen beigebracht, jemals zur Verbesserung ihrer Zustände zweckmäßig weiter zu verwenden. Ein allgemeiner Wissenstrieb und ein allgemeiner Drang zu vielförmigem Handeln sind dieser einseitigen und erfolglosen Lernfähigkeit gegenüber die natürlichen Instincte des menschlichen Geistes.

Man würde mit Unrecht diesem anfänglichen Triebe eine tiefere Bedeutung beilegen; er ist weder ursprünglich auf die Wahrheit der Dinge gerichtet, noch weiß er von einem Ziele, das er verfolgte; wie der physische Hunger, der die Organisation umtreibt, ist er die Unruhe der Seele, die Beschäftigung sucht. Nach Eindrücken überhaupt ist der natürliche gesunde Mensch überall begierig; zuerst folgen seine Sinne allem, was ihnen Nahrung gibt, dann seine Gedanken allem, was den Vorrath seiner Vorstellungen mit neuem, und doch durch Anknüpfbarkeit an das schon Besessene verständlichem Inhalt vermehren kann. An glänzenden bunten Farben, an Lärm und Getöse, an allem, woran es etwas zu sehen und zu hören gibt, freut sich der Sinn wilder Völkerschaften, und die blinde Raschhaftigkeit des Kindes verräth vielleicht mehr diese allgemeine Begierde nach Eindrücken, als die besondere Lust am Geschmack; an Erzählungen

und Mährchen hängt Beider Herz, zuerst wenigstens ohne andere Forderungen an den Inhalt, außer daß er bunt und farbenreich und wechselnd den Hunger der Einbildungskraft stille. Diese allgemeine und formlose Lust an der Mannigfaltigkeit der Dinge beschränkt und veredelt sich im Laufe des Lebens; das Interesse an den einzelnen sinnlichen Eindrücken, die täglich sich gleichartig darbieten, trägt sich auf die wechselnden Verbindungsweisen derselben über; mit dem Zunehmen der persönlichen Erfahrungen von des Lebens Lust und Leid gewinnen an überwiegender Bedeutung alle die Wahrnehmungen, die als Ursachen oder Folgen, als Gleichnisse und Symbole an das Erlebte erinnern, und ein lehrhaftes Element wird nach und nach in den Eindrücken zu der bloßen Unterhaltung hinzu verlangt. Aber diese Verengerung des Gedankenlaufes tilgt doch selten ganz die anfängliche allseitige Erregbarkeit; sie bleibt theils in der unverwüstlichen Neugierde zurück, die überall dabei sein und das eigne Ich zum Theilnehmer oder doch zum Zuschauer aller Begebenheiten der Welt machen möchte, theils lebt sie in edlerer Form in dem poetischen abenteuernden Sinne fort, der ohne besondere Aufklärungen zu suchen, ohne bestimmte Zwecke zu verfolgen, sich an der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der Welt freut, glücklich darüber, daß sie groß genug ist, um immer wieder der Empfänglichkeit des Gemüthes Nahrung zu geben.

Und neben dieser lebhaften Auffassung der Welt wird eben so früh das thätige Hinausstreben der Seele zu ihrer Veränderung und Beherrschung bemerkbar. Unsere Theilnahme haftet nicht lange an Erscheinungen, die uns ganz unveränderlich entgegenstehen; nur die höhere Ausbildung des Gemüthes kann sich träumend in sie versenken, weil sie die Fülle ihres innern Lebens an sie anknüpft. Aber alles, was in den Bereich seiner Hände kommt, beginnt schon das Kind zu verarbeiten; zuerst vernichtend, theils aus Ungeschick, theils als einfachste Form, an der Gegenständlichkeit, die eine Schranke des eignen Wesens schien, sich zur Geltung zu bringen; bald aber regt sich der feinere Trieb des Umgestaltens, der in einem bestehenden und positiven Erzeugniß sein eignes Belieben verkörpern will.

Man weiß, wie wenig dem Kinde ein ſtarres Spielzeug genügt, dem nicht wenigſtens vielfache Formen der Bewegung mittheilbar ſind, und wie früh und allgemein ſich ſeine Neigung zeigt, jede vorgefundene Aufſtellung eines Mannigfachen umzuändern, nicht weil ſie, ſo wie ſie war, einem beſondern Bedürfniß widerſprach, ſondern weil es überhaupt dem Triebe der Willkühr widerſpricht, daß etwas geordnet ſei, ohne von ihr geordnet zu ſein. Und noch viel einfacher zeigt ſich dies Hinausgreifen des Ich über die Welt. Es iſt dem Kinde nicht nöthig, ſeine Arbeit an die Dinge verwandt zu haben, um ſich auf ſie ein Recht des Beſitzes zuzuſchreiben; ſchon was es geſehen hat, ſcheint ihm ſein Eigenthum, weil doch ſein Blick darauf geruht hat; noch viel mehr jeder Gegenſtand, der ſich länger in ſeiner Umgebung befand, ihm öfter als Mittel ſeines Spieles gedient und mit ihm in einer Wechſelwirkung gegebener und empfangener Eindrücke geſtanden hat. Und darin ahmt ihm der Erwachſene eigentlich nach; der erſte zufällige Entdecker eines Naturproductes oder einer ſchönen Landſchaft fühlt ſich als geiſtiger Eigenthümer und hat oft die Verſuchung zu überwinden, ſich für gekränkt zu halten, wenn nun die Kenntniß Anderer von ſeinem Funde Beſitz nimmt. Am Ende iſt Alles, der Boden und die Bäume, die auf ihm wurzeln, die beweglichen Stoffe und die Thiere, urſprünglich auf dieſe Weiſe zur Habe des Menſchen geworden; erſt die ſtreitenden Anſprüche Verſchiedener haben zu beſtimmteren Formen der Beſitzergreifung geführt.

Nun würde alle dieſe unruhige Begier des Handelns der Vielſeitigkeit der Ausbildung von früh an hinderlich werden, wenn ſie bald auf Gegenſtände träfe, in deren dauerndem Intereſſe ſich der Geiſt befangen laſſen könnte. In der That führt das ſpätere Leben durch die Wahl eines Berufes zu dieſer Verengung der geiſtigen Regſamkeit und zur nachträglichen Entwicklung eines einſeitigen Inſtinctes, der von Vielem ſich theilnahmlos abwendet, woran das natürliche Gemüth unbefangenes Intereſſe nimmt. Aber mit Recht iſt längſt hervorgehoben worden, welche begünſtigende Bedingung beſſeren Erfolges in der langen unbehilflichen Kindheit des Menſchen liegt.

In seiner nächsten Umgebung trifft die unruhige Beweglichkeit des Kindes kaum etwas an, was durch dauernde und hervorstechend große Lust sich ihm zum bleibenden Zwecke seines Trachtens gestalten könnte, und geschähe es doch, so würde der Mangel an Kraft die energische und stetige Verfolgung solcher Ziele hindern. Sehr viele Vorstellungen sammeln sich daher einstweilen an, ohne sofort in einzelne Handlungen übergehen zu können, und durch die Ausführung derselben die Empfänglichkeit von andern bildenden Eindrücken abzuwenden. Was dem Kinde möglich bleibt, sind meist nur formelle oberflächliche Umgestaltungen seiner Umgebung, die wenig äußerlichen Erfolg, keine hervorstechende sinnliche Lust, keine Befriedigung dringender Bedürfnisse, um so mehr aber eine außerordentliche Menge neuer Anschauungen und Vorstellungen des Zusammenhanges zwischen veränderlichen Verhältnissen gewähren. Die menschliche Kindheit ist nicht nur, wie die spielerische Jugend des Thieres, ein vergnügter Scherz sinnlichen Behagens, sondern zugleich eine Zeit des Lernens und der Poesie; kindischer Poesie freilich, aber doch einer echten, die mit wunderbarer Leichtigkeit und sinnlicher Uninteressirtheit sich in die Verhältnisse der Dinge nicht nur wissend, sondern auch gemüthlich einlebt, und von der ein Nachglanz auch dem allmählig verarmenden Leben zurückbleibt.

Die Menge der so entstandenen Kenntnisse scheint zunächst nur als eine Auswahl von Mitteln Werth zu haben, die später zur Erfüllung sich einfindender Zwecke zu Gebot stehen; allein auch wenn wir zunächst davon absehen, daß Humanität nicht in der Virtuosität des Wissens, gleichviel welches Inhaltes, besteht, sondern gar sehr von dem Werthe und der vielseitigen Bedeutung dessen abhängt, was eben diesen Inhalt unserer Weltanschauung bildet, so hat doch auch für die blos formelle Vollendung der menschlichen Intelligenz die Ausdehnung des gewonnenen Vorstellungsinhaltes ihren offenbaren Vortheil. Es ist ein leerer Aberglaube, daß der Mensch, auch wenn die Umgebungen seines Lebens ihm nur die ärmlichsten und monotonsten Wahrnehmungen zuführten, doch durch die ihm eingeborne Art, sie aufzufassen, dem Thiere unendlich überlegen sein würde;

eben diese Auffassungsweisen bilden sich nur durch Uebung an dem Stoffe der Erfahrung aus, und wo die Kärglichkeit der äußeren Wahrnehmungswelt ihre Entfaltung doch nicht sehr zu hindern scheint, da findet, was wir meist vergessen, ein großer Ersatz durch die Erziehung statt, die unzählige in dem äußern Leben fehlende Anknüpfungspunkte des Nachdenkens durch Ueberlieferung hinzufügt. Auf diese allmählige Ausbildung der Intelligenz haben wir jetzt einige Blicke zu werfen.

Ihre ersten Schritte verrathen kaum eine Thätigkeit, die wir nicht auch dem Thiere zugestehen müßten. So lange die buntgefärbte Fläche, die etwa das Sehfeld darböte, unverändert und unbewegt bliebe, würde die Anschauung, auch wenn sie mit der Absicht einer Zergliederung hinzuträte, aber noch durch keine frühere Erfahrung geleitet würde, keine Veranlassung finden, jene Theilstriche anzubringen, welche dies ganze Gemälde in eine Anzahl einzelner Bilder zerfällten. Erst die Bewegung, welche die vorige Zeichnung und Lagerung zerreißt, lenkt den Blick auf die einzelne Gestalt, die alle ihre Bestandtheile unverändert zusammenhaltend, sich von der Umgebung löst, und indem unser Auge sie verfolgt, gewinnt ihre beständige Gleichheit mit sich selbst an Klarheit das Uebergewicht über die wechselnden einander gegenseitig verdunkelnden Hintergründe, an denen sie vorübergeht. So entstehen Bilder der Dinge, in dem Thiere wie in dem Menschen, nur daß der letztere, wenn er sie mit Namen der Sprache bezeichnet, ein früh sich einfindendes Nebengefühl ausdrückt, das wir in dem Thiere bezweifeln, dies nämlich, daß das Mannigfache in jedem solchen Bilde nicht nur beisammen *sei*, sondern zusammen *gehöre*, als innerliche Einheit eines Ganzen von Theilen, nicht nur äußerliche eines Haufens von Vielem. Nun besteht die wahrnehmbare Welt nicht aus unzähligen unvergleichlichen Einzelheiten, sondern aus mannigfachen Verknüpfungen von Eindrücken, die in wenige auf einander nicht zurückführbare Gruppen zerfallen. Schon die unmittelbare Wahrnehmung aber unterscheidet nur unvollkommen zwei sehr nahe benachbarte Glieder solcher Reihen, zwei Farbenschattirungen, zwei fast gleich hohe Töne;

noch mehr entgehen solche Unterschiede der Erinnerung, wenn ein Zeitverlauf zwischen die erste und die zweite dieser Empfindungen fiel. Mit unmittelbarer Deutlichkeit tritt anderseits für unsere Anschauung das Verwandte in mehreren Gliedern jeder Reihe hervor, obgleich es von dem gleich deutlich mitgefühlten Ungleichen nicht trennbar ist. Was Roth und Blau beide zu Farben macht, läßt sich nicht absondern von dem, was Roth zu Roth und Blau zu Blau macht, aber trotz der Unmöglichkeit dieser Zergliederung erkennen wir doch lebhaft die Aehnlichkeit beider in dem gemeinschaftlichen Namen der Farbe an. So entsteht, indem dasselbe sich an Tönen, Geschmäcken, Gerüchen und den Empfindungen des Tastsinnes wiederholt, eine Gruppe allgemeiner Vorstellungen, deren Inhalt nicht durch zusammensetzende Thätigkeit des Denkens hervorgebracht und nie für sich allein, sondern stets nur an den verschiedenen Beispielen anschaulich ist, als deren einfacher, gemeinsamer Charakter er unmittelbar empfunden wird. Zugleich mit dieser Gruppe aber, und begünstigt durch das leichte Zusammenfallen verwandter aber doch nicht ganz gleicher Merkmale in einen Eindruck, entwickeln sich jene andern allgemeinen Bilder, in denen eine Mannigfaltigkeit verbundener Theile unterschieden bleibt; Bilder von Gegenständen, welche die Wahrnehmung oft, in vielfachen Exemplaren darbot, und deren Einzelformen mit Verwischung ihrer feinen Unterschiede und mit Verstärkung ihrer gemeinschaftlichen Züge sich zu einem mittleren Gesammtumriß verschmolzen haben. Auch hierin liegt an sich nichts, was die menschliche Intelligenz auszeichnete; ganz ähnliche allgemeine Bilder kommen ohne Zweifel auch in dem Vorstellungslaufe des Thieres vor; es muß deren haben, schon um seine Feinde erkennen zu können, oder die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse; denn beide fallen in verschiedenen nicht gleichen, sondern nur ähnlichen Exemplaren in seine Erfahrung, und beide können namentlich jeder Furcht vor Zukünftigem, die das Thier ausdrückt, nur als solche unbestimmte allgemeine Bilder vorschweben. Ein einziger Zug mag hierin dem menschlichen Vorstellen eigenthümlich sein: der neue Eindruck ruft nicht nur in unserer Erinnerung das allgemeine

Bild, dem er ähnlich ist, als eine begleitende Erscheinung wieder hervor, sondern dies Allgemeine wird von uns als das beherrschende Gesetz angesehen, welches die Verbindung der Merkmale in jener besonderen Wahrnehmung vorzeichnet, oder als der bleibende wesentliche Stamm, an den sich veränderlich hier diese, dort andere bestimmtere Eigenschaften knüpfen.

Hierin liegt der einzige unterscheidende Charakter, welcher die Begriffe des menschlichen Denkens auszeichnet, so nämlich, wie sie wirklich im unbefangenen Anschauen der Welt in uns entstehen, abgesehen von der höheren Ausbildung, die ein schulmäßiges Denken ihnen zu geben sucht und oft mit Unrecht schon in ihnen zu finden glaubt. Sehr vielen Worten der Sprache entspricht sogar im gewöhnlichen Gebrauch eine noch weniger ausgebildete Auffassungsweise ihres Inhaltes. Wer von Natur, vom Leben, von Geschichte spricht, häuft in diesen Namen eine unbestimmte Menge einzelner nur sehr theilweis bekannter Ereignisse zusammen und begleitet diese Summe mit dem Nebengedanken, daß sie ein Ganzes bilde, ohne doch durch irgend ein mitgedachtes und angebbares Gesetz die Form ihrer Vereinigung zu bestimmen. Aber selbst da, wo dies geschieht, wie in dem Eigennamen einer Person, für deren individuelle Merkmale wir das Allgemeinbild des Menschen als vereinigendes Muster hinzudenken, ist diese aufklärende und formbestimmende Thätigkeit unsers Vorstellens überall unvollendet und unvollendbar. Wird jener Name durch das Bild des Menschen erläutert, so ist dieses Bild selbst doch nur eine Vorstellung, die wieder nur Theile zum Ganzen verbindet; erklären wir auch diese Verbindung weiter, indem wir das allgemeine Bild des Menschen durch das noch allgemeinere des Thieres bestimmen, an dem nun wie an ihrer gesetzgebenden Formel die speciellen Merkmale jenes haften, so ist auch dies zur Erklärung herbeigezogene neue Bild nur ein neuer gleichdunkler Umriß, dessen Verzeichnungsgesetz wieder in einem höheren Allgemeinen zu suchen sein würde. Jede Definition, die auf diese Weise das unmittelbar Gegebene durch sein innerliches Bildungsgesetz zu bestimmen sucht, schiebt nur, wenn sie auf die allge-

meinere Art oder Gattung zurückgeht, den größeren Theil der auszuführenden Arbeit als einen schon ausgeführten zur Seite. Sie beruft sich darauf, der natürliche Mechanismus des Vorstellungsverlaufes werde in jedem Bewußtsein verständliche und anschauliche Bilder dieses Allgemeineren bereits erzeugt haben, von denen sie nun ausgehen will, um durch Hinzufügung der letzten unterscheidenden Merkmale das specielle Bild des besondern Inhaltes zu vollenden, von dem die Rede sei. Je weiter indessen die allgemeinen Vorstellungen von der unmittelbaren Wahrnehmung des Einzelnen abliegen, um so weniger ist offenbar auf Vollständigkeit, Klarheit und übereinstimmende Feststellung ihres Inhaltes zu rechnen; im Gegentheil wird im naturwüchsigen Gebrauch des Denkens jeder Begriff dann am klarsten sein, wenn er sich nur auf das zunächst liegende allgemeine Bild beruft, dessen wesentliche Züge noch jedes Bewußtsein mit erträglicher Vollständigkeit und Genauigkeit beisammenhält. Sollen nun auf den Grund dieses Bildes die besonderen Züge des einzelnen Gegenstandes aufgetragen werden, so würde eigentlich jedes der allgemeinen Merkmale des ersteren einer besonderen und eigenthümlichen Modification bedürfen, um als Merkmal des letztern auftreten zu können; jeder Zug des allgemeinen Charakters des Thieres z. B. würde in dem besonderen Wesen des Menschen in eigenthümlicher menschlicher Form ausgeprägt sein. Aber anstatt dieser selbst für die Wissenschaft unerfüllbaren Aufgabe muß sowohl die logische Definition als der gemeine Gebrauch des Denkens sich begnügen, einen oder wenige charakteristische Züge des Menschen hervorzuheben, die ihn von andern Arten der Thiere unterscheiden, deren Verbindung aber mit seinen übrigen Eigenschaften ebenso sehr einem unerwähnt bleibenden, unklaren Gesammteindruck überlassen wird, wie die Bedeutung des höheren Begriffes, vom Thiere, ursprünglich einem solchen überlassen blieb. So wenig geben unsere gewöhnlichen Begriffe die innere Organisation ihres Inhaltes wieder; nicht sowohl zur Erkenntniß dessen bestimmt, was ihr Gegenstand eigentlich ist, als vielmehr zu seiner bloßen Unterscheidung von dem, was er nicht ist, knüpfen sie meist nur an einen ganz

unanalysirten Gesammteindruck eine vage Erinnerung an ein Allgemeines, das in ihm gebietet, und einige wenige Kennzeichen, die seine Verwechselung mit Anderem verhüten. Daß sie selbst hierin von dem Stande unserer jedesmaligen Kenntniß abhängig sind, daß sie in der Erweiterung der Erfahrung theils früher angenommene Unterscheidungsmerkmale wieder aufheben, theils das Allgemeine anders und näher bestimmen, daß sie endlich durch einzelne Bedürfnisse der Untersuchung und des alltäglichen Nachdenkens genöthigt, allmählig tiefer in jene unzergliederte Fülle ihres Inhaltes eindringen und sie aufzuklären suchen müssen, alles dies bedarf so wenig weiterer Beweise, als die oft gemachte Bemerkung, daß sie damit nie zu Ende kommen, daß also unsere Begriffe stets veränderliche, sich immer mehr ausgestaltende Bildungen unsers Vorstellens sind.

Aber nicht nur im Verlauf eben dieser Fortentwicklung erreichen sie zuletzt eine Stufe der Vollendung, die dem thierischen Gedankenlaufe versagt bleibt, sondern überall unterscheidet sie allerdings von den allgemeinen Bildern, die ihre Stelle in diesem vertreten, jener oben erwähnte wesentliche Zug, daß das Allgemeine zu dem Besonderen als sein formgebendes Gesetz hinzugedacht wird. Wie unausführbar auch im Einzelnen und wie bedenklich in vielen ihrer Anwendungen diese Gewohnheit unsers Denkens sein mag: neben dem einfacheren Gedanken des Ganzen und seiner Theile, durch welchen das Zusammensein des Vielen in ein Zusammengehören verwandelt ward, ist sie ein neuer Ausdruck der Tendenz des Geistes, die inneren Zusammenhang und Gesetzlichkeit überhaupt allenthalben in den Erscheinungen sucht, obwohl sie theilweis den Weg verfehlen mag, der dahin führt. Dieser Nebengedanke aber haftet gleich kraftvoll an den undeutlichsten wie an den vollendetsten Begriffen, und weit entfernt eine künstliche Bildung des schulmäßigen Nachdenkens zu sein, ist die Voraussetzung, die Fülle der Welt sei nur in einem umfassenden abgestuften System von Gattungen, Arten und Unterarten zu begreifen, dem gewöhnlichsten Benehmen des Menschen allenthalben eingewachsen. Ich will nicht darauf zurückkommen, welchen Zauber schon der sprachliche Name der Dinge übt, und wie sein Aussprechen

das vorher Unbekannte bekannt zu machen scheint, weil man nun die Gewißheit hat, daß es in irgend einem Allgemeinen seine Stelle hat; ich darf nur an die Leichtigkeit erinnern, mit der zu ihrem eignen Schaden die Wißbegierde sich oft befriedigen läßt, sobald sie gelehrt wird, einen vorkommenden Fall unter seine allgemeine Art unterzuordnen; an die unvertilgbare Sucht, selbst Ereignisse und Zustände, deren wahre Natur in jedem Falle nur aus dem Zusammenwirken ihrer speciellen Bedingungen begriffen werden kann, lieber aus ihrer systematischen Stelle in irgend einer Classification verstehen zu wollen; an die ganze logische Keckheit und Verzagtheit, die zu so verschiedenen Sophismen in der Behandlung der Dinge und des Lebens führt, je nachdem sie entweder bei den geringsten Unterschieden des Gegebenen Halt macht und für verschiedene Arten der Verhältnisse auch verschiedene Behandlungen verlangt, oder über unzählige Differenzen leicht hinwegspringt und gleichartiges Verfahren gegen Alles fordert, wofür es noch eine entfernte Möglichkeit seiner Zurückführung unter einen gemeinsamen Artbegriff gibt. Und zu diesen Erscheinungen im Gebiete des Erkennens tritt ein wichtiges Gegenbild des praktischen Verhaltens. Von allen Handlungen verlangen wir, sie sollen eine Art haben; in der Bezeichnung des Unartigen liegt die Mißbilligung, die noch abgesehen von allen sittlicheren Rücksichten schon dem zu Theil wird, was sich dieser nothwendigen Vergleichbarkeit aller Dinge und Verhältnisse entzieht. Der Egoismus des Einzelnen erkennt die Bedeutsamkeit dieses Begriffes selbst durch die Widersprüche an, in die er sich verwickelt; Niemand mag gern als eine Art Mensch bezeichnet werden, seine Individualität sträubt sich lebhaft gegen die Fessel eines allgemeingiltigen Maßstabes, die ihm hierdurch angelegt wird; aber Jeder beruft sich gern, um seine Ansprüche zu begründen, nicht nur darauf, daß er Mensch sei, sondern ebenso häufig darauf, einer bestimmten bevorzugten Art der Menschen anzugehören. Die roheste tyrannische Willkühr kommt im wortlosen Handeln wohl, aber höchst selten in Zumuthungen, die sie ausspricht, so weit, dem Andern etwas aufzulegen, was aus völliger individueller Willkühr hervorginge, und nicht durch einen sophistischen

Vorwand als ableitbar aus irgend einer allgemeinen Art der Menschen, der Dinge, der Verhältnisse gedeutet werden könnte. Die erste Feststellung socialer Einrichtungen ist nicht unter der Herrschaft allgemeiner Sittengesetze, die zunächst sich auf die Handlungen und die Gesinnung bezögen, sondern unter dem Einflusse der Artbegriffe entstanden; sie ging zuerst davon aus, die besondere Natur und Stellung jedes Individuum zu bestimmen, und ihm daraus die Summe seiner Pflichten und Rechte abzuleiten, die ihm als dieser Art von Wesen zukomme; und wie weit ausgebreitet ist noch jetzt die traurige Gewohnheit, Verschiedenheiten der gesellschaftlichen Stellung, die irgend eine Ursache herbeigeführt hat, zu fernerhin unvertilglichen Artbegriffen erhärten zu lassen und daraus Folgen zu ziehen! Man darf ferner nur einen flüchtigen Blick auf den großen Verlauf der Geschichte werfen, um zu bemerken, wie entschieden in allen Augenblicken, in denen es sich um Neugestaltung geselliger Verhältnisse handelt, neben ganz thierischer Roheit überall die unverwüstliche Neigung des Menschen zu systematischem Doctrinarismus hervortritt. Es gehört zu den größten Ergebnissen der Bildung, unterscheiden zu können, in welchen Fällen ein Zurückgehen auf allgemeine Principien unerläßlich und jede partielle Maßregel verderblich ist, und in welchen andern es ebenso unabweislich geboten ist, Ungleichartigkeiten zu schonen, den vorliegenden Zustand aus seinen speciellen Bedingungen zu begreifen, und durch deren specielle Aenderung, durch Maßregeln des Augenblickes, durch Ausnahmsverhältnisse zu bessern. Diese Einsicht findet sich selten; in der Regel je ungebildeter der Mensch und je ungewohnter ihm ein Gebiet ist, auf das er neu berufen wird, um so mehr entwickelt sich in ihm ein alles systematisirender Formalismus, eine trockene Vorliebe für symmetrische Schemata, ein poesieloses Kleben an ärmlichen leicht übersehbaren Symbolen, eine Neigung, alles Individuelle nur als Exemplare eines kalten Artbegriffes zu numeriren. Aber in allen diesen Einseitigkeiten können wir doch nur das Bestreben finden, jene allgemeine Ahnung der Gesetzlichkeit, den wesentlichsten Zug des menschlichen Denkens, in ihrer einfachsten und rohesten Form

an dem Inhalte zur Geltung zu bringen, dessen Natur zu großem Theil eine weit feinere Anwendung derselben Voraussetzung verlangt.

Es liegt nicht in unserer Absicht, den weiteren Umwandlungen der Begriffsformen nachzugehen, die nicht mehr dem allgemeinen menschlichen Leben, sondern der Wissenschaft angehören. Wir haben nur zu erinnern, daß in derselben Weise, in welcher so die allgemeinen Bilder oder Begriffe der Gegenstände entstehen, sich auch die der Begebenheiten, der Beziehungen, der Verhältnisse entwickeln, theilweis mit noch mehr Unklarheit und Unsicherheit, wie dies die weniger selbständige und anschauliche Natur ihres Inhaltes erwarten läßt. Aber wir können nicht zugeben, daß außer diesen der Erfahrung entwachsenen sich im Geiste noch andere, vor aller Erfahrung ihm eigene Begriffe vorfänden, angeborne Begriffe, durch deren ursprünglichen Besitz ihm von Haus aus das klare Bewußtsein der Regeln geschenkt wäre, denen er in der denkenden Verarbeitung der Wahrnehmungen folge und folgen solle. Wir haben früher bereits uns dafür entschieden, daß der vielmißbrauchte Name angeborner Ideen nur Gewohnheiten des Handelns bezeichnen könne, die sich aus der Natur des Geistes nothwendig, aber zunächst ihres Zieles und ihrer eignen Bedeutung unbewußt, entwickeln, und daß erst eine spätere Reflexion auf sein eignes Thun dem Verstande ein Wissen von diesen Trieben verschaffe, denen er sich in unzähligen Anwendungen bereits hingegeben hatte. Man hat so viel von reinen Verstandesbegriffen gesprochen, die der Mensch als ursprünglichen Besitz den Eindrücken der Wahrnehmung entgegenbringe, ohne doch angeben zu können, auf welche Weise sie so ursprünglich in ihm enthalten sein mögen, da doch leicht nachweisbar weder das Bewußtsein des Kindes noch das des Ungebildeten sie als fertige Vorstellungen einschloß. Man hat gehofft, ihre ganze Anzahl vollständig entweder in einer tabellarischen Uebersicht oder in einer gegliederten Reihe aufzeigen zu können, und doch haben nie die Meinungsverschiedenheiten über das aufgehört, was zu dieser Summe der uns angebornen Denknothwendigkeit zu rechnen sei; ein Streit, der nie

entſtehen konnte, wenn in der That jedem Geiſte die Geſammtheit dieſer Wahrheit urſprünglich eingepflanzt, und wir nicht genöthigt wären, ſie im Laufe einer Entwicklung, die Irrthum und Ungewißheit zuläßt, erſt zu finden. Und hätten wir ſie dann gefunden, ſo würden wir endlich auch bemerken, daß es keine ungünſtigere Form des Ausdruckes für ſie geben kann, als die hergebrachte, die von angebornen Begriffen ſpricht. Soll es in uns einen Keim der Wahrheit geben, durch deſſen Anwendung wir die mannigfaltigen Wahrnehmungen zu innerem Zuſammenhang bringen könnten, ſo muß dieſer Keim wenigſtens in der Form von Urtheilen gegeben ſein, die uns lehren, wie wir von einem Inhalt der Wahrnehmung mit Recht und innerer Nothwendigkeit zu einem andern übergehen können; er würde ganz nutzlos ſein in Geſtalt einfacher Begriffe, von denen ſich nicht würde ſagen laſſen, was mit ihnen zu beginnen ſei. Und ſelbſt in dieſer Form, recht eigentlich als *Vorurtheile* über den nothwendigen Zuſammenhang aller Erfahrungen, die da kommen könnten, finden wir die meiſten dieſer Sätze doch nicht als bewußte und anerkannte Maßſtäbe der Beurtheilung in uns, ſondern ſie wirken urſprünglich in uns allenthalben wie verſchwiegene, ihrer ſelbſt unbewußte Vorausſetzungen, unter deren Einfluß wir wohl im Einzelnen die weitere Verknüpfung der Wahrnehmungen vornehmen, ohne doch ſie ſelbſt und ihren eigenen weſentlichen Inhalt abgeſondert für ſich zu kennen. Erſt wenn eine ausdrückliche Frage an uns gerichtet wird über die Gründe, auf die ſich unſere inſtinctive Beurtheilung der Dinge, unſere Ueberzeugung von der Gewißheit der eigenen und der Falſchheit einer entgegengeſetzten Anſicht beruft: erſt da brechen dieſe vorher nur blind wirkenden Vorurtheile zum Bewußtſein hindurch. Und man wird dann finden, daß einige wenige von ihnen ſich mit der vollen Klarheit einer nicht anders ſein könnenden Wahrheit aufdrängen, viele dagegen in dem Verſuche ſie auszuſprechen die Sicherheit und Gewißheit verlieren, mit der ſie als unausgeſprochene Vorurtheile uns leiteten, manche endlich ſogleich, ſobald man ſie in allgemeiner Geſtalt von ihren gewohnten Anwendungsobjecten zu löſen ſucht, ſich als Irrthümer verrathen,

deren Falschheit nur um der besondern Eigenthümlichkeit dieser Objecte willen unbemerkt bleiben konnte.

Ein zweiter aufmerksamer Blick wird ferner lehren, daß auch diejenigen Sätze, deren Ueberredungskraft nicht so schnell verloren geht, doch aus sehr verschiedenen Quellen stammen. Nur sehr wenige von ihnen sind dergestalt von allem bestimmten Inhalte der Erfahrung unabhängig, daß sie uns als nothwendige Gesetze jeder Welt, sie sei welche sie wolle, mithin als unerläßliche Bedingungen der Denkbarkeit von Allem, erscheinen. Manche andere haben nur eine mittelbare Gewißheit und ihre Gebote kommen uns als unabweislich vor, weil die Welt nun einmal so ist, wie sie ist; die großen allgemeinen Formen der Wirklichkeit haben uns hier imponirt und uns daran gewöhnt, für selbstverständlich und nothwendig zu halten, was wir thatsächlich allenthalben wiederkehren sehen. Endlich würden wir leicht bemerken können, daß manche scheinbare Nothwendigkeit eines bestimmten Verhaltens der Dinge, die wir in noch andern Sätzen ausgesprochen finden, keineswegs durch die Undenkbarkeit ihres Gegentheils bestätigt wird, daß sie also nicht etwas ausdrückt, was anders nicht sein *könnte*, sondern etwas, was so sein *soll*, wie wir es meinen, und absurd sein würde, wenn es anders wäre; ästhetische und sittliche Regungen unsers Gemüthes sind hier im Stillen thätig gewesen und haben uns vermocht, Verhältnisse, die unserem Ideal einer vollkommenen Welt entsprechen, für denknothwendige Gesetze jeder wirklichen Welt zu halten. Das Gesetz der Identität und das des Zusammenhanges von Ursache und Wirkung mögen als Beispiele der ersten dieser Gruppen dienen; die Vorstellung von einer nothwendigen Beständigkeit der Masse, von der Unvergänglichkeit des Stoffes, und zahlreiche andere Voraussetzungen, die wir uns über Naturereignisse bilden, füllen die zweite, die Sehnsucht nach irgend einer höchsten Einheit der Welt, die Verehrung dieses Begriffes der Einheit überhaupt gehört kenntlich der dritten an. In allen diesen Dingen ist es fast nirgends die reine Intelligenz, möge sie Verstand oder Vernunft genannt werden, die uns jene für unverbrüchlich gehaltenen Voraussetzungen dictirt; es ist

überall der ganze, der zugleich denkende, zugleich ästhetisch fühlende und sittlich urtheilende Geist, der aus der Gesammtheit dieser seiner vollen Natur heraus jene verschwiegenen Obersätze in uns hervorbringt, denen unsere Wahrnehmung den Inhalt der Erfahrung unterzuordnen sucht. Und anderseits ist es auch dieser ganze Geist nicht als reiner, von der Erfahrung noch unberührter, dem wir diese Voraussetzungen unserer Beurtheilung der Dinge wie fertig uns mitgegebene Werkzeuge verdanken, als hätte er sie als Ergebniß einer Concordanz zwischen allen den Forderungen seiner intelligenten, ästhetischen und sittlichen Natur gestiftet; vielmehr die wirklichen Erfahrungen selbst sind es erst, die den Geist reizen, allmählig sein Wesen zu entfalten und im Kampf mit den Dingen sich die Kampfweisen zu bilden, die er bedarf. Alle jene Systeme, die da geglaubt haben, den Inhalt der denknothwendigen Wahrheit als eine abgeschlossene vollständige Reihe gleich ursprünglicher Erkenntnisse darstellen zu können, haben in der That vielmehr Reflexionen von sehr verschiedenem Datum gesammelt, die der menschliche Geist im geschichtlichen Lauf seiner Bildung an den Stoff der äußern Wahrnehmung und an die Schicksale des Lebens zu knüpfen gelernt hat, und unter denen nur wenige Grundsätze sich finden, die sich als ursprünglich ihm angehörige Wahrheiten bezeichnen lassen, d. h. als solche, die unabhängig von dem bestimmten Inhalte der Erfahrung sich in jedem Gemüth übereinstimmend und so frühzeitig entwickeln, daß die Gewinnung aller andern Erkenntnisse unter ihrem Einflusse und mit ihrer Hilfe geschieht.

Auch wenn wir nicht dieser Ansicht wären, so würde doch unser gegenwärtiger Zweck, der nicht in der Darstellung aller erreichbaren Wahrheit, sondern in der Schilderung der Art liegt, wie ein Theil derselben in der naturwüchsigen Entwicklung des Menschen erreicht wird, uns zur Beschränkung auf wenige Beispiele nöthigen. Das Gesetz der Identität, daß jeder gedachte einfache Inhalt sich selbst gleich sei, und das Gesetz der Causalität, nach dem jede Veränderung ihre Ursache verlangt, gehören beide zu der Zahl jener letztern Sätze. Obwohl sie gewiß dem Geiste nicht als bewußte Besitzthümer ange-

boren ſind, ſo läßt doch Jeder ſich leicht dahin bringen, ſie, wie ungeſchickt auch immer, auszuſprechen und ſich ihrer als bisher unbewußt befolgter Grundſätze ſeines Erkennens zu erinnern, denen er von nun an um ihrer Nothwendigkeit willen mit Bewußtſein folgen werde. Woher kommt nun der Inhalt dieſer Sätze, und woher das Gefühl ihrer Nothwendigkeit? Hat uns die äußere Erfahrung durch die ruhige Unveränderlichkeit der Dinge, ſo lange ſie ſich ſelbſt überlaſſen bleiben, und durch die Veränderungen, die ſo häufig ihr Zuſammentreffen unter einander begleiten, daran gewöhnt, an die Vorſtellung jedes einzelnen einfachen Inhaltes nur die Erwartung ſeines Gleichbleibens mit ſich ſelbſt, an eine Begegnung mehrerer die einer Aenderung und umgekehrt an jede Wahrnehmung einer Aenderung den Gedanken eines ihr vorausgehenden Grundes zu knüpfen? Aber die äußere Erfahrung bietet umgekehrter Fälle die Menge: ſcheinbar ſich ſelbſt überlaſſene Dinge, die doch ſich nicht gleich bleiben; Veränderungen, deren Urſachen und Folgen uns entgehen; aus ihr kann kein denknothwendiges Geſetz entſpringen, welches die Verhaltungsweiſe, die nur einem Theile der Wirklichkeit erfahrungsmäßig zukommt, auf das Ganze derſelben und auf alle denkbare Zukunft ausdehnte. Doch wenn wir nun nicht blos zuſehend, ſondern experimentirend verfahren und überall, ſobald wir gewiſſe Umſtände erzeugt haben, eine beſtimmte Folge eintreten ſehen, finden wir dann nicht beides zugleich, ſowohl den inneren Zuſammenhang der Bedingtheit, als die Gleichheit der Folge, die denſelben Bedingungen gehört? Aber auch dies würde uns nur berechtigen, Zuſammenhang zwiſchen denjenigen Paaren von Ereigniſſen zu behaupten, zwiſchen denen ihn unſer Experiment nachwies, aber nicht dazu, einen ähnlichen allgemein giltig vorauszuſetzen. Gehen wir daher, wenn die äußere Erfahrung dies nicht leiſten kann, auf die innere zurück, und verſuchen wir, ob es uns gelinge, irgend einen einfachen beſtimmten Inhalt zugleich als das zu faſſen, was er iſt, und als das, was er nicht iſt, oder als ſich verändernd ohne irgend einen Grund der Veränderung. Wir werden ohne Zweifel bei jedem einzelnen Verſuche dieſer Art ſcheitern, gleichviel an welchem einfa-

chen Inhalt wir ihn anstellen; aber an sich beweist doch das Mißlingen in dem einen Augenblick und an dem einen Object keineswegs, daß derselbe Versuch in einem andern Augenblick und an einem andern Object ebenso mißlingen müsse: es sei denn, daß irgend Etwas uns berechtigte, jeden einzelnen dieser Fälle als eine Bürgschaft für alle denkbaren Fälle zu betrachten. Dieses Etwas ist nun da; es besteht in nichts Anderem, als in eben jenem Satze der Identität selbst, dessen richtig gefaßter Sinn vorher von dem Bewußtsein als eine völlig unbedingte grundlose und nothwendige Wahrheit aufgefaßt und geglaubt sein muß, ehe davon die Rede sein kann, daß irgend eine andere besondere, durch den Mechanismus unserer geistigen Natur herbeigeführte, zuerst unbewußt vollzogene, dann mit Bewußtsein von uns wahrgenommene Verknüpfungsweise der Eindrücke uns mit dem Gefühle ihrer Allgemeingiltigkeit und Nothwendigkeit überkommen solle. Nicht daraus kann die Nothwendigkeit des Satzes der Identität *für uns* bewiesen werden, daß er zuerst *in uns* giltig sei, und wir es dann merkten bei dem Versuche, ihm zuwider zu handeln; vielmehr um aus den einzelnen Fällen, in denen wir doch allein mit ihm oder mit einem andern denknothwendigen Satze diesen Versuch machen können, auf das nothwendige Mißlingen in allen Fällen schließen zu dürfen: dazu muß die unmittelbare Gewißheit eben desselben Satzes schon vorausgehen, die Gewißheit, daß ein Fall so gut ist, wie unzählige gleiche, daß überall, wo gleiche Bedingungen wiederkehren, die gleiche Folge mit ihnen verbunden ist, die Gewißheit, daß es überhaupt in der Natur unsers eignen Geistes so wie in der der Dinge, die seine Objecte sind, eine solche Treue und Beständigkeit gibt, durch die Alles ist was es ist, Beharrliches beharrlich, Veränderliches veränderlich, Widersprechendes widersprechend; eine Treue, die jedem andern Zusammenhange erst erlaubt, nothwendig und allgemeingiltig, ja überhaupt möglich zu sein; denn wie könnte zwischen Zweien ein Zusammenhang irgend welcher Art gedacht werden, wenn nicht beide dadurch, daß sie sind, was sie sind, oder werden was sie werden, dem sich zwischen ihnen spannenden Verhältnisse gestatteten, sich auf sie wie auf feste Pfeiler

zu ſtützen, oder ihrer nach beſtimmter Richtung gehenden Bewegung nachzufolgen? Wie könnte irgend ein Schluß von uns oder irgend eine Folge von den Dingen begründet werden, wenn das Seiende oder Werdende, woraus Schlußſatz und Folge fließen ſoll, zugleich ein Anderes wäre oder würde, als das, worin beide ihren Grund haben?

Es iſt vergeblich zu hoffen, daß es irgend einer Pſychologie gelingen werde, unter der Vorausſetzung, daß allgemeine und nothwendige Geſetze thatſächlich den mechaniſchen Verlauf unſeres inneren Lebens lenken, aus dieſem Verlauf allein die unvermeidliche Anerkennung ihrer Nothwendigkeit, die Entſtehung eines bewußten Begriffes der Nothwendigkeit in uns, abzuleiten; und ebenſo wenig können wir glauben, daß die thieriſche Seele zur Erzeugung dieſes Begriffes befähigt iſt. Den menſchlichen Geiſt vielmehr zeichnet es aus, in der Reflexion auf die mechaniſch vollzogenen Handlungen ſeines Wiſſens ſich bewußt werden zu können, daß in ihnen eine Geſetzlichkeit liegt, die ins Unendliche hinausreicht über die einzelnen Fälle, in denen ſeine innere Erfahrung ſie befolgt findet; daß es überhaupt etwas gibt, was Wahrheit zu nennen iſt, nicht in dem beſchränkten Sinne einer Uebereinſtimmung der Vorſtellung mit ihrem vorgeſtellten Inhalt, ſondern in der Bedeutung einer Folgerichtigkeit, durch die es erſt einen vorſtellbaren Inhalt gibt, durch die dem bunten Fluſſe der Wahrnehmungen die verläßliche Grundlage durchgehender Wechſelbedingtheit, jeder Bedingung die Sicherheit ihrer Folge, dem Ganzen der Erſcheinung der Zuſammenhang einer Wirklichkeit im Gegenſatz zur bodenloſen Willkühr eines irren Traumes, der forſchenden Frage überhaupt ein unnachgiebiger Standpunkt gegeben wird. Darin, daß in dem menſchlichen Geiſte in dem Momente der Reflexion auf das, was in ihm geſchieht, dieſe zuverſichtliche Gewißheit vom Daſein einer Wahrheit überhaupt rege gemacht wird, darin liegt eine der urſprünglichſten, auf allen Mechanismus nur antwortenden, aber nicht durch ihn vorgeſagten Aeußerungen ſeines Weſens, des Weſens, das ihn zur Wahrheit und zu der Verwandlung des Vorſtellungsverlaufes in Erkenntniß befähigt. Setzen wir dieſen einen Zug voraus, ſo können wir begreifen, wie

fernerhin der Geist sich durch die Anregungen der Erfahrung zum Forschen und zum Finden der einzelnen Wahrheiten bringen läßt. Indem er an jeder Erscheinung der inneren nicht minder als der äußeren Erfahrung Anstoß nimmt, die, so wie sie sich darbietet, jener Beständigkeit und Treue widerspricht, in der für ihn alle Wahrheit liegt, lernt er allmählig durch Verknüpfung des in der Wahrnehmung Zerstreuten, des Gegebenen mit Nichtgegebenem, des Gegenwärtigen mit Vergangenem, die bestimmteren inhaltvollen allgemeinen Gesetze auffinden, die diese Welt mit den einmal bestehenden Grundzügen ihres Baues beherrschen müssen, sobald sie mit jenem höchsten Maßstabe der Wahrheit zusammenstimmen soll.

Der Weg zu dieser allmähligen Ausbildung ist lang und unvollendbar; nicht nur die gewöhnliche Bildung des Lebens irrt oft von ihm ab, wenn sie an die zufällig uns nahe getretenen Bruchstücke der Erfahrung ohne Uebersicht des Ganzen ihre Reflexionen anknüpft und mit bald ermüdendem Interesse ihre hie und da angeregten Gedankenreihen nur einige Schritte weit fortführt, ohne auf ihre endliche Vereinigung zu denken; auch die Wissenschaft begeht Irrthümer genug, wenn sie in ihrer systematischen Weise zusammenfassen will, was uns um jener unbedingten Wahrheit willen durch die Wirklichkeit mittelbar denknothwendig gemacht wird. Noch weniger besitzt das gemeine Leben die allgemeinen Wahrheiten fertig, am wenigsten ein vollendetes Bewußtsein derselben. Nur die Ahnung, daß es eine Wahrheit überhaupt gibt, verfolgt den Menschen überall und ist selbst da, wo ihr Begriff nie abgesondert für sich gedacht würde, als die unbewußte Macht wirksam, unter deren Einfluß das Bewußtsein arbeitet. Welche Anwendungen dagegen von ihr in Bezug auf die einzelnen Erscheinungen zu machen sind, darüber täuschen uns die Verwicklungen dieser allzu oft, und wenige Beispiele werden hinreichen zu zeigen, wie aus Mißverständniß dessen, was wir suchen, die widersprechendsten Vorstellungen in unserem gewöhnlichen Bewußtsein neben einander Platz nehmen.

Wenn man, um jene Verwicklungen des gegebenen Inhaltes zu vermeiden, ein völlig Einfaches ins Auge faßt, so wird Jeder in

Bezug auf daſſelbe den Satz der Identität richtig ausſprechen, und behaupten, daß Blau ſtets Blau und Roth nie etwas anderes als Roth ſei. Aber neben dieſer Einſicht gehen ganz unbekümmert Vorſtellungen einher von Dingen, die verändert werden und in der Veränderung bleiben, was ſie ſind, von Subſtanzen, die ſich umwandeln, ohne aufzuhören, von einem Weſen, das erſcheint und ebenſo ſehr dieſe Erſcheinung ſelbſt, als auch von ihr verſchieden iſt, von Subjecten endlich, die bald handeln bald ruhen, ohne durch dieſe Verſchiedenheit des von ihnen Behaupteten ihre Identität mit ſich ſelbſt einzubüßen. Ich meine nicht eben, daß in dieſen Vorſtellungsweiſen der menſchliche Verſtand irrt, aber er wendet offenbar, durch den unanalyſirten Eindruck der Wahrnehmungen bewogen, jenen Grundſatz der Sichſelbſtgleichheit in einer tumultuariſchen und widerſprechenden Weiſe an, ohne durch Zergliederung des Gegebenen ſich über die Möglichkeit jener Ausdrücke und ihre Verträglichkeit mit dieſem Grundſatze zu rechtfertigen. Und wenn die beginnende Reflexion ſich dieſer Widerſprüche bewußt wird, geräth ſie nicht ſelten in den entgegengeſetzten Fehler; ſie ſucht in dem allgemeinen Satze Aufklärungen über die Natur der Dinge, die nicht in ihm liegen, ſondern nur durch eine vorſichtige und richtige Anwendung aus ihm zu gewinnen ſind. Dann möchte ſie alle Möglichkeit des Werdens, der Veränderung, des Handelns als widerſprechend leugnen; als ob der Satz der Identität verböte, daß Etwas werde, oder Veränderliches da ſei, da er doch nur behauptet, daß Werdendes, ſo lange es werde, nur werde und nicht ſei, Veränderliches aber für unveränderlich zu halten nicht angehe. Wie nahe auch der urſprünglichen Bedeutung des Satzes jene einfachſten Anwendungen liegen, dennoch bedürfen ſie einer beſondern Rechtfertigung, die ſich das gewöhnliche Denken meiſt erſpart. Gleich unausgebildet ſind unſere Vorſtellungen von dem urſächlichen Zuſammenhange. Bald dehnen ſie ſich zu dem widerſinnigen Gedanken aus, daß Alles, nicht nur die Veränderung des Beſtehenden, ſondern auch das urſprüngliche Beſtehen Urſachen bedürfe und dieſe ins Endloſe hinaus deren neue; bald läuft nebenher die Vorſtellung eines Zufalles, der Einzelnem geſtattet, urſachlos

zu geſchehen; im Ganzen iſt der gewöhnliche Begriff von Urſache und Wirkung nur ein grobes Beiſpiel jenes nothwendigen Geſetzes, das uns Veränderungen an Bedingungen knüpfen heißt, ſehr kenntlich von der Erfahrung unſers eignen Handelns und von dem Gegenſatz des lebendig Thuenden mit dem leblos Leidenden entlehnt. Wo wir ſicher zu ſein glauben, keine innere Regſamkeit vorausſetzen zu dürfen, da ſuchen wir äußere Gründe der Veränderung; wo wir jene Regſamkeit vermuthen können, ſuchen wir gar keine, ſondern dann ſcheint das Geſchehen ſich von ſelbſt zu verſtehen. Und da uns das Innere der Dinge hinlänglich unbekannt iſt, ſo können wir uns dieſer letztern Freiheit faſt überall bedienen. Die große Menge der intranſitiven und der reflexiven Zeitwörter iſt ein ſprechender Beleg für die Ausbildungshöhe unſerer gewöhnlichen Cauſalbegriffe; die Pflanze wächſt und die Wolken ziehen, es wird kalt, die Luft bewegt ſich und die Nebel ſenken ſich. So geht dies neutrale ſich von ſelbſt verſtehende Geſchehen, das Emaniren und Erſcheinen ſorglos fort, bis andere Erfahrungen uns ſeine Abhängigkeit von äußern Einwirkungen deutlich machen, und dann treten ebenſo einſeitig die entgegengeſetzten Vorſtellungen von Urſachen und Kräften auf, welche die Veränderung hervor-, oder in die Dinge hineinbringen, ohne daß auch hier eine Zergliederung dieſer allzu unmittelbar an die Anſchauung anknüpfenden Gedanken erfolgte. Sehr weit iſt alſo die gewöhnliche Meinung von dem Begriff eines cauſalen Geſetzes entfernt, wie ihn die Wiſſenſchaft ſpäter brauchen kann; auch die Regelmäßigkeit in der Wiederkehr der Naturerſcheinungen führt gar nicht ſo leicht zu ſeiner Ausbildung, ſondern wird als das allzu Gewöhnliche häufiger überſehen; weit energiſcher führen die Bedürfniſſe des Menſchen, indem ſie ihn zu techniſchen Experimenten nöthigen, zur Einſicht in die wahre Natur der urſächlichen Bedingtheit, und von der Betrachtung der rohen Maſchinen, die er ſich erbaut, trägt er allmählig die Frage nach dem Grunde der Beſtändigkeit der Wirkungen und nach der Veränderlichkeit ihrer Größen auch auf die Durchforſchung der lebendigen Welt und ſeines eignen Innern über.

Wir können ihm hier nicht in diese Vervollkommnung seiner anfänglich sehr unzuverlässigen Metaphysik folgen; die Geschichte der Wissenschaft und der Ideen bleibt einer späteren Stelle vorbehalten, denn sie bedarf einer vorangehenden Erwähnung der historischen Bedingungen, unter denen sie sich entwickelt und fortbewegt. Wollen wir ein Bild der durchschnittlichen Höhe suchen, welche die Feinheit der Erkenntniß im Allgemeinen in der Bildung des menschlichen Geistes erlangt, wenn nichts auf ihn einwirkt, als die gewöhnlichen Anregungen des Lebens, so finden wir ein solches in der Organisation der Sprache. Ich meine damit nicht die Größe des Wortvorrathes und die Menge der Bezeichnungen für abstracte Gedanken, mit denen das Nachdenken Einzelner die Sprache bereichert hat, und die dem sprechenden Volke theils ganz fremd bleiben, theils nur nach Vergröberung ihres Sinnes Zugang zum allgemeinen Gebrauch erlangen, sondern die grammatische und syntaktische Organisation der Sprache. Seit den ältesten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern bietet sie ebenso entschieden eine gewisse übereinstimmende Auffassungsweise der Dinge dar, als anderseits mancherlei nationale Eigenthümlichkeiten, sich in dieser Auffassung zu bewegen. Daß es überhaupt Worte gibt, die als Namen irgend einen Inhalt bezeichnen, ist nur unter der Aegide jenes Bewußtseins möglich, daß jeder solche Inhalt etwas sich selbst Gleiches, Sicheres, daher Benennbares sei; gibt es überall Formen für Substantiven, Verba und Adjectiven, so hat auch überall der Geist die Begriffe des Etwas, des Werdens oder der Beziehung und der Eigenschaft ausgebildet, und ist gewohnt, das, was er in Gestalt dieser Begriffe gefaßt hat, unter einander zu verknüpfen; dabei zeigt der Artikel oder jedes Pronomen, daß der Inhalt, sei er Sache oder Ereigniß oder Eigenschaft, als Einheit eines zusammengehörigen Ganzen aufgefaßt ist, und weder ein Nominativ noch ein Accusativ oder irgend eine andere Form von gleichem syntaktischen Werthe würde möglich sein, ohne daß der Unterschied zwischen Subject und Object des Handelns, die gewöhnliche Form des gemeinen Causalbegriffes, ihnen im Bewußtsein voranginge. Verfolgen wir ferner die Wortbedeutungen, und

ſehen, wie die Bezeichnungen für innere Abhängigkeit und unſinnliche Beziehungen auf Anſchauungen von Bewegung zurücklaufen und von räumlich zeitlichen Verhältniſſen entlehnt ſind, wie weit ferner ſich die ſymboliſirende Virtuoſität der Sprache erſtreckt, indem ſie mit feinem Gefühl für jeden die Erfahrung überſteigenden Inhalt Gleichniſſe aus dem Gebiet des Wahrnehmbaren findet, ſo überzeugen wir uns, daß die in ihr niedergelegte Erkenntnißarbeit des natürlichen Geiſtes, um deren willen der Menſch ſich als geborenen Philoſophen anſieht, hauptſächlich in einer Zurückführung der mannigfachen Bedingungsverhältniſſe auf eine geringe Anzahl großer typiſcher Beiſpiele beſteht. Die Erklärung eines Beiſpiels durch ein anderes, der Anſchauung näher liegendes, bleibt lange die Vorliebe des ungeſchulten Verſtandes, die Erklärung aller Beiſpiele aus ihrem allgemeinen Geſetz beginnt die Wiſſenſchaft. In dieſer Geſtalt nun iſt der in der Sprache vorhandene Beſtand von Erkenntniß dem ungebildeten Geiſte des Einzelnen durchgängig noch überlegen; der unbeholfene Gebrauch, den er von den ihm freigebig angebotenen Worten macht, zeigt, daß er ihren ſyntaktiſchen und logiſchen Werth weit weniger ſcharf auffaßt, als ſie ſelbſt ihn ausprägt. Dem gebildeten Verſtande wird die Sprache umgekehrt oft ein Hinderniß, weil ſie ihm nicht willig genug in die unanſchaulichen Abſtractionen folgt, die er braucht; aber auch ihm bleibt ſie anderſeits überlegen durch die unendliche Fülle von Beziehungen, die ſie alle bemerkt und bezeichnet hat, und die alle nachzudenken und zu zergliedern er verzweifeln muß.

So entſteht in uns ein Anfang von Erkenntniß der Wahrheit, theils durch den Verſuch, mit den Dingen Zwecke zu erreichen, theils durch die Anregung, die uns das erziehende Wort der Sprache gibt. Dieſer Anfang kann unter günſtigen Bedingungen wachſen, wenn nach Stillung der drängendſten Noth des Daſeins die Sehnſucht nach Verſchönerung und Bereicherung des Lebens dem ſtilleren Trieb der Forſchung Zeit gibt, ſich auf den verſchiedenſten Wegen in den Lauf der Dinge zu vertiefen und gewahr zu werden, wie geſchloſſen und ſicher das Netz der Beziehungen iſt, in dem ſie ruhen. Dann

findet unsere aufklärende Untersuchung, daß eine beweisende Gedankenreihe sich lange und weit von ihrem sinnlichen Veranlassungspunkte, einer Thatsache der Wahrnehmung, entfernen und an der Hand allgemeiner Gesetze ihre Bahn in unserem Innern fortsetzen kann, und daß doch ihr Schluß, wie ein in hohem Bogen geworfenes Geschoß, genau und sicher wieder mit einer neuen sinnlichen Thatsache zusammentrifft. Obgleich der Weg, den unser Denken nahm, ein anderer war, als der, welchen das Geschehen selbst ging, so fanden sich beide zuletzt doch wieder, und der Zusammenhang der Welt erscheint uns so dicht, daß von jedem Punkt zu jedem andern auf tausend Wegen gekommen werden kann, ohne daß irgendwo eine Kluft wäre, welche die Herrschaft dieser durchdringenden Consequenz unterbräche. Die menschliche Bildung kommt nicht überall so weit; aber auf wie niederen Stufen sie durch die Ungunst der Umstände zurückgehalten werden mag, wenigstens in dem Begriffe einer Nemesis, eines Schicksals, oder doch in der verzerrten Gestalt des Aberglaubens, der an Spuk und Zauber hängt, kommt die ursprüngliche Ueberzeugung von dem Dasein einer Nothwendigkeit, das Erbtheil des menschlichen Geistes, irgendwo in der Reflexion zum Vorschein, wie wir sie schon früher in dem Benehmen der Sinnlichkeit allenthalben hervorbrechen sahen. So liegt denn der Unterschied der menschlichen Intelligenz von dem thierischen Vorstellen zwar sehr bedeutsam auch in der unermeßlich größeren Weite des Gesichtskreises, aber sonst doch nicht in besonderen Formen, nach denen sich unsere Gedanken ausschließlich verknüpften. Nur daß die Thiere in ihrem Vorstellungslaufe blos Gewalt leiden von den Gesetzen, die wir, ebenfalls von ihnen leidend, doch zugleich als nothwendige Wahrheit anerkennen und selbstthätig zur Erweiterung unserer Kenntnisse, zur Stiftung der Erkenntniß verwerthen. Und dies muß wohl so sein; mit uns zum Leben in derselben Welt bestimmt, genöthigt, sich in ihr zurecht zu finden, wie wir selbst, dem Einflusse derselben äußern Bedingungen hingegeben und auf sie mit nicht unähnlicher Regsamkeit zurückwirkend, bedürfen es die Thiere, daß die Verbindung der Eindrücke und die aus ihr entspringenden Folgen in ihnen keinen

andern Geſetzen gehorchen als in uns und zu übereinſtimmenden Ergebniſſen führen, daß alſo in ihrem Innern auf dieſelbe Weiſe gedacht werde, wie wir denken.

Fünftes Kapitel.

Das Gewiſſen und die Sittlichkeit.

Die Weltanſicht des Gemüthes. — Der Inhalt des Gewiſſens. — Luſt und Unluſt als thatſächliche Urſachen des Handelns. — Die Luſt und das Gute. — Der Begriff des Werthes und ſein Zuſammenhang mit dem der Luſt. — Die Luſt als ethiſches Princip. — Sinnliche Gefühle. — Perſönliche Gefühle. — Der Egoismus und das Allgemeine. — Die Sitte und ihr Inhalt. —

Wie groß auch die Summe der Kenntniſſe anwachſen mag, welche die menſchliche Wißbegier erwirbt, wie fein ſich ferner die Einſicht in den Zuſammenhang der Erſcheinungen entwickeln und unter günſtigen Umſtänden bis zu wiſſenſchaftlichem Bewußtſein ihrer Geſetze ſteigern mag: ſo liegt doch am Ende der echt menſchliche Charakter unſerer Weltauffaſſung weit weniger in dieſer Weite und Klarheit ihres Geſichtskreiſes, als in der Wärme der Färbung, die ihr die beſtändige Betheiligung des Gemüthes an ihrer Ausbildung mittheilt. Heimgeſucht mit Leid und Luſt durch die Eindrücke der Außenwelt, in ihren Erwartungen und Strebungen bald getäuſcht und zurückgehalten durch die Ereigniſſe, bald von ihnen befriedigt und gefördert, findet die Seele für ihr Nachſinnen keinen Gegenſtand von nachhaltigerem Intereſſe, als die wohl- und wehthuende Macht dieſer Welt und als die Stelle, die wir ſelbſt in ihrer Mitte einnehmen. Während das Thier nur die einzelne Tücke oder Freundlichkeit der Dinge, die unmittelbar ihm ſelbſt gilt, beachtet und in ſeiner Erinnerung aufbewahrt, führt den menſchlichen Geiſt die größere Beweglichkeit ſeiner Phantaſie zu einer umfaſſenderen Anſchauung. Nach dem Bilde der thätigen Regſamkeit, die er

in ſich ſelbſt fühlt, rechnet er die Hemmung oder Förderung, die ihm die Ereigniſſe bereiten, zuerſt einer ähnlichen Abſichtlichkeit der Außenwelt zu und glaubt in ihr ein mannigfaltiges lebendiges Wollen zu ſehen, das in allen Dingen gegeneinander wirkt. Und wie uns ſelbſt Wohl und Wehe zufallen, wenn die Wellen dieſes breiten Stromes der Ereigniſſe uns berühren, ebenſo vertheile ſein Lauf Luſt und Leid auch zwiſchen die Dinge alle und jedes von ihnen fühle das eigenthümliche Glück und Unglück der Beziehungen, die zwiſchen ihm und andern ausgeſpannt ſind. Die zunehmende Erfahrung läßt die lebendigen Farben dieſes Weltbildes allmählig verbleichen, ohne uns ganz der Gedanken zu entwöhnen, aus denen es entſtand. Wir lernen die Unabſichtlichkeit der meiſten Ereigniſſe einſehen, die zwiſchen den Dingen vorgehen, und wir finden keinen unzweideutigen Ausdruck eines Bewußtſeins, mit welchem ſie ihre wechſelſeitigen Eindrücke aufnehmen. Aber ein unklares Fühlen und Sehnen, unbewußte Liebe und dumpfe Abneigung möchten wir doch gern als eine überall verbreitete Regſamkeit der Natur feſthalten. Wir beſcheiden uns endlich, die Mannigfaltigkeit des Weltlaufes wenigſtens nur als den buntfarbigen Ausdruck einer einzigen Idee zu faſſen; und auch an der Einheit dieſer Idee hängen wir kaum ſo ſehr deshalb, weil ſie unſerer wißbegierigen Erkenntniß die Erklärung des Zuſammenhanges der Erſcheinungen böte, als darum, weil ſie uns geſtattet, alles Glück und alle Bitterkeit des Daſeins als eine vorbedachte Entwicklung auf ſie als ihren Grund zurückzuführen. Denn nicht eine Zugabe zur Welt ſcheint es uns ſein zu können, daß es neben dem geſetzlich geordneten Sein und Geſchehen auch einen Genuß beider gebe, Leid und Luſt; aller nothwendige Zuſammenhang der Dinge würde uns unbegreiflich ſein, dürften wir ihn nicht als die vorbereitende Grundlage anſehen, auf der eine Welt des Glücks und Unglücks ſich erhebt.

Bejahend und verneinend, begeiſtert und verzweifelnd tritt dieſe Auffaſſungsweiſe in unſerem Gemüth hervor, je nachdem die Ereigniſſe des Lebens unſere Stimmung aufhellen oder verdüſtern Der glückliche Enthuſiasmus einerſeits, der die Alles beſeligende

Harmonie des Weltlaufs offen zu schauen glaubt, die trübsinnige Reflexion anderseits, welche die Betrachtung der menschlichen Dinge mit dem Seufzer schließt, so sei es nun einmal in der Welt: beide enthalten die unbefangene Voraussetzung, Wirklichkeit habe nur Sinn als Erzeugung von Glück, nur daß jener diese Erwartung befriedigt, diese sie widerrechtlich getäuscht glaubt. Und alle Poesie endlich, wenn sie den rohen Aufschrei des Schmerzes oder den Jubel der Lust in ein reiches Gedankengebilde ausbreitet und für das eigne Erlebniß Gleichniß in der Ferne sucht, was thut sie anders, als daß sie das empfundene Geschick entweder als ein echtes Glied, oder als einen Widerspruch, dem seine Lösung gewiß sei, in diesen Lauf der Welt einzufügen sucht, der, wie auch die Oberfläche seines Stromes sich zeigen mag, in seinem Grunde immer den Zug zur Verwirklichung eines allgemeinen und organisirten Glückes habe. Gleichviel nun, mit welcher Vorstellungsweise diese das Herz der Dinge prüfende Phantasie sich zuletzt beschwichtigen mag: in allen Fällen übt die bald elegische bald finstere, abgespannte oder begeisterte Ansicht, die wir über das Verhältniß des Weltlaufs zu den Bedürfnissen unseres Gemüthes fassen, einen unvergleichlich größeren Einfluß auf die eigenthümliche Gestaltung unseres menschlichen Lebens aus, als die Ergebnisse der Wissenschaft, die von wenigen gesucht und von wenigen verstanden werden.

Nicht nur der Genuß unseres Daseins, sondern auch die Art unseres Handelns, die Rüstigkeit des Unternehmens hier, die passive Unterwerfung unter das Schicksal dort, steht unter demselben Einflusse. Die Meinung, welche wir von dem Werthe der Dinge und von der Tendenz des Weltlaufs fassen, bestimmt unvermeidlich auch die andere von der Bedeutung und dem Werthe der individuellen Persönlichkeit, von den Ansprüchen, die wir erheben zu können glauben, von den Zielen, die wir mit Hoffnung auf ihre Erreichung uns setzen dürfen, von den Pflichten, die uns obliegen. Unterscheidet sich nun durch diese zusammenfassende Reflexion die menschliche Lebensführung von dem thierischen Dasein, das unmittelbar den Einflüssen des Augenblickes folgt und kaum in seinen Zwecken, sondern

nur in seinen Mitteln sich durch die Erfahrung leiten läßt, so hat anderseits ein alter Glaube dem Menschen ein angebornes Sittengesetz, das seine Gesinnungen, und eine innere religiöse Offenbarung, die seine Zwecke regele, als feste Anhaltspunkte seines hin- und herschwankenden natürlichen Strebens zugeschrieben. Welche ursprüngliche Anlage zu beiden wir in dem menschlichen Geiste zu suchen haben, oder ob erst die Bildung des Lebens diese Blüthen treibe, müssen wir nun zum Schlusse dieser Betrachtungen überlegen.

Die Erkenntniß der Welt fanden wir nicht nur im Einzelnen der Arbeit der Erfahrung überlassen, sondern auch die kleinere Summe der allgemeinen und gesetzgebenden Wahrheiten, die diese Arbeit leiten sollen, war unserem Geiste nicht in ausführlicher Vollständigkeit angeboren; nur ein einziger Keim höherer Einsicht lag in uns, den wir unter der veränderlichen Gunst der Umstände in ein mehr oder minder klares oder verworrenes Gezweig entwickeln. Wir werden im Stillen erwarten, daß es auch mit den Grundlagen des sittlichen Lebens sich ähnlich verhalten möge. Ist der Mensch überhaupt bestimmt, erst durch eigene Thätigkeit zu werden, was sein Begriff ihm zu sein befiehlt, so wird er auch die Ideale seines Thuns nicht als ein fertiges Geschenk seiner Organisation in sich finden, sondern im Lauf seiner Entwicklung sich ihrer zu bemächtigen haben. Zwar gerade darin hat man seine sittliche Natur vor der Anlage zur Erkenntniß bevorzugt geglaubt. Nur wenige unzweideutige Grundsätze zur Beurtheilung der Dinge gebe ihm die letztere an die Hand, und solche, deren Durchführung gegen den widerstreitenden Augenschein zahlreiche Irrthümer nicht vermeiden kann; dem dürftigsten Menschengeiste halte dagegen sein Gewissen, unabhängig von der Höhe und Ausdehnung der erreichten Kenntnisse, die unverbrüchliche Richtschnur seines Handelns und die höchsten Gegenstände des Glaubens mit immer gleicher Deutlichkeit vor. Aber die Vergleichung verschiedener Culturstufen des menschlichen Lebens hat längst zu größerer Vorsicht in diesen Meinungen ermahnt. Wir müssen es aufgeben, den Glauben an das Dasein Gottes auf die Uebereinstimmung der Völker zu gründen. Stimmungen und Ah-

nungen, die auf ein Unbekanntes, Unſichtbares hinausweiſen, entwickeln ſich freilich wohl unter dem Einfluß der Lebenserfahrung in jeder menſchlichen Bruſt; aber ohne günſtige Bedingungen der Ausbildung bringen ſie kaum mehr als jenen Zuſtand gegenſtandloſer Furcht hervor, der auch das Thier beherrſchen würde, wäre es nicht zu gedankenlos, um die einzelnen Schrecken, die es erfährt, zu einem bleibenden Gedankenkreiſe zu ſammeln. Jene untrügliche Stimme des Gewiſſens aber mag wohl ebenfalls in Keinem ganz ſchweigen; was iſt es indeſſen, was ſie bejaht und befiehlt? So wie der Menſch geht und ſteht, wie alle ſeine Verhältniſſe ihn gebildet haben, ſehr Verſchiedenes. Ein beſchränkter und einſeitiger Erfahrungskreis pflegt uns in gewiſſe Vorſtellungsweiſen der Dinge einzugewöhnen, die deshalb, weil ſie innerhalb dieſes Kreiſes keinen Widerſpruch finden, allmählig für uns den vollkommenſten Schein unbedingter Evidenz annehmen. Man weiß, wie ſiegreich ſolche Vorurtheile der Wahrheit auch dann widerſtehen, wenn dieſe uns fertig von außen dargeboten wird, und wir nicht die Mühe haben ſollen, ſie ſelbſt zu finden. Die praktiſchen Vorurtheile, in welche uns Erziehung, Nationalität, Sitte, Beruf und Zeitgeiſt eingewöhnen, ſind nicht minder lebenskräftig, und man kann nicht leugnen, daß unter dieſen Einflüſſen nicht nur manche gleichgiltige Handlung, manches unbedeutende Ceremoniell, ſondern ſelbſt Vieles, was die Bildung einer anderen Zeit und eines anderen Ortes als inhumane Barbarei verurtheilen würde, als heilige Gewiſſenspflicht empfunden, und daß die Verletzung dieſer Pflicht mit derſelben Beunruhigung des Gemüthes gebüßt wird, die uns mit Recht nur aus der Uebertretung wahrhaft ſittlicher Gebote hervorgehen zu dürfen ſcheint. So wie die Erkenntniß des Menſchen von dem Glauben an das Vorhandenſein einer Wahrheit belebt wird, worin dieſe aber beſtehe, der oft irrenden Unterſuchung überlaſſen bleibt, ſo möchten wir es faſt als den anderen weſentlichen Zug der menſchlichen Natur bezeichnen, daß ſie überhaupt den Gedanken einer Pflicht und eines Sollens mit ſich führt; was aber dieſen Begriffen entſpreche und welche Form des Handelns ſie gebieten, darauf hat ſie in ihrer Entwicklung

erſt ſich langſam zu beſinnen. Ich darf nicht beſonders hervorheben, daß es zweierlei iſt, was wir behaupten: die entwickelnde Kraft der Erfahrung einerſeits, aber ebenſo ſehr das urſprüngliche Vorhandenſein des Keimes, auf den ſie wirkt. Man wird nie Erfolg haben, wenn man in eine leere Seele hinein das Bewußtſein des Sollens nur vermittelſt der Eindrücke der Erfahrung bringen will.

Wollen wir das ſchwer zu umgrenzende Gebiet deſſen, was wir thun, von dem abſcheiden, was in uns oder aus uns geſchieht, ſo ſcheint der erſte trennende Unterſchied in den Gefühlen der Luſt und Unluſt zu liegen, welche die innern Ereigniſſe entweder begleiten oder ihnen fehlen. Eine Aeußerung, die mit Nothwendigkeit aus der Einwirkung der Eindrücke auf uns entſpränge, ohne daß der Werth dieſer Eindrücke für uns durch ein Gefühl des Wohl oder Wehe gemeſſen worden wäre, würden wir nicht Anlaß finden, durch den Namen einer Handlung vor anderen Wirkungen auszuzeichnen. Selbſt dann nicht, wenn bewußte Vorſtellungen die aus dem Reize entſtandene Erſchütterung unſers Innern begleiteten und die endliche Rückwirkung nur durch das Mittelglied einer Gedankenreihe hervorgerufen würde. Unſere Aeußerung würde dann zwar eine verwickeltere Entſtehung haben, aber ſie wäre im Weſentlichen doch den Erfolgen ähnlich, welche von der mechaniſchen Anregung jedes Werkzeugs von zuſammengeſetzterem Bau zu erwarten ſind. Im bloßen Wiſſen und Abbilden der Dinge kommen wir uns theilbar vor, und eine Vorſtellungsreihe, die ſich in uns bewegt, ſcheint nur eine beſchränkte Gegend unſers Weſens einzunehmen und ſeinen übrigen Beſtand unintereſſirt zu laſſen; was an ſie als Aeußerung ſich anknüpft, betrachten wir noch nicht als eine That des Ich, ſondern als ein Ereigniß, das aus ihm entſpringt. Erſt in den Gefühlen der Luſt und Unluſt wird das Ich ſich der Zugehörigkeit ſeiner einzelnen Zuſtände zu ihm ſelbſt und ſeiner eignen totalen Ergriffenheit bewußt; was aus ihnen hervorgeht, erſcheint uns als die geſammelte Rückwirkung unſerer ganzen Natur. Ein Leiden im wahren Sinne glauben wir nicht ſchon da zu ſehen, wo der Beſtand eines Weſens nur geſtört wird, ſondern erſt da, wo es dieſe Störung ſchmerzlich empfindet;

an ein Thun glauben wir ebenso nicht deshalb schon, weil eine Aeußerung aus dem Innern hervorbricht, sondern nur dann, wenn wir Gefühle der Lust und Unlust als Motive ihres Hervortretens betrachten dürfen. Nicht, als wenn wir nicht auch von den Rückwirkungen, die in der That unser Gefühl veranlaßt, manche als unwillkührliche Regungen von der gewollten Handlung unterschieden; aber nicht durch das Vorangehen eines Wollens und Strebens können wir doch anderseits die Handlungen von den Wirkungen abtrennen. Wille und Sehnsucht selbst sind das, was sie sind, nur dadurch, daß sie sich auf einen gefühlten Werth ihres Zieles beziehen. Könnte man das Streben eines intelligenten Wesens von jedem Schatten lust- oder leidvoller Theilnahme für sein Ziel befreien, so würde es sich wieder in jenen unlebendigen Wirkungsdrang verwandeln, aus dem wohl physische Ereignisse, aber keine Handlungen entspringen.

Fragen wir daher noch nicht nach den Idealen, welche das Handeln bestimmen sollen, sondern nach den Kräften, die es allenthalben wirklich in Bewegung setzen, so können wir nicht leugnen, daß das Trachten nach Festhaltung und Wiedergewinn der Lust und nach Vermeidung des Wehe die einzigen Triebfedern aller praktischen Regsamkeit sind. Von zwei Bedingungen wird die verschiedene Höhe der Ausbildung abhängen, zu welcher diese gemeinsame Tendenz die verschiedenen Gattungen des Lebendigen führt. Zuerst von der Mannigfaltigkeit der Hilfsmittel, welche die Feinheit der leiblichen und geistigen Organisation dem lustbedürftigen Wesen zur Erreichung seiner Zwecke darbietet; anderseits aber von jener Eigenthümlichkeit seines Naturells, durch die ihm bestimmt wird, was ihm als Lust und Unlust gelten soll, und durch die das eine Wesen auf einen einförmigen Kreis des Genusses beschränkt, dem andern eine reiche Auswahl erstrebbarer Güter eröffnet wird, zwischen denen es beginnen kann, größere den geringeren, edlere den gemeineren, heilige den unheiligen gegenüber zu stellen. Es ist nicht unsere Absicht, die erste dieser Bedingungen und die aus ihr entspringende Größe der Klugheit und Nachhaltigkeit menschlichen Strebens hier ausführ-

licher zu betrachten, da die Erwägung der geschichtlichen Entwicklung uns später zu diesem Geschäft zurückführen wird; aber die zweite schließt offenbar die Punkte ein, aus denen der Unterschied menschlicher Sittlichkeit von thierischem Drange sich erklären muß; eine Frage, deren allgemeine Bedeutung hier unsere Aufmerksamkeit verlangt.

Es ist eine bekannte, oft gemachte Bemerkung, daß Wohlgefallen und Mißfallen sich nicht an einen einfachen Eindruck, sondern nur an ein Verhältniß zwischen mehreren knüpfen könne. Ich bezweifle ihre Triftigkeit in dieser Fassung. Welches auch das Verhältniß zweier Eindrücke zu einander sein möchte: daß es nicht gleichgiltig wahrgenommen, sondern als angenehm oder unangenehm gefühlt wird, kann nicht davon herrühren, daß es dieses Verhältniß ist, sondern nur davon, daß es als ein so seiendes noch einmal in Einklang oder Widerspruch mit dem Wesen steht, von dem es aufgefaßt wird. Nicht was zwischen zwei uns fremden Gegenständen sich ereignet, sondern das, was zwischen jedem einzelnen von ihnen und uns vorgeht, ist das Motiv unserer Lust und Unlust, und jeder einfache Eindruck kann beide erwecken, je nachdem er die Zustände, die Thätigkeiten, Bestrebungen und Gewohnheiten des Wirkens, die er in unserm Innern antrifft, entweder stört und aus ihrer natürlichen Richtung zu drängen sucht, oder innerhalb dieser Richtung sie unterhält, steigert oder begünstigt. Ohne Zweifel befinden sich nun unter den Ursachen, welche solche Veränderungen in uns veranlassen, auch die Verhältnisse zwischen mehreren unter einander verbundenen Eindrücken, und wir mögen selbst zugestehen, daß gerade sie die Erreger der wichtigsten und für die menschliche Bildung am meisten charakteristischen Gefühle sind. Aber in keinem Falle können wir doch den Werth auch solcher Eindrücke allein von dem wechselseitigen objectiven Verhalten des Mannigfaltigen in ihnen abhängig denken, ohne eben dies Verhalten selbst noch einmal nach seiner Uebereinstimmung mit uns selbst, den Auffassenden, oder mit irgend einem anderen Verhältniß zu messen, in Bezug auf welches letztere die Frage nach seinem Werthe auf dieselbe Weise, aber bereits früher,

beantwortet worden iſt. Ohne Zweifel iſt der Werth desjenigen geringer, was nur einer augenblicklichen und zufälligen Lage oder einer individuellen Eigenheit des Gemüthes entſpricht, auf welches ſein Eindruck trifft; größer der Werth deſſen, was mit den allgemeinen und normalen Zügen der Organiſation harmonirt, durch welche der Geiſt zur Erfüllung ſeiner Beſtimmung befähigt iſt; das Höchſte mag das ſein, was der beſtändigen Stimmung eines idealen Gemüthes wohlthun würde, aus deſſen inneren Zuſtänden jede Abirrung von dem Zwecke ſeiner Entwicklung getilgt wäre. Noch höher hinaus dagegen liegt nichts; und der Gedanke eines irgendwie unbedingt Werthvollen, das ſeinen Werth nicht durch ſeine Fähigkeit zur Erzeugung von Luſt bewieſe, überfliegt ſich ſelbſt und das, was er wollte.

Ohne Zweifel war es eine lobenswürdige Strenge der praktiſchen Philoſophie, die ſittlichen Gebote von dem ſchielenden Hinblick auf den eigenen Vortheil des Handelnden zu befreien; aber mit Unrecht ſuchte dieſer Rigorismus die klare und unabweisbare Verbindung zu löſen, in welcher nichts deſtoweniger der verachtete und in ſeinen meiſten Anwendungen verächtliche Begriff der Luſt zu dem andern Begriffe des Werthes überhaupt ſteht. Als Kant den Zwecken des Eigennutzes gegenüber eine allgemeine Formel des ſittlichen Verhaltens gefunden zu haben glaubte, war er aufrichtig genug zu geſtehen, daß er in ihr den eigentlichen Grund ihrer verpflichtenden Würde für uns nicht mit entdeckt habe. Und in der That, wie verſtände es ſich denn von ſelbſt, daß unſere Maximen im Handeln ſich zu einer allgemeinen Geſetzgebung eignen müßten? Und welches ſind denn diejenigen, die ſich dazu nicht eignen? Offenbar die, aus deren allgemeiner Befolgung die Vereitelung aller Beſtrebungen, allgemeine Unordnung entſpringen würde. Aber dieſes Intereſſe für Ordnung und für die Möglichkeit eines Erfolgs unſers Wollens, was iſt dies anders, als entweder ein großartiges umfaſſendes Utilitätsprincip anſtatt der kleinen und einzelnen, oder das Zugeſtändniß, daß andere Maximen, als jene verlangten, zu allgemeinem Uebelbefinden führen würden und deswegen zu verwerfen

seien? Andere Systeme versichern uns, indem sie gleichfalls alle Lust verabscheuen, das sittliche Gebot sei das eine, daß das endliche Wesen sich dem Absoluten, der peripherische Punkt dem Centrum unterordne, der menschliche Wille parallel der Entwicklung der unendlichen Idee gehe und in ihrem Sinne arbeite. Wie nun aber, wenn das Absolute gerade diese Nachahmung nicht wollte? Würde sich dann, wenn das Centrum lediglich Verdruß von dieser Folgsamkeit hätte, immer noch behaupten lassen, daß trotzdem gerade dieses Verhalten als das an sich unbedingt werthvolle innezuhalten sei? Man würde sich dann erinnern, daß die Heiligkeit des Gebotes auf dem Willen des höchsten Wesens, auf seiner Fähigkeit der Lust und Unlust an unserm Gehorsam oder Ungehorsam und auf unserer Stellung zu ihm beruht, die unsere Seligkeit nur in seiner Lust finden läßt. Man braucht nur aus dem Begriffe dieses Höchsten jeden Anklang von Gemüth zu tilgen und es ganz in die starre Naturgewalt einer gefühllosen, wenn auch immer intelligenten Macht zu verwandeln, und man empfindet sofort, daß jener Unterordnung jeder sich selbst bejahende Werth fehlt. Man wird dann im Gegentheil jedes endliche Wesen mit Theilnahme begleiten, das diese Langweile einer ewigen monotonen Entwicklung unterbricht, indem es, besserem Rathe folgend, die „unbedingte Freiheit und Selbständigkeit seines Ich durchzusetzen" sucht. Warum nun wieder diese Autonomie einen unbedingten Werth haben solle, wird freilich seinerseits auch unklar bleiben, doch nicht lange: man erkennt in ihr die Lust eines edlen Stolzes, so wie man die Lust der sich unterordnenden Liebe als die wahre Kraft erkennt, welche oben die peripherischen Punkte sich um ihr Centrum bewegen hieß. Wird uns endlich gesagt: Streit mißfalle an sich, so leugnen wir dies einfach ganz; uns mißfällt der Zank und am Streite das, was zänkisch ist, das Uebelwollen der Parteien. Ziehen wir dies ab, so würde jeder Streit zweier Willen an sich nur ein Naturschauspiel sein, das uns unterhielte; nur sehr mittelbar würde, vom bösen Willen abgesehen, er auch dann noch uns mißfallen; nicht an sich, sondern um der unvermeidlichen, obgleich unbeabsichtigten Unlust willen, die er beiden Parteien erregt, oder wegen der Verschwendung

von Kräften, die sich nutzlos aufheben, während sie eine gemeinsame Lust erzeugen könnten. Was heißt es überhaupt, daß es gewisse Verhältnisse verschiedener Willen gebe, auf denen eine unbedingte Billigung ruhe? Gibt es irgendwo ein solches Verhältniß in der Welt? Gibt es Willen, die abgetrennt von allem Gemüth eine Wirklichkeit hätten und zu einander in Beziehung treten könnten? Und wenn es nun so wäre, und die Welt bestände aus lauter intelligenten und wollenden Wesen, deren keines jemals, weder die endlichen Geister noch ihr Gott, im Stande wäre, Lust und Unlust zu fühlen, welchen Sinn hätten dann diese Ideale des Willens, die nun nicht einmal mehr Jemand hätten, von dem sie gebilligt werden könnten? Sollte es in der That dann noch immer eine absolute sittliche Forderung sein, daß an die Stelle des einen factischen Zustandes, der Niemand wohl und wehe that, ein anderer Zustand gesetzt werde, der gleichfalls für Niemand in der Welt einen Zuwachs an Gut enthält? Sollen wir glauben, die Welt gehe so völlig in Etiquette auf, daß es in ihr nur auf Realisirung von Thatbeständen formeller Art ankäme? Diese letzten Consequenzen, die Verwandlung alles sittlichen Handelns in eine bloße Herstellung von Werken, mag diese allzurigoristische Moral sich leicht verbergen, denn im Einzelnen wird freilich Niemand ein sittliches Gesetz aufstellen, in dem nicht die geflohene Rücksicht auf die verschmähte Lust verborgen läge; in anderen Gebieten des Lebens kommen die Folgen zuweilen zum Vorschein. Man hat sich längst gewöhnt, den Gefühlseindruck des Schönen geringschätzig anzusehen, und sucht das Wesen der Schönheit ausschließlich in mancherlei formellen Spannungen der Ideen gegeneinander; daraus fließen Kunstwerke, deren Werth sich dialektisch vollkommen beweisen läßt, nur daß sie Niemand gefallen. Und in den Versuchen zu geselligen Gestaltungen, wie sehr finden wir auch hier den Götzendienst formeller Principe verbreitet! Scheint doch Manchem Alles gethan zu sein, wenn irgend eine Form der politischen Gliederung erreicht ist, gleichviel ob aus dem künstlichen Bau ein Tropfen wirklichen reellen Lebensgenusses herniederthaut, oder ob Alle sich in ihm gelangweilt oder elend befinden.

Dem unbefangenen Gemüth ſind dieſe Irrungen eigentlich fremd. Für ſich ſelbſt zu ſorgen, ſcheint ihm natürlich, aber nicht ſittliches Verdienſt zu ſein; Andern wohlzuthun und die Summe der Luſt zu vermehren, deren die Welt ſich erfreut, iſt die einzige Aufgabe, in deren Erfüllung alle ſeine ſittlichen Pflichten zuſammenlaufen. Dies iſt keine Lobpreiſung eines gedankenloſen Wohlwollens oder jener Schwächlichkeit, die nie verneinen kann und den augenblicklichen Dank des leichtſinnig Begünſtigten mit ſpäterem Vorwurf über ihre Willfährigkeit erkauft. So wie in der Natur nicht jedes einzelne Geſchöpf unmittelbar durch eine eigens auf ſeine Erzeugung gerichtete Kraft entſteht und ſich entwickelt, ſondern ſein Wachsthum durch die allgemeinen Geſetze des Ganzen zugemeſſen erhält, aus dem es ſeine Bedürfniſſe ſchöpft: ſo wird jedes Glück, das allen Gliedern einer verbundenen Vielheit gleichmäßig beſtimmt iſt, eine Oekonomie ſeiner Erzeugung und Vertheilung bedürfen, deren allgemeine Regeln nicht ohne die Zerrüttung des Zweckes verletzt werden können. Hierauf vertraut das Gemüth; und wenn es in ſeinem Gewiſſen ſich Geſetze des Handelns vorgezeichnet ſieht, deren Zuſammenhang mit dem Ziele der höchſten Luſt es nicht unmittelbar vor Augen ſieht, ſo zweifelt es doch nie daran, daß dieſer Zuſammenhang ſtattfindet und daß alle Härte der Geſetze in der Welt nicht um ihrer ſelbſt willen da iſt, ſondern um den ſicheren Weg zu bilden, der zu der Mildigkeit jenes Erfolges führt. Dieſe Geſetze gering zu achten, kann am wenigſten uns beikommen, nachdem wir ſo oft die Unerläßlichkeit eines geordneten Mechanismus für die Verwirklichung alles Schönen und Großen auch da vertreten haben, wo gerade Anderen ein geſetzloſes Wohlwollen der Idee Alles unmittelbar zu ſchaffen ſchien. Aber jene Geſetze zu überſchätzen, kann eben ſo wenig unſer Sinn ſein; ſo lange wir feſthalten, daß kein Mechanismus um ſeiner ſelbſt willen da ſei, kann alle Wirklichkeit für uns nicht ſein, nur damit ſie ſei, und alles Handeln nicht beabzwecken, daß noch mehr ſei, als vorher war. Irgendwo muß dieſes Herſtellen äußerlicher Thatbeſtände und alle Geſetzmäßigkeit ſeines Verlaufes in ein inneres Geſchehen der Luſt und des endlichen Genuſſes einmünden.

Man würde indeſſen ſehr irren, wenn man allen moraliſchen Geſetzen nur dieſen abgeleiteten Werth zugeſtehen wollte, nothwendige Maximen der allgemeinen Luſtökonomie zu ſein; die Mehrzahl ſelbſt derjenigen, welche eine nicht überall giltige, ſondern nur auf beſtimmte Verhältniſſe bezügliche Art des Handelns vorzeichnen, ſtehen zu der Erzeugung der Güter in einem viel unmittelbareren Verhältniſſe. Niemand wird nämlich wagen, Luſt in jeder Form oder Luſt um jeden Preis als das zu billigende Ziel des Strebens aufzuſtellen; aber nicht nur das ſittliche Gewiſſen, ſondern auch die logiſche Unmöglichkeit dieſes Satzes würde uns an ſeiner Anerkennung hindern. Luſt an ſich iſt ein unvollſtändiger Gedanke, ſo lange das nicht mit erwähnt wird, was in ihr genoſſen wird. Ich meine nicht ſofort den äußern Eindruck, aus dem ſie für uns entſpringt, ſondern ihren eignen ſpecifiſchen Inhalt, den ſie hat, wenn ſie entſprungen iſt. So wenig es möglich iſt, überhaupt zu empfinden, ohne irgend etwas, oder richtiger etwie zu empfinden, roth oder ſüß, hart oder warm; ſo wenig es möglich iſt, dieſes Empfinden nur dem Grade nach ſtärker oder ſchwächer zu denken: eben ſo unthunlich iſt es, von einer Luſt zu reden, die reiner Genuß überhaupt, und nicht der Genuß etweſſen wäre, höchſtens größer oder geringer, flüchtiger oder dauernder, aber qualitativ inhaltlos. Und eben ſo wie das Roth zwar nicht die Abbildung der Aetherwellen iſt, die ſein Geſehenwerden veranlaſſen, wie aber doch dieſe Empfindung eine Ueberſetzung nur dieſes beſtimmten Reizes in die Sprache der Seele iſt, und jeder andere Reiz eine andere ſolche Uebertragung erfahren würde: eben ſo iſt die eigenthümliche Luſt, welche wir von irgend einem Eindruck oder irgend einem Verhältniß mehrerer empfangen, keine Abbildung dieſer Eindrücke, an die ſich hinterher erſt ein in allen Fällen qualitativ gleichartiges Wohlſein knüpfte, vielmehr iſt jenes ſpecifiſche Gefühl unmittelbar die untheilbare Uebertragung des Werthes, welchen nur dieſer beſtimmte Fall der Anregung enthält, in dieſe Sprache der Luſtempfänglichkeit. Wir ſprechen von Luſt und Unluſt im Allgemeinen gerade ſo wie von Bewegungen; man kann von der Richtung und Geſchwindigkeit der letztern abſtrahiren, aber keine

von ihnen kann vorhanden sein oder geschehen, bevor sie Geschwindigkeit und Richtung hätte; auch Lust und Unlust kann nirgend in dieser formlosen und farblosen Allgemeinheit vorkommen, sondern sie hat immer bestimmtes Colorit, oder eigentlich sie hat es nicht, sondern sie ist es, wie denn auch die Bewegung nicht Geschwindigkeit und Richtung hat, sondern die irgendwohin gerichtete Geschwindigkeit ist. Man betrügt sich theoretisch um das Beste der Lust, wenn man meint, sie könne irgendwo darin bestehen, daß man an etwas, wie man wohl zu sagen pflegt, seine Freude oder sein Vergnügen habe. Es ist gar nicht so, daß wir zuerst eine frostige Vortrefflichkeit irgend eines Umstandes anerkännten, und sie dann durch ein bestimmtes Quantum unserer Lust belohnten, die wir wie unsere allgemeine geistige Hausmünze überall gleichartig und nur in größeren oder geringeren Summen gegen den Werth der Eindrücke austauschten. Von dem eignen Werth der Dinge werden wir vielmehr bezwungen; und wenn freilich unsere Lust von unserer eigenen Natur insofern abhängen muß, als wir nur das fühlen können, wozu wir fähig sind, so sind doch die eigenthümlichen Unterschiede, die auf dieser Grundlage noch zwischen unsern Lustgefühlen stattfinden, in keiner Weise auf blos quantitative Verschiedenheiten eines gleichartigen subjectiven Wohlbefindens zurückzuführen.

Mit dem Aufgeben dieser ungeeigneten Vorstellungsart würde manche Anklage hinwegfallen, die man gegen die Lust zu richten pflegt. Sie würde nicht mehr in dem ungünstigen Lichte eines Egoismus erscheinen, der alle Dinge der Welt und ihre eigenthümlichste Natur nur als Heizungsmaterial zu seiner eigenen Erwärmung verbraucht; man würde finden, daß die Lust selbst vielmehr das Licht ist, in dem jede objective Vortrefflichkeit und Schönheit des Wirklichen erst wahrhaft zu leuchten beginnt. Und man würde dabei nicht mit Recht den alten Einwurf wiederholen, daß es dem Begriffe der Lust an einem innern Beurtheilungsgrunde fehle, der uns ihre höheren und edleren Formen von den gemeineren unterscheiden, oder irgend eine derselben als die höchste kennen lehre. Wollen wir eine unnütze wissenschaftliche Vornehmheit abthun, so werden wir beken-

nen müſſen, daß noch kein Moralſyſtem, das die Reihe der Pflichten oder der ſittlichen Ideale aus einem höchſten Princip abzuleiten verſuchte, etwas Anderes vermocht hat, als eine begreifliche logiſche Unterordnung des Abgeleiteten unter jenes Princip herzuſtellen. Aber die Gewißheit, daß dies Abgeleitete wirklich für uns verbindliche Vorbilder enthielt, und daß deren eines werthvoller ſei als ein anderes, folgte niemals aus dem Princip, ſondern aus der unmittelbaren Stimme des Gewiſſens, die man bei jedem Gliede der Ableitung beſonders befragte. Gründen andere Anſichten unſere ſittlichen Ueberzeugungen auf gewiſſe Verhältniſſe der Willen, auf denen abſolute Billigung oder Mißbilligung ruhe, ſo meinen auch ſie nicht im geringſten, aus dem Begriffe eines ſolchen Verhältniſſes ableiten zu können, welches einzelne zu billigen, welches andere zu mißbilligen ſei; ſie erwarten die Entſcheidung von dem Gewiſſen. Ich weiß nicht, warum der Begriff der Luſt mehr zu leiſten verpflichtet wäre, als andere Principien. Vielleicht thut er es dennoch in gewiſſer Weiſe, aber uns genügt es hier, ausdrücklich jene Berufung auf das Gewiſſen einzulegen, die andere Auffaſſungen nur ſcheinbar entbehren können. Es iſt ſo, daß die einzelnen Formen der Luſt der Art nach verſchieden, daß die eine der andern über- oder untergeordnet iſt, daß jede an ſich poſitiv, doch negativ werden kann im Vergleich zu andern, und daß nur die Befriedigung des Gewiſſens ſelbſt, die Luſt alſo an der Uebereinſtimmung jeder einzelnen Luſt mit dieſer Geſetzgebung über alle, dieſem Schwanken ihres Werthes entzogen iſt. Wie nun in der Anlage des menſchlichen Gemüthes und in den erſten überall vorkommenden Schritten ſeiner Entwicklung dieſe Antriebe des Handelns entſtehen und das Bewußtſein ihrer Werthe, darüber allein haben wir einige Andeutungen hinzuzufügen.

Sinnliche Luſt iſt nicht nur das Ziel, nach dem alle Regſamkeit des Lebendigen urſprünglich ſich aufmacht, ſondern auch in dem ausgebildeten Leben finden wir ſie als die verſtohlene Triebfeder des mannigfachſten Handelns wieder. Zwar unabhängig von äußern Anregungen kann ein Streben, die Summe des Genuſſes zu vergrößern, den lebendigen Weſen nicht von Natur eigen ſein; ſie würden

nicht wiſſen, wohinaus dies größere Gut liegen kann. Erſt die Erfahrung zeigt ihnen dieſe Wege und erweckt theils die Sehnſucht nach dem Wiedergewinn des einmal gekoſteten Glückes, theils ein Begehren, das ins Unbeſtimmte hinaus auf unbekannte Güter gerichtet iſt. Dieſen Trieben ſich hinzugeben, könnte die Seele kein anderes Bedenken abhalten, als die Kenntniß entweder der Nachtheile ihrer maßloſen Befriedigung, oder der größeren Güter, an deren Erwerbung dieſe hindert. Der natürliche Lauf der Dinge mindert indeſſen die Gefahr dieſes Uebermaßes und führt von ſelbſt zur Bekanntſchaft mit dem Beſſeren. Er bringt es wenigſtens frühzeitig dahin, daß an der ganzen Summe unſerer Beſtrebungen die feinere Luſt des inneren Sinnes einen weit beträchtlicheren Antheil erlangt, als das Trachten nach rein körperlichem Genuß. Einfache, durch die Bildung noch nicht verwickelte Zuſtände führen eine größere Abwechſelung der Bedürfniſſe mit ſich, die durch eigne Anſtrengung befriedigt werden müſſen; anderſeits ſind die Höhenpunkte des leiblichen Genuſſes von kurzer Dauer, und doch erliſcht während der langen Pauſen zwiſchen ihnen die regſame Empfänglichkeit des Gemüthes nicht. So wird die leidenſchaftliche Hingabe an eine einzige Klaſſe des Genuſſes wenig begünſtigt; wohl aber trifft die Seele, indem ſie ſich auf den Weg macht, Mittel der Befriedigung zu ſuchen, eben auf dieſem Wege ſelbſt auf viele Eindrücke, von denen ſie unvermerkt angezogen und gefeſſelt wird. Sie kann nicht umhin, bei ihnen zu verweilen und ſich theils ihrem Reize für die Wißbegier der Erkenntniß, theils den Stimmungen zu überlaſſen, die ihre Bedeutung und ihr Sinn erweckt. So wird die Haſt nach dem Ziele des Genuſſes vielfach verlangſamt und in den Zwiſchenzeiten zwiſchen den Augenblicken ſinnlicher Befriedigung kehren der Seele dieſe gewonnenen Eindrücke zurück. Sie gewöhnt ſich allmählig daran, die gleichmäßigere und weniger heftige Luſt zu bevorzugen, die ihr die ſtetige wohlthuende Beſchäftigung des innern Sinnes gewährt. Die Freude an zweckloſem rhythmiſchem Spiel der Eindrücke, an unterhaltender Geſelligkeit, an der Uebung eigner Kraft und Gewandtheit nimmt in dem natürlichſten Zuſtande der Völker, ſo

wie in der fortgeschrittenen Civilisation einen weit größeren Raum ein, als die Begierde nach dem unmittelbaren sinnlichen Genuß. Und selbst wo das Streben nach dem letztern uns noch auffällt, finden wir doch, daß es selten auf die rohe Lust allein gerichtet ist; das Begehrte erscheint begehrenswerth weit weniger um seiner selbst, als um einer Menge von Gedanken willen, die sich an seine Bedeutung für ein tieferes inneres Leben knüpfen; die Vorbereitungen, die Nebenumstände und die Nachgedanken erhöhen durch ihr eigenthümliches mannigfaltiges und feines Interesse den an sich nur ärmlichen Werth des ursprünglichen Zieles. Wohlthuende Formen der Umgebung, harmonisches Zusammenwirken der äußern Eindrücke, ästhetischer Schmuck des Lebens und eine gleichförmige freundliche Gewohnheit des Daseins sind die Bedürfnisse dieser verfeinerten Sinnlichkeit, und ihre Befriedigung wird in den gebildetsten Zuständen wie in der naivsten und formlosesten Geselligkeit durch Arten des Benehmens gesucht, von denen man zweifeln kann, ob sie nicht noch mehr die Freude an der Production des Angenehmen und Anmuthigen, als das Begehren ausdrücken, eine aus ihm entspringende Lust zu ernten.

Obgleich zuletzt denselben allgemeinen Gesetzen seines Verlaufes unterworfen, pulsirt doch das leibliche wie das seelische Leben in den verschiedenen Einzelnen mit verschiedener Stärke und nicht ohne eigenthümliche Abweichungen seiner Reizbarkeit. Nur für die heftigsten und gewaltsamsten Eindrücke können wir darauf rechnen, daß sie in Allen gleichen Schmerz oder gleiche Unlust erzeugen; Erregungen von mittler Stärke dagegen sind dem Einen noch zu bedeutend, dem Andern schon abspannend gering und monoton; unberechenbare Abneigungen überdies kommen hier einem Reize entgegen, der dort mit Leidenschaft begehrt wird. Diese Verschiedenheiten treffen nicht allein die Objecte der äußern Sinne, sondern auch die formellen Verhältnisse der Eindrücke, von denen unsere ästhetischen Gefühle angeregt werden. Die Größe der Abwechselung in den Wahrnehmungen, der Stoß der Ueberraschung, die stetige Anspannung einer consequenten Stimmung oder Ideenfolge, dies alles ist

dem Temperament des Einen ein Bedürfniß, dem des Andern eine Pein; dieselbe Form der Verknüpfung in den Eindrücken, dieselbe Manier des Gebahrens ist jenem ein behagliches Lebenselement, und wird von diesem mit specifischem Widerwillen verachtet. Hierin duldsam zu sein, und anzuerkennen, daß keine Art und Weise eine allgemeine Geltung, und die eigne keine größere hat, als die abweichende fremde, ist entschieden ein Ergebniß der Bildung und nur selten die unmittelbare Mitgabe eines glücklichen Naturells. Von Haus aus sind wir hierin tyrannisch, und wir können nicht leugnen, daß wir jeden etwas geringschätzen, dem unsere Lieblingsspeise nicht schmeckt, und daß ein Keim gelinden Hasses sich in uns gegen den regt, der hierin beharrlich anderer Meinung ist. Viel kräftiger werden natürlich diese Abneigungen und Neigungen, wenn sie an viele Punkte der Uebereinstimmung oder des Widerstreites zugleich anknüpfen; sie werden eben dadurch dem, der sie empfindet, unerklärlicher, denn immer weniger wird die deutliche Uebersicht dieser einzelnen Ursachen möglich, die sich zu einem starken instinctiven Gefühle summiren. So lange alle einzelnen Genossen einer Gesellschaft durch stark hervortretende Gleichförmigkeit ihres Stammcharakters verbunden sind, treten diese Erscheinungen wenig hervor; dagegen sind sie gewiß eine Grundlage des Nationalhasses, durch den wir schon früh die einzelnen Menschenstämme ebenso geschieden sehen, wie die Geschlechter der Thiere. Die höhere Entwicklung der Bildung führt eine größere Mannigfaltigkeit individueller Charaktere herbei, und damit eine größere Verletzlichkeit des Einen durch das Naturell des Andern, zugleich aber als entschädigendes Gegengewicht die gleichfalls wachsende Intensität der auswählenden Liebe und Freundschaft. So entstehen zwischen den Theilnehmern einer civilisirten Gesellschaft lebhafte Spannungen, die noch unabhängig von ihren gegenseitigen Handlungsweisen sind; und wie viele und bedeutende Ereignisse gehen zuletzt aus diesen verschwiegenen und nie völlig aufzuklärenden Motiven hervor! Bevor eine sittliche Ueberlegung solchen Eigensinnigkeiten des Gemüthes einen nie vollständig hemmenden Zügel anlegt, führen sie zu der Sinnesweise, die offener oder versteckter dem

gegenseitigen Benehmen der Menschen immer zu Grunde gelegen hat und oft genug unbefangen als die sich von selbst verstehende Richtschnur des Handelns ausgesprochen worden ist: zu dem Wohlwollen gegen die Freunde, dem Hasse gegen die Feinde. Beide Gesinnungen werden verstärkt, wenn zu der Wirkung, die der Andere auf uns durch das ausübt, was er ist, der Eindruck seiner Handlungen gegen uns kommt. Und wie das Kind den Stein schlägt, an den es sich gestoßen, und das Bett liebkost, auf dem es ruht, so entwickeln sich Dankbarkeit und Rache als die natürlichen großen Beweggründe, die von jeher die Menschen in ihrem gegenseitigen Handeln bewegt haben. Wie wenig durch dies Alles der Mensch sich über das Thier erhebt, ist klar genug; aber es nützt nichts, sich die lebendige Wirksamkeit beider Triebe in uns zu verhehlen. Ehe das menschliche Gemüth in sich selbst die Gegenwart anderer unverbrüchlicher Gesetze seines Thuns bemerkt hat, kann es nicht anstehen, diesen natürlichen Anregungen zu folgen, ohne die das Gute in uns wenig Wärme, die Ueberwindung des Bösen wenig Verdienst haben würde.

Durch alle diese Strebungen vertheidigen wir im Grunde nur unser angebornes Naturell gegen Alles, was ihm nicht gemäß ist, und suchen auf, was ihm zusagt. Aber der Mensch ist nicht nur ein besonderes Beispiel von dem allgemeinen Typus seiner Gattung, sondern bildet sich durch Aufsammlung seiner Erlebnisse zu einer individuellen Persönlichkeit aus, die den ankommenden Reizen einen neuen Maßstab entgegenhält, an dem ihr Werth für uns sich messen muß. Aus der Erregung dieser Seite unsers Wesens entstehen persönliche Gefühle, die in ihren allgemeinen Formen zwar von dem allgemeinen Charakter der Persönlichkeit abhängen, aber doch für jeden Einzelnen sich anders gestalten; denn die Anzahl und Lage der verletzbaren und reizbaren Punkte richtet sich nach der ursprünglichen oder durch den Lebenslauf erzeugten Eigenthümlichkeit des Wesens, das diese Form der Ichheit trägt. Bevor nun eine höhere Entwicklung bessere Ideale des Handelns aufgefunden hat, kann nur das Princip eines völlig nackten Egoismus als die bewegende Kraft unserer Thätigkeit angesehen werden. In dem wirklichen Leben

kommen indessen überall die verschiedensten Regungen des so vielseitigen menschlichen Wesens zugleich zur Gegenwirkung, und es wird deshalb nie eine Zeit gegeben haben, in welcher das rücksichtslose blinde Durchsetzen des eignen Willens in der Art einer physischen Naturkraft sich allein hätte können gelten machen. Es ist kein handelndes Wesen denkbar, das sich seiner Empfänglichkeit entäußern könnte, durch die es theils den unwillkührlichen Neigungen und Abneigungen, deren wir gedachten, theils der widerwilligen Anerkennung des Fremden unterworfen ist. Und auch sonst liegt in dem Egoismus ein innerer Widerspruch, der als Heilmittel gegen seine eigenen Consequenzen wirkt.

Das unmittelbarste Selbstbewußtsein rechnet ganz einfach zu der eigenen Persönlichkeit Alles, was wir an körperlicher oder geistiger Kraft als natürliche Ausstattung empfangen haben. Noch ehe die verschiedenen Individuen mit streitenden Ansprüchen sich an demselben Objecte begegnen, mißt jedes sich vergleichend mit den übrigen, und die Wahrnehmung der eignen Wirkungskraft und der geringeren fremden führt mit einer Unbefangenheit, die wir natürlich und billig finden würden, wenn es sich um das Verhältniß zweier Naturkräfte handelte, zu dem Hochmuth des Stärkeren und zu jener Verachtung alles Schwachen und Häßlichen, die wir in jedem beginnenden Culturzustand lebhaft ausgesprochen und selbst bei höher gesteigerter Bildung nie ganz unwirksam finden. Denn jedenfalls sind auch wir immer viel geschwinder geneigt, unsere Pflichten und Leistungen nach dem zu bemessen, was wir sind, und nach dem, was der Andere ist, als daß wir zuerst von allgemein verbindlichen Vorbildern der Gesinnung ausgingen, die noch von keiner Person sprechen, und denen man erst, nachdem man sie anerkannt hat, die unterscheidenden Umstände des besonderen Falles als Gründe zu einer ungleichen Vertheilung der persönlichen Rechte und Pflichten unterordnen darf. Aber ich weiß nicht, ob nicht doch schon in diesem Hochmuth selbst ein unaustilgbarer Keim besserer menschlicher Entwicklung liegt. Wir vergleichen uns nie mit dem, was nicht unserer Gattung ist, oder was nicht wenigstens leicht mit derselben unter

einem höheren Allgemeinbegriff als mit uns verwandt zu vereinigen ist. Wir verlangen nicht härter als der Felsen oder mächtiger als eine Naturkraft zu sein; erheben wir uns über unsers Gleichen, so ist die Lust dieses Stolzes nicht von dem Nebengefühl abtrennbar, daß wir eine uns Allen gemeinsame Aufgabe mit größerer individueller Befähigung lösen, daß wir also auf einer wohlbegründeten Basis natürlicher Vergleichbarkeit gemessen besser sind als Andere und dadurch das Recht jenes höhern Selbstgefühls erwerben. Der Stolz auf körperliche Vollkommenheit ist in dieser Hinsicht eben so berechtigt und naturwüchsig, als der Uebermuth geistigen Uebergewichtes; civilisirte Völker und die wilden Stämme mögen auf einander mit gegenseitiger Geringschätzung herabsehen; sie vollziehen dadurch in der That nur zwei einseitig richtige Urtheile. Auch mit den Thieren mögen wir eine solche Vergleichung noch durchführen; sie sind unter die gemeinsame Anschauung lebendiger, durch innere Regsamkeit bewegter Geschöpfe nicht nur um der Aehnlichkeit ihrer Organisation und Thätigkeit willen begreifbar, sondern hauptsächlich deswegen, weil ihr Leben tausend Berührungen des Kampfes und gegenseitiger Dienstleistung mit dem unseren hat. Es ist eine begreifliche Freude des Selbstgefühls, an List und Kraft diese Geschöpfe zu übertreffen, welche die Natur bestimmt zu haben scheint, mit uns um den Genuß und die Frucht des Lebens zu wetteifern. Diese stille Berufung auf Gründe, die seine Ueberhebung rechtfertigen, kann der Hochmuth nicht los werden, und in dem Augenblicke eben, in welchem er die berechtigende Macht eines Allgemeinen anerkennt, hat er den ersten Schritt zu seiner Selbstüberwindung gethan. Man kann hinzufügen, daß es sogar noch weiter ein verstohlenes Bedürfniß des Egoismus ist, selbst den Vorzug, den er sich auf der Grundlage eines allgemeinen Begriffes zuschreibt, wieder durch einen allgemeinen auch sonst giltigen Begriff zu bezeichnen, und also sich nicht schlechthin als vorgezogen darzustellen, sondern Theil zu haben an einem Vorzuge, der für sich verständlich ist und Wenigen zwar, aber doch Mehreren zukommt. Der Einzige seines Standes in einem Volke zu sein, den das Schicksal übrig gelassen

hat, könnte ein großer Stolz sein; die Erinnerung an die Vergangenheit machte dann den Werth der Stellung deutlich, deren Ehre und Vertretung jetzt diesem Einen zufiele. Aber der Einzige seiner Art zu sein, den es je gegeben hat, ist kein wirklich begreifliches Ziel der Wünsche; jeder große Ehrgeiz sucht neben der Macht allemal auch den Namen der Macht, und ganz ungewöhnliche Titel üben nicht, wie man vermuthen könnte, die größere, sondern eine geringere Anziehungskraft auf die Gemüther. Jeder völlig singuläre Vorzug ist, wie groß er auch sein möchte, ein unverständlicher; immer sucht sich daher das Selbstgefühl naturgemäß an einen Stand anzulehnen, an dem Viele Theil haben, und als Höchstes gilt überall, was unter Vergleichbarem zuerst kommt. Dieselbe Gebundenheit des Selbstgefühls an das Allgemeine zeigt sich auch in der geistigen Entwicklung. Wir sind stolz darauf, verwickelten Erscheinungen ihre Wahrheit durch unsere individuelle Schlauheit abgewonnen zu haben, und wir betrachten sie eifersüchtig als unsere That, unsere Errungenschaft. Aber wir sind ganz unglücklich, wenn Andere ihr nicht zustimmen; denn so lange bleibt sie wirklich nur unsere Ansicht, und das wollen wir und wollen es auch nicht. Damit das, was wir errungen haben, auch nur für uns selbst Werth habe, muß es nothwendig als ablösbar von unserer Individualität, als die Natur der Sache selbst, als allgemeine Wahrheit anerkannt werden. Darin liegt der eine, ehrbare Grund des Fanatismus, mit dem jede individuell entstandene Anschauung sich um so heftiger gelten zu machen sucht, je weniger sie ein oberflächlich vorliegendes Gemeingut ist, und je tiefer ihr Inhalt alle Seiten des menschlichen Wesens interessirt. Wie unangenehm daher immer zelotischer Eifer auf jedem Gebiet ist, man muß doch zugeben, daß er nicht auf reinem Durchsetzenwollen des subjectiven Meinens beruht, sondern daß Jeder hier für die Ehre des Allgemeingiltigen streitet, das er in sich entdeckt zu haben glaubt, und das ihn ängstigt, so lange es nicht anerkannt ist. So ist Fanatismus eine äußerst naturwüchsige Regung des Gemüthes und bis in die sittlich ausgebildetsten Kreise sehen wir die Härte seines Eifers reichen. Denn wie allgemein ist doch der Aberglaube,

als sei es Pflicht, nicht nur seiner Ueberzeugung nicht zuwiderzuhandeln, sondern sie auch da um jeden Preis durchzusetzen, wo man gar keine Pflicht zum Handeln überhaupt hat! Dann entsteht, indem diesem Mißverständniß eine ebenso mißverstehende Bewunderung entgegenkommt, der Cultus jener großen Männer, die im Grunde die Narren ihres Naturells sind, und die in demselben Augenblicke, in welchem sie nur dem Allgemeinen und der Idee zu dienen glauben, der Welt die zufällige Form ihrer Einfälle zu geben suchen. Sie sind zu entschuldigen, denn wir irren alle auf diese Weise.

. Die innere Fessel, die der Egoismus in seiner unvermeidlichen Berufung auf ein rechtfertigendes Allgemeine in sich trägt, wird sehr bald zu einer äußern; der Uebermuth bedarf zu seinem eignen Genuß das Mitwissen und die Anerkennung Anderer. Selbst die roheste Form der Herrschsucht kann sich nicht mit blos factischer Unterwerfung oder mit der Vernichtung des fremden Willens begnügen; sie muß ihn erhalten und selbst so weit frei erhalten, daß sie von ihm wenigstens anerkannt werden kann. Der Taumel der Macht ist unmöglich in völliger Einsamkeit, und selbst für den wüstesten Negerfürsten wäre es nicht ausreichend, den Kopf des Mißliebigen auf einen Wink fallen zu lassen, wenn nicht wenigstens der noch da wäre, der ihn fällt und durch solchen Gehorsam gegen jenen Wink diese That der Macht anerkennt. Und wenn Alle sich völlig stumm unterwürfen, so wüßte der Gebieter doch, daß sie dabei einander wechselweis beobachten; es wäre keine Freude bei dieser Macht, wenn nicht der thatsächliche Gehorsam des einen dem anderen gezeigt werden könnte. Dies tiefe Bedürfniß des Egoismus, sich durch die Anerkennung der Andern zu rechtfertigen, erklärt die ungemeine beschränkende Gewalt, die überall das Urtheil der öffentlichen Meinung auf unsere Strebungen ausübt. Die beständige Rücksicht auf das, was Andere, für uns die Vertreter des Allgemeinen gegenüber unserer Individualität, von uns denken würden, vertritt sowohl in den ersten historischen Zeiten der Menschheit, als in den Anfängen jeder persönlichen Entwicklung, endlich auf jenen niedrigeren Bildungs-

ſtufen, auf denen ein Theil unſeres Geſchlechtes beſtändig verharrt, mit mehr oder weniger Glück und Vollſtändigkeit das eigene moraliſche Gewiſſen. Dieſe Abhängigkeit von fremder Meinung wächſt und veredelt ſich zugleich, wo die natürlichen Beziehungen dem einen Theil eine unmittelbare Autorität gewähren, die durch unzählige Bande geſpendeter Wohlthaten und dankbarer Erinnerungen gekräftigt wird. Nie hat daher auch das roheſte Volk einen egoiſtiſchen Krieg Aller gegen Alle aufgeführt, ſondern Freunde und Stammgenoſſen von Feinden und Fremden unterſchieden; am meiſten natürlich iſt die Scheu vor dem Erzieher, der Gehorſam gegen die ſchützende Kraft und Einſicht aller weiteren Tugenden Anfang. Und man muß dabei nicht vergeſſen, daß in der menſchlichen Natur nicht von Haus aus nur der rebelliſche Hochmuth liegt, der nichts Fremdes anerkennen möchte; vielmehr ſchon der unüberwindliche Nachahmungstrieb zeigt, daß wir in dem Augenblick, da wir dem Andern nicht nachſtehen mögen, doch eben ſeinen thatſächlichen Vorzug zugeſtehen. In der That iſt der ungebildete Menſch, je weniger weit geſteckt und vielſeitig die Ziele ſeines eignen Strebens ſind, um ſo mehr zur Bewunderung fremder Kraft und Größe und zur Unterordnung der ſeinigen geneigt, ein Zug, ohne deſſen glückliches Vorhandenſein die Möglichkeit eines geſelligen Zuſammenlebens ſchwer denkbar wäre. Dieſe Fügſamkeit bildet ſich zu einer Treue und Hingebung an die Führer und Leiter aus, in der ohne Zweifel ein Keim echter ſittlicher Entwicklung enthalten iſt. Aber dieſe Sittlichkeit iſt nicht durch allgemeine Geſetze der Geſinnung geregelt, ſondern ſie haftet an der perſönlichen Geltung deſſen, gegen den die Handlungen gerichtet ſind. Das Böſe iſt hier die Verletzung des Gemüthes, das wir lieben, und während gegen dieſes ſich alle Tugenden des Wohlwollens, mit großer Zartheit ſogar, entwickeln, kann ungeſtört der Haß und die Rache gegen alles Feindliche kräftig fortdauern. Es gibt auch für das Kind einen Zeitpunkt, bis zu welchem es nur die zürnende Strafe verſteht, in welcher ihm der Schmerz der Eltern klar wird; die kalte Beſtrafung erſcheint ihm als grundlos erbitternde Wehethat. Erſt ſpät lernt es erkennen,

daß es für seine Handlungen allgemeine Gesetze gibt, die auch dann verbindlich sind, wenn ihre Uebertretung mit keiner bemerkbaren Störung in dem Wohlbefinden des Andern verbunden ist.

Die Vorschriften, welche die Autorität der Erzieher dem Menschen am Anfange der Bildung geben konnte, enthalten diese Belehrung nicht in der Weise, in welcher wir gewöhnt sind, sie unter dem Einflusse des christlichen Lebens sogleich zu erhalten. Sie waren zunächst Bestimmungen, welche auf die Verhältnisse des Verkehres und auf die gegenseitige Stellung der Personen zu einander mehr Bezug hatten, als auf die inneren Eigenschaften des Gemüthes. Ceremonien der Sitte, verlangten sie gegen jedes Object eine besondere Gesinnung, in jedem Verhältniß ein besonderes Verhalten, ohne allgemeine Grundsätze anzugeben, nach denen der Wille in der Mannigfaltigkeit möglicher Fälle sich zu richten habe. War doch der Inhalt dieser Tradition selbst nicht aus allgemeinen Sätzen erwachsen, sondern ein Product der Erfahrung, die gelehrt hatte, daß unter solchen Lebensumständen, bei solchem Temperament der Gesellschaft, bei solchen durch die Lage nothwendig gemachten nächsten Zwecken und Beschäftigungen gerade diese Art des gegenseitigen Verhaltens, diese Summe von Rechten und Pflichten jedes Einzelnen die allgemeinste Befriedigung der Ansprüche Aller enthält. Je mehr ein solches Ganze der Sitte nicht willkührlich, wie die Statuten einer sich plötzlich bildenden Gesellschaft, gemacht worden ist, sondern sich allmählig entwickelt hat, indem jeder Einzelne aus der Lage, in der er sich gedrückt fühlte, in eine vortheilhaftere sich zu verrücken suchte, um so fester wird der Bau dieser traditionellen Sitte sein; sie wird unbestritten dauern, so lange die Umstände, das Temperament und der geistige Gesichtskreis dieselben bleiben. Was Jeder bereits geltend vorfindet, von Andern befolgt sieht, und selbst zu befolgen durch tausend theils ausdrückliche, theils stillschweigend in den Verhältnissen liegende Mahnungen aufgefordert wird, das gestaltet sich für ihn ebenso zur selbstverständlichen Nothwendigkeit, wie die Verstandesvorurtheile, unter denen er aufgewachsen ist. Jede Verletzung dieser Ueberlieferung, sei dieselbe nun wie sie sei, wird

wie jedes Vernachläſſigen einer alten Gewohnheit mit Beunruhigung des Gemüthes und Reue geſtraft.

Man wird zugeſtehen, daß in ſolchen Formen des Lebens ein ſehr kräftiges Bewußtſein des Sollens und ſittlicher Verpflichtung liegen kann; aber der ſittliche Werth ſolcher Sitte kann doch unermeßlich verſchieden ſein. Von dem geiſtigen und phyſiſchen Naturell der Geſellſchaft und von der Gunſt der Umſtände hängt es ab, welcher vernünftige oder verkehrte Inhalt an dieſe Stelle des durchaus verbindenden Pflichtgebotes treten ſoll. Nach dem Begriffe, den wir von dem Sinne unſers Daſeins, von der Würde, die der Menſch vertreten, von den Zielen faſſen, die er erreichen ſoll, ſchwankt in unſerer Beurtheilung Alles. Wenn der Indianer den gefangenen Feind martert, ſo beweiſt das nicht, daß er von keiner Idee des Rechtes überhaupt geleitet würde; er gibt nur dem Ueberwundenen Gelegenheit, durch jenes ſchweigende Dulden und die Verachtung des Schmerzes, die ihm als Ideal männlicher Vollkommenheit erſcheint, ſeine Ehre zu vertreten, und er unterwirft ſich mit gleicher Ergebung, wenn ihn das ungünſtige Schickſal trifft, derſelben Pein. Indem er ſo mit gleichem Maße ſich ſelbſt meſſen läßt, mit dem er dem Andern mißt, wird er ohne Zweifel von einem barbariſchen Gefühle der Gerechtigkeit geleitet, das ſein wahres Ziel verfehlt. Wenn ein einförmiges, an höherer Reflexion armes Daſein und phyſiſche Noth die Würde der menſchlichen Beſtrebungen herabdrückt und Jeder in dem Andern nur ein ſinnlich genießendes Naturgeſchöpf ſehen kann, nicht ein vernünftiges Weſen, deſſen jeder Augenblick der Verwirklichung einer heiligen Aufgabe gewidmet ſein ſollte, ſo iſt es nicht wunderbar, daß der Werth des menſchlichen Lebens im Preiſe ſinkt, und unbedenklich wird der Eine den Andern ſeinen Zwecken und Einfällen opfern, ohne zu verlangen, daß ein Dritter mit ihm ſelbſt anders verfahre. Wenn man vor der abſcheulichen Grauſamkeit ſchaudert, mit welcher manche wilde Volksſtämme gegen ihr eigenes Blut wüthen, ſo mag man zugleich an den Stumpfſinn der Ergebung denken, mit welchem dies Alles ertragen wird. Beides beweiſt nicht die völlige Abweſenheit jedes Rechtsgefühls, ſondern

nur den Mangel an Verständniß für den Werth des Daseins. Und nicht blos die Versunkenheit der Südseevölker, sondern auch die hohe Bildung des klassischen Alterthums hat manche sittliche Härten entwickelt, die dieser mangelhaften Einsicht in die Bedeutung des menschlichen Lebens entspringen.

Theils die Conflicte nun, in die doch immer ein individuelles Gemüth seine Bestrebungen mit der herrschenden Sitte gerathen sieht, theils die Veränderung der Lage, auf welche diese sich bezog, theils endlich die Rastlosigkeit der einmal geweckten Reflexion, die auch ohne dieses persönliche Interesse sich nicht abhalten läßt, alle Gegenstände des menschlichen Lebens und so auch die Verbindlichkeit der Sitte selbst zu überlegen und zu untersuchen, Dies alles führt allmählig über den instinctiven Gehorsam zur Hervorhebung bewußter Grundsätze des Handelns hinaus. Es ist merkwürdig, daß von den zwei Richtungen, welche diese Reflexion nehmen kann, die eine zunächst nur wie verstohlen eingeschlagen wird. Denn die Gedanken gehen zuerst gewöhnlich nicht darauf aus, die allgemeinen Gesinnungen zu bestimmen, die in jedem zu erwartenden Falle einer Aufforderung unser Handeln leiten sollen, und doch enthält die Sprache frühzeitig Namen der Tugenden und Laster, die uns zeigen, daß der Werth und Unwerth solcher allgemeinen Formen des Dichtens und Trachtens weder unbemerkt, noch unbeurtheilt geblieben ist. Dagegen knüpft die Reflexion in der Regel zuerst an den Begriff des handelnden Subjects an und sucht aus der Natur des menschlichen Wesens Gründe für die Arten des Handelns, die dieser Natur angemessen sind. So wird entweder den natürlichen Begierden, den gröberen und feineren Bedürfnissen, den naturwüchsigen Bestrebungen des Menschen nachgespürt und das Leben so zu gestalten gesucht, daß es ihnen allen Gelegenheit zu gleichmäßiger Entfaltung und Befriedigung gebe; oder es ist vorzugsweis die Würde des Menschen, der zu entsprechen eine verfeinerte Reflexion den Gesinnungen und Handlungen gebietet, und nach den verschiedenen Ausbildungsgraden unserer Gedanken über diesen Werth der menschlichen Persönlichkeit sehen wir z. B. die Vorstellungen über die Ehre historisch und

national ſchwanken. Sobald daher eine Geſellſchaft ſich einer unangemeſſen gewordenen Tradition der Sitte und des Lebens zu entziehen ſucht, kommt ſie gewöhnlich darauf, zuerſt wieder die allgemeinen Menſchenrechte feſtzuſetzen; unpraktiſch in hohem Grade, da nichts weniger leicht zu formuliren iſt, als dieſe Rechte, ſobald irgend eine nutzbare Rückſicht auf einen vorhandenen Zuſtand zugleich nothwendig iſt, aber ein Zeugniß dafür, daß die oberſte Regel aller Einrichtungen des Lebens vorzüglich gern in der Natur des Handelnden und nicht ſogleich in dem eignen Werthe der Handlungen ſelbſt geſucht wird.

Aber was der Menſch ſei, glaubt am Ende keine Reflexion blos aus der Betrachtung ſeiner thatſächlichen Natur zu finden, oder eben dieſe Betrachtung macht uns aufmerkſam auf eine Menge von Beſtrebungen, die in ſeiner Natur liegen, deren Sinn aber nicht einfach auf Selbſterhaltung, ſondern auf Erreichung einer vorſchwebenden Beſtimmung gerichtet iſt. Es wird dem Gemüth unmöglich, wenn es einmal zum Nachdenken erweckt iſt, dies Daſein zu überlegen, ohne nach ſeinen Gründen, nach ſeiner Bedeutung in der übrigen Welt, nach ſeinem Ende oder ſeiner Fortſetzung zu fragen, und immer hat es nur Philoſophenſchulen, aber nicht Nationen gegeben, die ohne Anknüpfung des menſchlichen Lebens an religiöſe Anſchauungen über den großen Zuſammenhang der Welt jene vollſtändige Einſicht in die Natur des Menſchen zu beſitzen geglaubt hätten, aus der ſich die Summe ſeiner ſittlichen Verpflichtungen ableiten ließe. Wir glauben uns zur Mitarbeit an dem Aufbau einer überſinnlichen Weltordnung berufen, und wie unklar uns auch der Plan der letztern und der Sinn unſers eignen Beitrags zu ihr bleiben mag, ſo fühlen wir doch, daß Alles, was uns als Pflicht erſcheint, den letzten Grund ſeiner Verbindlichkeit darin hat, daß es nicht nur dem Begriff unſerer thatſächlich vorhandenen Natur, ſondern ihrer Beſtimmung entſpricht. Und dieſe Beſtimmung liegt nicht mehr blos in einer Selbſtentfaltung, die von rückwärts durch den Keim getrieben wird, ſondern in der Bewegung nach einem Ziele zu, das uns vorwärts geſetzt iſt. Die Irrthümer der religiöſen Anſchauung

können indeſſen ebenſo groß ſein, als die jeder andern menſchlichen Erkenntniß, und obwohl es ein großes formelles Princip iſt, das Verhalten des Menſchen nach dem Willen Gottes zu beſtimmen, ſo ſchützt uns doch nichts vor der Mißdeutung dieſes Willens. Beſitzen wir doch, um ihn auszulegen, kein anderes Mittel, als die Verbindung unſerer theoretiſchen Weltbetrachtung mit unſern ſittlichen Gefühlen ſelbſt, und es iſt ein Glück, aber keine Nothwendigkeit, wenn die Einſeitigkeiten, die beiden anhängen, einander theilweis ausgleichen, anſtatt ſich zu ſummiren. In der That haben die heidniſchen Religionen kaum etwas Anderes geleiſtet, als daß ſie inhaltvolle Inſtitute des geſelligen Lebens, deren unverbrüchlicher Werth nicht in jedem Augenblicke dem natürlichen Gefühle gleich überzeugend deutlich iſt, durch Anknüpfung an göttliche Stiftung heiligten, und daß ſie dem Ganzen des Lebens dies durchdringende Gefühl einer Abhängigkeit von einer höhern Welt einflößten. Die Geſinnungen dagegen zu beſtimmen, die den Werth der Perſönlichkeit bedingen, überließen ſie nicht ganz, aber doch zum größten Theil der Kritik des lebendigen Gefühls, deſſen Reflexion zu der Billigung der einen, zur Mißbilligung der andern Handlungsweiſe hauptſächlich durch die Vorſtellung der Luſt oder Unluſt gebracht wird, die uns dies Handeln, auf uns ſelbſt gerichtet, verurſachen würde. Und hierin eben hat die verdienſtloſe Güte und die ſchuldloſe Roheit des angebornen nationalen Naturells den größten Spielraum, um bald durch feinſinnige Empfänglichkeit für edle Gefühle, bald durch wüſte Hinneigung zu wildem und grauſamem Gebahren ſehr verſchiedene Sitten zu erzeugen, alle von gewiſſen Vorſtellungen des Rechtes und der Pflicht durchzogen, nur von ſolchen, die ohne Conſequenz bald auf die rechte, bald auf die verkehrteſte Weiſe mit den einzelnen Handlungen des Lebens in Verbindung geſetzt ſind.

Der flüchtige Ueberblick über die Geſchichte der Cultur, zu dem dieſe Bemerkungen aufforderten, und über die Verſchiedenheit ſittlicher Ausbildung, die wir noch jetzt bei den verſchiedenen Stämmen des menſchlichen Geſchlechtes fortdauern ſehen, wird die Vorausſetzung beſtätigt haben, die wir über die Begründung des ethiſchen

Lebens in unſerer geiſtigen Natur äußerten. Die Erkenntniß, wie ſie unter den Antrieben der Erfahrung unvermerkt entſteht, entwickelt eine Menge theils wahrer, theils irriger Vorurtheile; beſinnt ſie ſich auf ſich ſelbſt, ſo findet ſie als das Einzige, was ihr unmittelbar gewiß iſt, den Glauben an das Vorhandenſein einer Wahrheit überhaupt; worin dieſe aber beſtehe, und wie viel wir von ihr entdecken können, hängt theils von dem Inhalte der Erfahrung, theils von dem Grade der Schärfe und Aufmerkſamkeit ab, mit welchem wir die inneren Vorgänge in uns ſelbſt zu beobachten angeregt ſind. In ganz ähnlicher Weiſe entwickeln ſich aus dem gegebenen Naturell des Gemüthes und den ſtillwirkenden Eindrücken der Umſtände mancherlei wahre und irrige Vorurtheile über das, was wir ſollen; beſinnen wir uns auf uns ſelbſt, ſo tritt zunächſt nur der Glaube an ein Sollen überhaupt, an eine verbindliche Geſetzgebung unſers Handelns, als ein hellleuchtender, ſeiner ſelbſt gewiſſer Punkt hervor; aber welches dieſe Geſetze ſind, und wie rein wir ſie aufzufaſſen vermögen, das hängt theils von dem Einfluß der äußern Lebensumſtände, die unſere blinden Triebe ſänftigen oder aufregen, theils von der Genauigkeit der Ueberlegung ab, mit welcher wir die allgemeinen Gebote unſers Gewiſſens von den einzelnen Formen abtrennen, in denen ſie auf die beſondern Verhältniſſe unſers Lebenskreiſes angewandt ſich uns zunächſt aufdrängen. So lange das menſchliche Geſchlecht lebt, hat es die äußere Natur beobachtet, ihre Stoffe und Kräfte benutzt, über ihr Wirken nachgedacht; viele Einzelheiten hat es früh durchſchaut, manche Verwendung der Naturerzeugniſſe, ſelbſt manche Vorausſicht des Künftigen iſt ihm frühe ſchon geglückt. Aber das alles war doch ein Raubbau voll Unſicherheit, in der Erkenntniß wie in den Anwendungen von der Ungenauigkeit halbwahrer Analogien allenthalben gehindert; zu einer Beherrſchung der Natur durch den Gedanken und zu ihrer Zähmung durch eine verläßliche Technik war der Weg erſt gebahnt, als es einem glücklich begabten Volk gelungen war, die Mathematik zu erfinden, d. h. einzelne Wahrheiten, die inſtinctiv Viele ſchon gefaßt und gewußt hatten, zu dem Ganzen einer Wiſſenſchaft zu verbinden. Es iſt etwas

Aehnliches in der ſittlichen Welt. Gute und böſe Regungen hat es immer in den menſchlichen Herzen gegeben, und immer auch eine ſolche Kritik des Gewiſſens, durch die im Ganzen und Großen doch wenigſtens die vollendet blinde Unvernunft thieriſches Begehrens von dem menſchlichen Leben abgehalten und durch die ſinnliche Leidenſchaft mindeſtens einige feſte Linien anerkannter Pflichten und Rechte gezogen wurden; manche Gegend des ſittlichen Lebens hat ſich früh aufgeklärt und der Werth mancher guten Geſinnung, manches ethiſchen Inſtituts iſt zeitig den Gemüthern der Menſchen klar geworden; viele Züge ſittlicher Zartheit können wir zu allen Zeiten antreffen. Aber das alles blieb doch eine Sitte, ebenſo ſchwankend wie jene Naturkenntniß; von den ſtärkeren oder ſchwächeren Nerven, der ſinnlichen Glut oder Apathie des Naturells hing es ab, wie man den Satz anwandte, dem Andern ſo zu thun, wie man ſich ſelbſt gethan gewünſcht. In Blut und Greuel und Grauſamkeit läßt ſich in gewiſſer Weiſe Treu und Glauben und Gerechtigkeit eben ſo gut formell üben, wie in aller Weichlichkeit friedlichen Genuſſes, in Schmutz und Wolluſt. Der eine Theil unſers Gewiſſens, der nur von unſern wechſelſeitigen Pflichten ſpricht, iſt bald befriedigt, und um ſo leichter, je geringer die Anſprüche ſind, die alle Betheiligten zuſammengenommen an das Leben und ſeinen Genuß machen. Aber der andere Theil, der uns eben befiehlt, an dies Daſein ſehr hohe Anſprüche zu machen, kann ſeine Stimme nur in dem Maße erheben, als die Einſicht in die Beſtimmung der Menſchheit und in ihre Stellung zu dem Ganzen der Natur wächſt. Dieſe edlere Sittlichkeit wird nie ohne die lebhafteſte Theilnahme der Intelligenz, nie ſelbſt ganz ohne die Theilnahme der eigentlich wiſſenſchaftlichen Reflexion, aber freilich auch nie durch ſie allein, ſondern durch das Leben ſelbſt gewonnen, das in der wachſenden Vielfältigkeit ſeiner ethiſchen Beziehungen immer mehr neue Punkte zum Bewußtſein bringt, die früher einem blöderen Sinne gleichgiltig dünkten, nun aber dem wachſenden ſittlichen Zartgefühl ebenfalls als ſolche erſcheinen, über welche ſich die Conſequenz der Humanität organiſirend ausdehnen muß. Mag alſo, und ohne Zweifel werden wir bei dieſem Glauben

ſtehen bleiben, ein unaustilgbarer Keim des Guten in dem Gewiſſen dem menſchlichen Geiſte angeboren ſein, mag ferner ſchon die Güte des menſchlichen Naturells dafür ſorgen, daß nicht überall und ſchlechthin dies allgemeine formelle Rechtsgefühl Verhältniſſe sanctionire, die der wahren Aufgabe der Humanität widerſprechen, ſo werden wir doch eben ſo ſehr bei der Ueberzeugung beharren müſſen, daß das naturwüchſige Gemüth des Menſchen keineswegs die klare Einſicht in alle ſittlichen Gebote erzeugt, die uns ſo natürlich ſcheint, weil der Quell der chriſtlichen Erziehung ſie uns mühelos darbietet.

Werfen wir einen zuſammenfaſſenden Blick auf die Ueberlegungen, die wir hier gepflogen haben, ſo werden wir zu den Fragen zurückgeführt, die wir an ihrem Anfang ſtellten. Jedes Thier durchlebt im Zuſtande der Freiheit, wenn nicht die Ereigniſſe des Naturlaufes es früher hinwegraffen, vollſtändig die Entwicklung, die ſeiner Gattung möglich iſt; und ſelbſt wo die Zähmung durch die Hand des Menſchen ihm einzelne Fähigkeiten bedeutender ausbildet, als ſeine natürliche Umgebung gethan hätte, tritt es doch nie bemerkbar aus dem Zweck- und Gedankenkreiſe ſeiner Art heraus. Das menſchliche Geſchlecht erzeugt in ſeinem geiſtigen Leben Unterſchiede von ſo großer Weite, daß man daran zweifeln konnte, ob ein gemeinſames Maß dieſer Mannigfaltigkeit überhaupt zu Grunde liege. Dennoch glaubten wir, daß einzelne beſtimmte Züge, charakteriſtiſche Gewohnheiten des Wirkens ſich würden angeben laſſen, die, in allen Menſchenſeelen wiederkehrend, ſie zu einem zuſammengehörigen Geſchlecht verbinden, in den einzelnen aber in unendlich verſchiedenen Graden vorhanden die Vielheit der individuellen Geſtaltungen bedingen. Wir haben verſucht, in der Idee einer an ſich giltigen und verbindlichen Wahrheit, in der Ahnung eines allgemeinen Maßes und Rechtes, nach dem alle Wirklichkeit zu meſſen iſt, dieſen gemeinſamen und unvertilgbaren Zug des menſchlichen Geiſtes nachzuweiſen, und die größere oder geringere Höhe der Ausbildung, die dieſer Keim im Laufe des Lebens zu erfahren vermag. Schon in dem Benehmen der Sinnlichkeit meinten wir die Neigung wahrzu-

nehmen, jedem Inhalt der Empfindung seine gesetzmäßige Stellung zwischen anderen zu bestimmen, in jeder empfangenen Lust die eigne Trefflichkeit des Genossenen zu fühlen und nach allen Richtungen thätig hinauszugreifen, nicht ausschließlich, um dem eignen Ich den Vortheil annehmlicher Förderung zuzuwenden, sondern unabtrennbar davon, um zugleich in dem eignen Genießen dem Werthe der Dinge und Ereignisse selbst eine Stätte des Daseins zu bereiten. Derselbe Trieb kehrte wieder in der Sprache, die, wie arm sie auch sein mochte, nirgends doch eine Sammlung von Ausrufen war, in denen sich nur die Erregung des Gemüthes Luft gemacht hätte; sie war überall das Abbild einer gesetzlichen und allgemeingiltigen Ordnung, nach der die Beziehungen der Dinge in einander greifen. So arbeitete sie der Erkenntniß vor, oder war der früheste und natürlichste Ausdruck derselben; und auch das Wissen des menschlichen Geistes fanden wir durch das deutliche Bewußtsein von dem Vorhandensein einer allgemeinen und nothwendigen Wahrheit über den Vorstellungsverlauf der thierischen Seele erhoben. Lust und Unlust endlich theilten wir mit allen lebendigen Geschöpfen und theilten mit ihnen auch die natürliche Regsamkeit, die eine zu suchen, die andere zu fliehen. Aber die unvertilgbare Idee eines verbindlichen Sollens, die unsere Thätigkeit und unsere Gefühle begleitet, die Selbstbeurtheilung des Gewissens unterschied auch hier das menschliche Wesen, als Glied eines Geisterreichs, von der leidenschaftlichen Naturlebendigkeit der Thierwelt. Wollen wir unter dem Namen des Unendlichen das zusammenfassen, was als beherrschendes Gesetz oder als forderndes Ideal den einzelnen endlichen Gestaltungen gegenübersteht, so mögen wir sagen, daß die Fähigkeit, des Unendlichen inne zu werden, die auszeichnende Gabe des menschlichen Geistes ist, und wir glauben zugleich als ein Ergebniß unserer Betrachtungen aussprechen zu können, daß nicht die Erfahrung und ihr noch so mannigfaltiger Inhalt durch seine Einwirkung uns diese Fähigkeit anerzogen hat, sondern daß sie, unmittelbar in der Natur unsers Wesens begründet, nur zu ihrer Entfaltung die begünstigenden Bedingungen der Erfahrung bedurfte.

Sechstes Buch.

Der Welt Lauf.

Erstes Kapitel.

Einflüsse der äußern Natur.

Der Welt Lauf und die Geschichte. — Kosmische und tellurische Einwirkungen auf die menschliche Seele. — Parallelismus zwischen dem Makrokosmus und dem Mikrokosmus. — Landschaft und Naturell der Bewohner. — Das Leben mit der Natur. —

Vergangene Zeiten, in welche die eigene Erinnerung nicht mehr zurückreicht, erscheinen der Einbildungskraft merkwürdig räthselhaft. Die Fülle der ernsten Lebensinteressen, des Tandes und der Thorheit, von der wir uns selbst bewegt fühlen, ist so eng an das bestimmt gezeichnete anschauliche Bild unserer Umgebungen geknüpft, daß wir irre werden, wenn wir dieselbe Mannigfaltigkeit des Daseins uns in Zeiträumen vorstellen sollen, zwischen denen und der Gegenwart eine unübersehbare Reihe von Veränderungen Costüme und Hintergrund verwandelt hat. Fast glauben wir, die Sonne habe mit anderem Glanz, alle Stimmen der Natur mit andern Tönen die Vorzeit umgeben, die graue im Gegensatz zu dem hellen Tage des jetzigen Lebens. Auf diesem dunklen Untergrunde zeichnet uns die Geschichte wohl große Thaten und gewaltige Ereignisse vor, aber sie verschweigt am häufigsten die kleinen Mittel, durch deren Verknüpfung sie entstanden; wie die Helden gewohnt, sich gekleidet und gesprochen, womit sie die öden Zwischenzeiten ihrer Großthaten ausgefüllt haben, das überläßt sie meistens unserer irrenden Phantasie. Nur wenige Perioden des menschlichen Geschlechts haben uns in ihren Kunstwerken redende Denkmäler hinterlassen, die uns außer

dem Glanze der Thaten auch einen Theil der inneren Gemüthsbewegungen, der Weltansicht, des Lebensgenusses und der Bestrebungen sehen lassen, aus denen jene großen Ergebnisse entsprangen. Aber wie getreu und plastisch auch immer die Poesie zahlreiche Züge des täglichen Treibens uns überliefern mag: sie läßt natürlich der Lücken viele, und am wenigsten können wir uns dazu überwinden, den Gedanken dieser fernen Gestalten in der Behandlung alltäglicher Dinge die bequeme und gelenkige Leichtigkeit zuzutrauen, auf deren Art und Größe hauptsächlich unser eignes Lebensgefühl beruht. Jede Schilderung, die wir von langvergangenen Zeiten versuchen, scheint uns um so wahrer, je mehr sie nur sprungweis und eckig einzelne Hauptpunkte hervorhebt; nicht allein, weil wir aus historischer Unkenntniß zu diesem Skelet die weichen und vermittelnden Uebergänge nicht hinzuzufügen wissen, sondern wirklich auch, weil wir uns äußerst schwer von der Vorstellung losmachen, damals habe Alles in einem Lapidarstyl gesprochen und gehandelt, der den regungslosen Gestalten steinerner Monumente entspricht. Wenn wir in den Schriften des Alterthums einem hübschen kleinen graziösen Zuge des vollen Lebens, einer unbefangenen Neckerei, einer lässig hingeworfenen anschaulichen Bezeichnung der Scenerie begegnen: wie groß ist doch auch heute noch der Zusammenlauf der Interpreten, die uns staunend diese classische Offenbarung echter Menschlichkeit zu bewundern befehlen! Als wäre es anders zu erwarten gewesen; als hätte man nicht vermuthen dürfen, daß ein gebildetes Volk der Vorzeit auch seine Empfänglichkeit für die tausend reizenden Kleinigkeiten des Daseins gehabt und ihr dieselben Ausdrücke gegeben haben werde, die fast jedem armseligen Gesellen der Gegenwart geläufig sind! Ohne Zweifel hat der Lauf der Geschichte durch die fortschreitende Bekanntschaft mit dem irdischen Schauplatz, durch die gegenseitigen Berührungen der Völker, durch die allmählig wachsende Erkenntniß der Ideenwelt nach und nach der Phantasie der Menschen verschiedenartige Färbungen und sehr verschiedene Ausdehnungen ihres Horizonts gegeben; aber nicht das ganze Leben wird von dieser vorwärtsgehenden Bewegung ergriffen; es bleibt

eine Breite menſchlicher Lebensart, die durch alle Zeiten ſich mit gleichförmigen Zielen, Motiven und Gewohnheiten unverändert wiederholt. Alle die dahingegangenen Geſchlechter haben geträumt und beobachtet, geliebt und gehaßt, gehofft und verzweifelt, gearbeitet und geſpielt, wie wir, und die nach uns kommenden werden uns darin gleichen. Dieſelben Leidenſchaften, die uns bewegen, dieſelben intriguirenden Berechnungen des Ehrgeizes und der Habſucht, dieſelben verſteckten Beweggründe oder dieſelbe offenherzige Hingebung der Liebe, die wir in uns tadeln oder preiſen, das Alles hat von früh an das menſchliche Geſchlecht innerlich erregt; und wenn gleich der äußere Erfolg nach der Höhe und Art der jedesmaligen Bildung verſchiedene Dimenſionen und Formen annahm, ſo irren wir doch ohne Zweifel, wenn wir, einer thörichten Analogie vertrauend, in den Anfangszeiten der Menſchheit nur kindliche Leere und Unbeſonnenheit der Gemüther zu finden glauben.

Dies iſt der Welt Lauf, der immer gleiche grüne Trieb, aus dem die buntgefärbten geſchichtlichen Blüthen ſproſſen, der ewige Kreislauf, in welchem die menſchlichen Geſchicke ſich bewegen. Gewiß mögen ſie nicht durchaus einen Kreislauf bilden, ſondern die ſcheinbare Rückkehr einen ſtillen Fortſchritt einſchließen. Aber ſelbſt wir, die wir in Zeiten leben, in denen wenigſtens alle äußerliche Herrlichkeit des Fortſchrittes lebendiger als je ſich vor unſern Augen entfaltet, ſelbſt wir können uns ſagen, daß unſer inneres Leben durch das alles nur langſam, vielleicht kaum an wahren Gütern zunimmt. Es gehen keine neuen Quellen des Genuſſes auf, die früher nicht gefloſſen wären, oder wenn neue Quellen, ſo iſt doch das, was ſie ſpenden, immer nur die alte Luſt, zu der unſere Natur beſtimmt iſt; unſer Wiſſen mag ſich ins Unbegrenzte erweitern, aber die Ergebniſſe führen faſt immer wieder zu längſtgedachten Gedanken zurück, und die Vorzeit wußte aus andern, vielleicht ärmlicheren Veranlaſſungen dieſelben Güter erhebender oder beſeligender Stimmungen zu gewinnen, die wir mit größerem Aufwand wiſſenſchaftlicher und techniſcher Kraft neu zu entdecken meinen. Was wir erarbeiten, das iſt allerdings nicht ganz, wie wir gern zugeſtehen, aber zu größerem

Theile, als wir gewöhnlich meinen, nur eine weitläufigere Zurüſtung zum Leben, nicht ein intenſiveres Leben ſelbſt, und die ſteigende Cultur iſt einem majeſtätiſchen Waſſerfalle nicht unähnlich, der in der Ferne Ungeheures zu leiſten verſpricht, und von dem doch, nahe geſehen, nicht viel mehr erfriſchende Tropfen wirklich fruchtbringend bis auf den Grund des Lebens fallen, als auch aus dem beſcheideneren Bache einer weniger glänzenden Bildung aufſtiegen, um das minder geräuſchvolle Daſein der Vorzeit zu erquicken und zu ſättigen.

Wir können die Hoffnung nicht entbehren, daß in dieſem Hin- und Herwogen der menſchlichen Entwicklung eine Richtung nach einem endlichen Ziele zu finden ſei; aber ehe wir verſuchen, dem Plane eines geſchichtlichen Fortganges und einer Erziehung des Menſchengeſchlechtes nachzugehen, wollen wir eine Zeit lang bei dem Bilde der Stetigkeit verweilen, das uns die Beſtrebungen deſſelben und ſeine Schickſale zunächſt darbieten. Man kann mit verſchiedenen Gefühlen dieſem Schauſpiel zuſehen. Nicht ohne melancholiſche Regung wird man dieſelben Uebel, dieſelben Leidenſchaften, dieſelben Keime alles Böſen durch alle Zeiten wiederkehren ſehen; anderſeits wird es ein tröſtlicher Gedanke ſein, zu wiſſen, daß zu Allem, was endlich und wahrhaft das Herz beglückt, doch jede Zeit ihren Zugang hatte und jede in ihrer Weiſe, und mit ihrer Weiſe begnügt, an der höhern Welt Theil nahm, die uns jetzt wohl klarer geworden iſt, aber deswegen nicht kräftiger von unſerem Gemüthe feſtgehalten wird. Unſere Abſicht geht dahin, in der Natur des menſchlichen Geiſtes und in allen den ewig wiederkehrenden Bedingungen ſeines Lebens die bereitliegenden Mittel aufzuſuchen, mit denen die Vorſehung in der Geſchichte wirkt, den natürlichen Lauf der Welt, von dem eine ſpätere Betrachtung fragen mag, nach welchem Ziele hin der höchſte Wille ſeinen immergleichen Fortgang umbeugt.

Unter jenen Bedingungen nun ziehen zuerſt die äußern Umſtände, mit denen die Natur uns umgibt, und die zahlreichen Einflüſſe, die ſie deutlicher oder unbemerkter auf uns ausübt, unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. So weit ſie unſer körperliches Leben durch

ihre Eingriffe ſtört oder uns Mittel der Befriedigung unſerer Bedürfniſſe gewährt, iſt ihre Einwirkung im Allgemeinen klar, und nur im Beſondern würde eine eingehendere Betrachtung, als ſie uns hier geſtattet iſt, den verhältnißmäßigen Werth jedes einzelnen von dieſen Einflüſſen für die menſchliche Bildung feſtzuſtellen ſuchen müſſen. Aber es iſt ein ſehr gewöhnlicher Hang der Reflexion, für dieſe Wechſelbeziehungen zwiſchen der Natur und dem Menſchen einen weniger auf der Oberfläche gelegenen Geſichtspunkt der Betrachtung einnehmen zu wollen, und anſtatt den Nutzen oder Schaden zu ermeſſen, den die Naturereigniſſe uns bringen, oder die Richtung zu berechnen, die ſie unſerem Handeln geben, zieht man es vor, von einer unmittelbaren und geheimnißvolleren Sympathie zu reden, durch welche der Menſch an die Natur, und zunächſt an die Erde, ſeinen Wohnplatz, gefeſſelt ſei. Oder vielmehr eben nicht ſeinen Wohnplatz allein; wie das Kind mit der Mutter, der Paraſit mit dem Organismus, auf dem er lebt, durch eine tiefere Beziehung zuſammenhänge, ſo der Menſch mit der Erde; die Kräfte und Bildungstendenzen, die in ihrem Körper einheimiſch ſind, wiederhole in ausdrucksvolleren Formen der ſeinige; jede innere Schwankung ihres Lebens klinge in Veränderungen der menſchlichen Organiſation wieder, und was die Natur der Erde ſelbſt auszudrücken erfolglos ringe, das trete vergeiſtigt in dem Naturell der bewußten Weſen hervor.

Wie ſehr in der That die Eigenthümlichkeit des Planeten durch die Stoffe, aus denen er beſteht, und durch die Bedingungen, die er ihrer Beweglichkeit und Verbindbarkeit darbietet, den Typus der organiſchen Weſen beſtimmt, die auf ſeiner Oberfläche leben ſollen, haben wir früher ausführlich bemerkt. Daß jedoch dieſer Zuſammenhang noch ein anderer ſei, daß die Erde nicht nur durch das, was ſie bietet, das Leben zu beſtimmten Verfahrungsweiſen in Erreichung ſeiner Zwecke nöthige, daß ſie nicht nur durch die Einflüſſe, die ſie noch fortdauernd ausübt, neue Anregungen zuführe, die der Organismus auf ſeine Weiſe zu verwerthen und zu verarbeiten habe, ſondern daß dies ganze Leben ſelbſt nur eine myſtiſche Wiederbringung des Weſens der Erde und ihrer innern Erzitterungen ſei: dieſe

Meinung ſcheint ihre Ueberredungskraft nur dem ſeltſamen Zuge zu verdanken, mit dem wir ſo oft das Unverſtändliche und Unbeweisbare, beſonders wo ſich ihm ein unerklärbares Grauen des Gemüthes anſchließen läßt, als das vorzugsweis Tiefe und Wahre betrachten. Keine einzige der wirklichen Thatſachen braucht geleugnet zu werden, welche in Bezug auf dieſe Wechſelverhältniſſe zuſammengeſtellt zu werden pflegen; aber man kann ſich überzeugen, daß nur eine eigenſinnige Vorliebe für das Unklare gerade dieſen Standpunkt zu ihrer Beurtheilung vorzuziehen befiehlt. Wie oft beginnt man dieſe Betrachtungen mit der Abwechſelung von Schlaf und Wachen, in welcher der Organismus den Tag und die Nacht der Welt mitlebe, und mit dem Bangen der Furcht, dem ſich mit hereinbrechender Finſterniß kein Gemüth durchaus ſoll entziehen können! Was iſt nun Tag und Nacht für die Erde? Iſt es mehr als ein willkührliches Spiel des Witzes, die Erde ſchlafend zu nennen, weil das Geräuſch wegfällt, das ja eben *wir* und die Thiere am Tage zu machen pflegen? oder weil die Lichtoscillationen ruhen, die am Tage in *unſerm* Auge Helligkeit, in der Erde ſelbſt nur eine Erhöhung der Temperatur bewirken, die kaum einige Zoll durch ihre Oberfläche in die Tiefe dringt? Welche anderen Thätigkeiten ruhen ſonſt in der Nacht? oder welches Grauen und Bangen wäre in der Natur ſelbſt vorhanden, das wir nur *mitlebten*? In *uns* eben iſt Licht oder Finſterniß, in uns die Heiterkeit oder die Furcht; beide nicht, weil wir einen allgemeinen Zuſtand der Erde mit erlitten, ſondern weil die an ſich gleichgiltigen Abwechſelungen der äußern Umſtände den Bedürfniſſen unſerer Thätigkeit bald günſtig bald ungünſtig ſind; auf unſer fühlendes Gemüth treffend, das nicht nur die Größe ſeiner Förderung oder Hinderung, ſondern auch die eigenthümliche Art derſelben empfinden und ſie in Zuſammenhang mit mancherlei Gedankenreihen ſetzen kann, auf ein ſolches treffend erwecken jene Ereigniſſe Stimmungen, die unſer Eigenthum ſind und nicht Theilnehmungen an einem allgemeinen Leben, das ſo zu führen die Natur gar nicht im Stande iſt. Wie oft iſt ferner davon die Rede, daß in dem Wechſel der Jahreszeiten Körper und Geiſt des Einzelnen, ja daß ſelbſt im

Verlaufe der Erdgeſchichte das Naturell der Völker an der Jugend und dem Altern der allgemeinen irdiſchen Natur ſich mit freue und mit leide; daß allen Revolutionen der menſchlichen Geſchichte auch Umwälzungen in dem Leben der Erde parallel laufen; daß in dem Temperament und der nationalen Phantaſie der Bewohner jedes Landes die Geſtaltung des Bodens, den ſie bewohnen, und das Colorit des Himmels über ihnen ſich unmittelbar abdrücke! Man wird nicht leugnen wollen, daß dieſen Behauptungen gewiſſe Thatſachen zu Grunde liegen; aber es wäre beſſer, in jedem einzelnen Falle die Vermittelungen aufzuſuchen, durch welche es irgend einem Zuſtande der Natur gelingt, ſich in dem geiſtigen oder dem organiſchen Leben dieſen Widerſchein oder dieſe Nachwirkung zu verſchaffen; man gewinnt wenig mehr, als den Reiz, den jede Geſpenſtergeſchichte ausübt, wenn man mit Andacht das Incommenſurable und Irrationale dieſer Ereigniſſe bewundernd übertreibt, anſtatt es durch Unterſuchung aufzuheben.

Man kann nicht ohne ernſtes Bedauern dieſer verkehrten Richtung der Betrachtung gedenken, welche die Erbſchaft der alten Aſtrologie angetreten hat. Sie hat den Beginn genauerer Unterſuchungen nicht blos verzögert, ſondern überhaupt an eine Weiſe des Phantaſirens über die Erſcheinungen gewöhnt, die man mit nicht großem Recht ein tieferes Verſtändniß nennt. So würde es ohne Zweifel ein anziehender Gegenſtand der Forſchung ſein, die hiſtoriſchen Schwankungen des körperlichen und geiſtigen Gemeingefühls der Menſchheit in ihren Beziehungen zu den phyſiſchen Veränderungen der Erdoberfläche zu verfolgen. Die Geſchichte der Krankheiten bezeugt uns, daß nicht jede Wiederkehr derſelben Seuche dieſelbe Empfänglichkeit und dieſelben Gewohnheiten der Rückwirkung in den lebendigen Körpern antrifft, und es laſſen ſich größere Zeiträume unterſcheiden, in denen die menſchliche Organiſation zu Erkrankungen nach einer beſtimmten Richtung geneigter iſt als nach jeder andern. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſelbe Summe äußerer und innerer Bedingungen, welche dieſe einſeitig hervortretende Verletzlichkeit begründet, auch ſchon dem geſunden Zuſtande eine eigenthümliche Färbung des Gemeingefühls

und der Stimmung mittheilt. Die geiſtigen Intereſſen der Menſchheit würden ſo in verſchiedenen Zeiten auf abweichende Verfaſſungen des Gemüthes, bald auf Apathie und Abſpannung, bald auf größere und ängſtliche Erregtheit treffen, und es wäre möglich, daß in der Färbung ſeiner Poeſie, in der Art ſeines bevorzugten Aberglaubens, in der Hauptrichtung, die es überhaupt ſeinen geiſtigen Kräften gibt, jedes Jahrhundert einen Nachhall der eigenthümlichen Einflüſſe bewahrte, welche in ihm die äußere Natur auf die Menſchen ausübte. Aber die nothwendigſte Regel ſolcher Unterſuchungen würde die ſein, nicht durchaus ſehen zu wollen, was gar nicht da iſt, und nicht dieſe Einflüſſe der Natur, weil ſie dunkler ſind, zu überſchätzen im Vergleich mit den weit klareren, welche in der unabgebrochenen Ueberlieferung der Bedürfniſſe, Aufgaben, Intereſſen und Leiden durch die Erziehung und die Abfolge des geſelligen Lebens liegen. Die Behauptungen über den Parallelismus natürlicher und geiſtiger Revolutionen halten dieſen vorſichtigen Gang wenig inne. Wie auf geradem Wege unmittelbar urſächlichen Einfluſſes eine große geſellige Erſchütterung mit allen aus ihr folgenden ungewöhnlichen Anſpannungen körperlicher und geiſtiger Kräfte, Verſagungen und kümmerlichen Erſetzungen der natürlichen Genußmittel, allgemeine verheerende Krankheiten entwickelt, iſt eben ſo begreiflich, als umgekehrt der Urſprung ſocialer Bewegungen aus der phyſiſchen Noth, die große Naturereigniſſe, Erdbeben, Ueberſchwemmung, Seuchen, über die Menſchen gebracht haben. Mit trauriger Uebereinſtimmung lehren uns die Schilderungen der Peſten aus den verſchiedenſten Jahrhunderten, wie ſchnell unter dem Eindrucke des Schreckens alle ſittlichen Bande der Ordnung, der Pflicht und Zuneigung ſich löſen, wie der aufgeregten Angſt der Einbildungskraft jeder Maßſtab der Wahrſcheinlichkeit abhanden kommt, und der ausſchweifendſte Aberglaube abwechſelnd mit völligem Stumpfſinn aufwuchert. Dennoch gibt es kaum eine große geſchichtliche Umwälzung, die aus dieſer Quelle allein entſtanden wäre; die Wogen der Aufregung legen ſich mit dem Erlöſchen der Noth. Einen geheimnißvolleren Zuſammenhang des kosmiſchen und des menſchlichen Lebens

hierin ſuchen zu wollen, iſt kein ſicheres Unternehmen. Es iſt leicht, anzuführen, daß der Untergang der griechiſchen Bildungsblüthe im peloponneſiſchen Kriege, die letzten Krämpfe des römiſchen Reiches, der Aufgang des Islam, die Kreuzzüge, die Entdeckung von Amerika und die Reformation von verheerenden Epidemien begleitet waren; aber man vergißt dabei, daß in vielen anderen Zeiten, die der Geſchichte weniger Stoff zur Erinnerung geben, und in Ländern, die abſeits von aller hiſtoriſchen Entwicklung liegen, dieſelben Seuchen theils unter ähnlichen Bedingungen wütheten, theils unter unbekannten Bedingungen zuerſt entſtanden ſind, um ſich durch Vermittelung des gewöhnlichen Verkehres auf Gegenden zu verbreiten, mit deren geſelligen Zuſtänden ſie urſprünglich nichts zu ſchaffen hatten. Peſt und gelbes Fieber haben in ihrer Heimat ihre Verheerungen bis auf die neueſte Zeit fortgeſetzt, ohne ſich an große politiſche Conjuncturen zu binden, und kaum glaublich iſt es, daß die Cholera in Indien entſtehen mußte, um den revolutionären Bewegungen an der Seine zu entſprechen.

Dieſelbe Unſicherheit drückt unſere Anſichten über den Einfluß des Klima auf das Naturell der Bewohner. Man kann das Zurückbleiben der ſchwarzen Race in aller menſchlichen Bildung doch nicht im Ernſt ſo kurz von der glühenden Sonne über dem Scheitel ableiten, die jeden Aufblick nach oben unmöglich mache und eine wilde Leidenſchaftlichkeit, bis in das Blut hinein kochend, erzeuge. Steht doch die Sonne auch am Aequator nicht Tag und Nacht hindurch am Zenith, und wenn wir an die erſchlaffende und zugleich aufregende Wirkung unſerer höchſten Hitzegrade denken, ſo vergeſſen wir, daß eben dieſe Wirkung für den Neger durch die lange Eingewöhnung ſeiner Conſtitution bis zu der Annehmlichkeit eines natürlichen Lebensreizes gemindert ſein kann, welcher der weiteren Entwicklung keine ſelbſtverſtändliche Schranke entgegenſetzt. Man hat die Monotonie des tropiſchen Naturlebens im Gegenſatz zu unſerem Wechſel der Jahreszeiten als ein anderes Hinderniß höherer Ausbildung angeführt. Die unleugbar vorhandenen, und von uns auch wirklich empfundenen Schwankungen des Lebensgefühles, welche

der Uebergang der Jahreszeiten durch die Veränderungen hervorbringt, die er der Oekonomie des Körpers zumuthet, sind uns wenig im Einzelnen bekannt; die geistige Wirksamkeit dieser Naturereignisse liegt jedoch wohl in den Beobachtungen, die sie uns darbieten, mehr als in den Eindrücken, die wir unmittelbar sinnlich von ihnen leiden. Die Lieder der Dichter lehren uns hinlänglich, welche Bedeutung für unser Gemüthsleben diese großen periodischen Wechsel zwischen Hinsterben und Wiederaufleben nebst den Hoffnungen und Erinnerungen besitzen, die sich an ihre einzelnen Abschnitte knüpfen. Nicht nur das eigene Schicksal tritt uns hier in tausend sinnigen Gestalten symbolisirt entgegen, sondern allerdings mag sich an diese anschauliche Zeiteintheilung auch eine tiefere Empfindung für die allmählig abrollenden Abschnitte des menschlichen Lebens und ihren Gewinn anschließen. Diese Anlässe zu sinniger sich selbst prüfender Reflexion treten ohne Zweifel weniger wirksam hervor, wo ohne Unterlaß Blüthen und Früchte zugleich mit den neuen Trieben wachsen, gedeihen und reifen; wird doch für uns selbst der Eindruck der menschlichen Vergänglichkeit gemildert, indem unbemerkt für die Lücken, die der Tod reißt, in jedem Augenblicke der ausfüllende Ersatz geboren wird. Wie anders würde es sein, wenn auch das menschliche Geschlecht zusammen alternd und sich verjüngend, in großen Perioden ganz abstürbe und durch jungen Nachwuchs ersetzt würde! Aber wer möchte dennoch von dem Mangel der Jahreszeiten den Mangel geschichtlicher Erinnerung und geschichtlichen Fortschrittes bei den schwarzen Völkern ableiten?

Die continentale Natur Afrikas, seine buchtlose Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit hat Vielen sich in dem Charakter des Negers wieder zu spiegeln geschienen. Man wird den Einfluß dieser Bodenform nicht in Abrede stellen mögen, ohne ihn doch in dieser unbegreiflichen Spiegelung zu finden. Er wird in den großen Schwierigkeiten liegen, welche eine große Ausdehnung des Festlandes ohne eine entsprechende Menge schiffbarer Ströme dem Verkehr der Völker, und ohne große Einbuchtungen oder zahlreiche und wohlvertheilte Bergerhebungen selbst der klaren Anschauung ihrer Lage

und ihres Nebeneinanderwohnens entgegenstellt. Bei der Vergleichung von Landschaftsbildern fühlt man leicht, welches wohlthuende und das Gemüth ausweitende Element in der gleichzeitigen Uebersicht großer Räume liegt, und welchen Genuß die Möglichkeit bietet, eine Mannigfaltigkeit verschiedener Gegenstände auf einmal in ihrer gegenseitigen Lage, wie in ein sicheres Netz von Beziehungen eingebettet, zu überblicken. Die Vorstellung, irgend einen Ort durch eine bestimmte Dauer der Bewegung in bestimmter Richtung erreichen zu können, ersetzt niemals die eigenthümlich ergreifende Klarheit, die uns die wirkliche Anschauung seiner Lage zu andern gewährt. Dem Wüstenbewohner ist wenigstens ein unabsehbarer Horizont geöffnet; in der Mitte eines Festlandes, in welchem keine Berghöhen einen Ueberblick des durch üppige Vegetation undurchsichtigen Landes erlauben, wird ein beständiges Dunkel über den nächsten Umgebungen schweben, und nie wird die Phantasie einen so offenen und klaren Blick in den großen Zusammenhang des menschlichen Lebens thun, wie es an den gesegneten Ufern des Mittelmeeres seit alten Zeiten geschah. Dort war es möglich, mancherlei Punkte des Gebirges, der ebenen Küste und der See zu finden, von denen aus auf einen Blick, wie ein Kranz verschiedenfarbiger Blüthen, zahlreiche Länder und Inseln übersehbar waren und der betriebsame Verkehr der Menschen, der sie alle verband. Wie überall, wo eine Mannigfaltigkeit in einzelne wohl eingetheilte Massen zerfällt, die durch entschiedene Begrenzungen von einander getrennt werden, sich ein klareres und verständlicheres Bild entwickelt, als wo eine unübersehbare Continuität der Phantasie keine Haltpunkte bietet, so hat auch hier die Abwechselung von Land und Meer die Ausbildung der geographischen Anschauung, und damit einen Theil unseres Bewußtseins über die Stellung des Menschen zur Welt, vielfach erleichtert. Aber weder diese Einflüsse, noch die Schwierigkeiten, welche das ausgedehntere Festland dem Verkehr entgegensetzt, werden wir als hinreichende Ursachen für das Zurückbleiben der Negervölker ansehen können; schätzen wir doch die letztgedachten Hindernisse meist nur nach der Hemmung, die sie einem eiligen Entdeckungseifer entgegenstellen;

aber für ein Jahrhunderte dauerndes und langsam vorschreitendes Streben jener Stämme, wenn nicht andere Gründe ein solches verhinderten, konnten sie nicht die gleiche zurückhaltende Kraft haben.

Sucht man die andere Bedingung, die zu der Gunst oder Ungunst der äußern Lage hinzukommen muß, um die größeren oder geringeren Erfolge zu erklären, in dem Charakter des Landes, der sich hier hindernd dort förderlich in der Sinnesart der Bewohner ausprägt, so betritt man damit ein noch schlüpfrigeres Gebiet, und die Beobachtungen, die wir hierüber zu machen glauben, enthalten gewiß außerordentlich viel ästhetischen Selbstbetrug. Von der übermäßigen Kälte und Rauheit des Klima werden wir allerdings mit Recht eine geringere Lebhaftigkeit und Regsamkeit des Naturells, von der größeren Wärme und Gleichförmigkeit eine ungebundene Entwicklung aller körperlichen und geistigen Thätigkeit erwarten, und wenn unsere Schlüsse nicht weiter gehen, werden sie durch die Vergleichung der Völker und ihrer Wohnsitze bestätigt werden. Wenn wir jedoch überall auch die speciellen Eigenthümlichkeiten der Phantasie, Bildung und Sinnesart der Menschen in einer unmittelbar fühlbaren Uebereinstimmung mit ihrer Heimat zu finden glauben, so täuscht uns wohl der Umstand, daß eben das Gesammtbild eines Landes und seiner Bewohner sich unserer Wahrnehmung immer zugleich darbietet und dadurch den Schein innerer ästhetischer Zusammengehörigkeit annimmt, den zuletzt jede uns beharrlich vor Augen gestellte Thatsache erwirbt. Der Holländer in Holland scheint uns ausschließlich mit seinem einförmigen fruchtbaren Tiefland zusammenzugehören, der Indianer allein, bilden wir uns ein, sei der natürliche Bewohner seiner Steppen und Wälder; aber Mynheer auf den Sundainseln gesehen, oder der angelsächsische Pioneer im amerikanischen Westen wird für den, der nicht mit der Befangenheit vergleichender Erinnerung ihn betrachtet, schwerlich einen unüberwindlichen Widerspruch gegen die seiner ursprünglichen Heimat so unähnliche Scenerie seiner neuen Umgebung bilden. Auf demselben Boden, der die Gestalten der alten Griechen trug, wandeln jetzt die Türken, und ihre Figuren beleben diesen Hintergrund, wie uns

dünkt, eben so natürlich und widerspruchslos als jene. Die Natur eines Landes ist eine Sammlung äußerst mannigfaltiger Einzelheiten, die Natur ihrer Bewohner ist eine ebensolche. Die Vergleichung zweier so vielfältig zusammengesetzten Bilder bietet dem, der eine Verwandtschaft zwischen ihnen sucht, allemal einige Beweise seiner Meinung, wenn er geschmackvoll zu combiniren versteht; sie bietet ebenso leicht, wenn man sie aufsuchen will, Punkte genug, in denen ein unerklärbarer Gegensatz zwischen beiden herrscht. Die schöpferische Kraft der Natur schuf in Indien neben den Kolossen der Elephanten keineswegs ein ebenso kolossales, sondern ein unerwartet schwaches Menschengeschlecht; aber die schleichende unberechenbare Wildheit seiner Raubthiere kann man in der Gemüthsart dieser Bewohner eben so gut wiederzufinden glauben, wie Andere in ihr nur die Schlankheit und Anmuth mancher einheimischen Vegetationsformen wiederholt zu sehen meinten. Von der Pracht großartiger Naturschönheiten pflegt in das Gemüth der Bewohner oft nur die Nachwirkung der Unbequemlichkeit überzugehen, die sie nebenher für das gewöhnliche Leben bieten; dem Alpenbewohner entwickelt seine Heimat wohl den Körper kräftiger und unterstützt durch die Nöthigung, sich auf sich selbst zu verlassen, die Ausbildung seines Selbstgefühls, aber sie gibt ihm nicht die Freiheit, Weite und Größe der geistigen Interessen, die uns dem unermeßlichen, vor ihm aufgethanen Horizont zu entsprechen schiene. Die falschen Vorstellungen, die man über diesen Zusammenhang von Land und Volk so oft hegt, gehen aus der Vernachlässigung der Untersuchung der einzelnen Vermittelungsschritte hervor, durch welche die Natur sich im geistigen Leben Geltung verschafft. Daß irgend ein Gegenstand eine bestimmte Gestalt und Stellung *habe*, ist noch kein zureichender Grund dafür, daß wir ihn überhaupt sehen, und in dieser Gestalt und Stellung sehen müßten; es kommt darauf an, daß seine Form und Lage, daß Alles, was er *ist*, sich auch durch Wirkungen, die er auf uns ausübt, in unserem Auge und unserem Sinne repräsentire. Und eben so reicht es nicht aus, daß der Himmel mit verschiedenen Graden der Reinheit, der Bläue und des Glanzes sich über uns

wölbt, der Boden uns in kühneren Formationen, die Vegetation in üppigerem Reichthum uns umgibt; um den bildenden Einfluß der Natur auf uns zu verstehen, müßten wir wissen, wie viel von diesen Umständen einen bemerklichen physischen Eindruck auf uns macht, wie viel ferner von dem ästhetischen Werth dieser Schauspiele die Empfänglichkeit in uns antrifft, die zu seiner Empfindung und zur nutzbaren Aufnahme desselben in unsere ganze Entwicklung nöthig ist; wie vieles endlich völlig für uns verloren geht, weil andere Nebenwirkungen, denen ein dringenderes natürliches Interesse entspricht, es verdunkeln und in unserem Bewußtsein verdrängen. So weit das geistige Naturell überhaupt von der äußern Natur abhängt, hängt es doch nicht ab von dem, was diese Natur ist, sondern davon, wie sie auf das noch unerzogene Gemüth des Menschen wirkt, den sie beständig umgibt; diese Wirkung aber erräth man nicht unmittelbar aus dem Eindrucke, den sie auf die Aufmerksamkeit eines bereits gebildeten, nicht mit ihr und in ihr lebenden, sondern sie nur betrachtenden Geistes ausübt.

Ueberhaupt: man spricht so viel von den schöneren Zeiten, in denen der Mensch der Natur noch näher gestanden habe, und wünscht sich aus der unübersehbaren Verbildung unserer Zustände in diese einfache Lebensklarheit zurück. Diese Sehnsucht mag Recht haben, wenn sie nach geselligen Einrichtungen verlangt, die sich den unmittelbaren Trieben unsers menschlichen Wesens etwas enger anschlössen und ohne das Uebermaß traditioneller Schranken, die uns jetzt umgeben; aber sie ist gewiß im Unrecht, wenn sie von dem reichlicheren Genusse der äußern Natur um uns her, und im Gegensatz zu geselligem Leben überhaupt, ein höheres Glück des Daseins und eine reinere Ausbildung der Menschlichkeit erwartet. Wer erschöpft von der übersichtslosen Zerstreuung des täglichen Berufes das große Buch der Natur aufzuschlagen und in ihm zu lesen eilt, bemerkt kaum das einzige Richtige in der pedantischen Geschmacklosigkeit dieses Bildes: das Zugeständniß nämlich, daß die Natur doch nachhaltigen Reiz nur für das Auge habe, das an einem großen Zusammenhange sei es wissenschaftlicher oder geselliger Interessen geübt ist,

oder für ein Gemüth, das nach solcher Uebung nun allerdings in den äußern Erscheinungen unzählige Gleichnisse seiner Lebenserfahrungen, anschauliche Lösungen seiner Zweifel, Widerlegungen seiner Vorurtheile, Bestätigung seiner Hoffnungen und Anregungen zu neuen Fragen findet. Erst die Bildung des Herzens und des Verstandes, welche die Verhältnisse des Menschen zum Menschen entwickeln, macht uns empfänglich für die weiterbildende Kraft der Natur; der stets einsam gewesene und einsam in ihr fortlebende Mensch würde kaum eine viel größere Erweckung durch ihre Eindrücke erfahren, als die Geschlechter der Thiere, die in all dieser Pracht dahinleben, ohne von ihr gesänftigt und veredelt zu werden.

Man mag schwärmen für das Naturleben des Jägers, der einsam durch die Wälder und die Prärien Amerikas schweift: aber den sinnigen Blick, der die wechselnden Erscheinungen seiner Umgebung zu verstehen und zu genießen vermag, verdankt er doch der Erziehung seiner Jugend, der lange vielleicht nicht gehörten Sprache seines Volkes, die seine Gedanken mit tausend Erinnerungen an die verlassene Civilisation und an die Heimat begleitet, deren geistige Mitgift er ebenso wenig entbehren kann, als er sich ganz von ihren materiellen Hilfsmitteln unabhängig zu machen vermag. Wie schwärmt die Jugend für ein abenteuerliches Wandern, und glaubt mit vollem Genügen sich in den einsamen Genuß der Natur versenken zu können! Und sie bemerkt nicht, wie vielen Antheil an ihrer Freude die Geselligkeit des Wanderns hat und wie wenig selbst die mannigfachen Gelegenheiten, die der unterrichtete Geist in der Natur zur Anspinnung weitgehender Gedankenreihen findet, den dauernden Mangel einer geselligen Berührung mit Menschen ersetzen. Der fortgesetzte Anblick einer hervorragenden Naturschönheit wirkt auf unser Gemüth, wenn wir einsam sind, wie ein allmählig zunehmender Druck, wie eine Erregung, die keine Befriedigung findet. Diese halb schmerzliche, halb angenehme Spannung wird wohl gemildert, aber nicht völlig getilgt durch das Bewußtsein, daß Andere sie mit uns theilen; denn sie entspringt nicht allein aus dem Bedürfniß der Mittheilung, sondern daraus, daß wir eigentlich nicht wissen, was wir

mit jener Schönheit der Natur anfangen ſollen. Anfangen aber will der Menſch etwas mit Allem, wofür er ſich intereſſirt; er kann nicht lange in der Stellung des thatlos Genießenden bleiben, ohne die innere Unruhe einer unbefriedigten Regſamkeit zu fühlen. Die Natur aber drängt ihn zunächſt immer in dieſe Stellung; ihre ganze ſinnliche Herrlichkeit, ſo klar ſie vor uns liegt, iſt doch in aller Nähe an und für ſich unfaßlich für uns. Keine Frage, daß das Licht und das Abendroth und das friſche Grün des Frühlings und die wunderbaren Umriſſe von Berg und Thal das Gemüth immer mit ihrem Zauber gefangen nehmen; aber alle dieſe Pracht bleibt ſo ſtumm, und wir wüßten auch nicht recht, um was wir ſie fragen ſollten; keiner dieſer Erſcheinungen kommen wir innerlich näher, und wie lange auch das Licht fortglänzen und der Wald grünen mag, der Genuß dieſer Bilder ſteigert ſich nicht und klärt ſich nicht für uns auf, wenn wir nicht unſere eigenen Gedanken dazuthun. Was nun beginnen damit? Ja wenn man das Abendroth wenigſtens umarmen oder den grünen Schein der Wälder eſſen könnte; oder wenn es auf irgend eine Weiſe möglich wäre, etwas tiefer und ſelbſtthätiger in dies offenbare und doch ſo ſchweigſame Geheimniß der Natur, in dieſe ſcheinbare Tiefe einzutauchen, die doch bei näherem Hinzutreten immer und immer wieder Oberfläche wird! Da es nun nicht geht, ſo erliſcht unſere Theilnahme für ein Räthſel, das ſich nicht löſen läßt; wiedererregbar freilich bleiben wir dafür in jedem Augenblick, nur dauernd und allein beſchäftigt es unſer Gemüth nicht. Haben wir mit aller Sorgfalt und Mühe eine Blume gezogen und ſie blüht nun wirklich, ſo überkommt uns eine gewiſſe Rathloſigkeit, was wir mit ihr beginnen ſollen; unſer Intereſſe für ſie erwacht faſt nur augenblicklich wieder, wenn wir ſie Anderen zeigen, aber ſie lange zu betrachten, erfüllt uns zuletzt mit einem Gefühl von Erfolgloſigkeit. Die reizendſte Gegend mögen wir nicht unveränderlich vor unſeren Blicken liegen ſehen; ſie ſagt uns doch eigentlich zu wenig; alle dieſe Erſcheinungen ſind nur hinreichend, als ſchöne Scenerie unſer menſchliches Leben zu umgeben, als Zierden, zu denen wir zurückkehren können. Ein Tag einſamen Natur-

genusses, selbst bereichert durch alle geistige Erhebung einer stummen Lectüre, erscheint uns heimlich unabgeschlossen und wie halb verloren, wenn nicht endlich ein menschliches Wort von Mund zu Mund uns an den Zusammenhang des Lebens erinnert, dem wir angehören. Ich glaube, daß solche Regungen in Jedem vorkommen, der sich selbst beobachtet, und sie erklären die tiefe Mißstimmung und das Unbehagen, das uns die erzwungenen Versuche mancher schwächlichen Poesie verursachen, durch beständiges Versenken in die Mystik und Romantik der Naturerscheinungen uns zu unterhalten, während unser Herz nicht immer Symbole und Gleichnisse, sondern das volle warme Leben begehrt und nach Wirklichkeit förmlich dürstet.

Dies sind Eindrücke des civilisirten Lebens. Wer sie zu den Verkümmerungen dieses Lebens rechnet und von dem Urzustande des menschlichen Geschlechtes rühmt, damals habe die Natur sich dem Geiste weniger undurchdringlich gezeigt, redet sehr Unwahrscheinliches. Wir finden im Volke, das noch jetzt den Vortheil dieses Näherstehens zur Natur genießt, das Verständniß derselben nicht höher, sondern geringer, als bei denen, die sich aus dem geselligen Leben zu ihr zurückwenden; gerade jenen ist das Nützliche, das Werk der Menschenhand entschieden werthvoller, als die Poesie der Natur. Und an jenen Völkern, die mit wenig entwickelten geselligen Einrichtungen zum Theil paradiesische Erdstriche bewohnen, können wir noch jetzt sehen, wie geringe unmittelbar bildende Kraft in dem elementaren Eindruck der Natur liegt. Vereinsamt und selbst jenes wenig organisirten Zusammenhanges mit seines Gleichen beraubt, den diese Stämme noch genießen, würde der Mensch nur noch mehr die erschlaffende Wirkung erfahren haben, die jede sinnlich noch so reizende Umgebung hervorbringt, so lange sie weder den forschenden Scharfsinn zur Untersuchung noch die praktische Lust der Seele zu arbeitsvoller Umgestaltung anregt. Die Natur thut beides, indem sie Bedürfnisse erweckt und Mittel zu ihrer Befriedigung anbietet. Man hat längst mit Recht behauptet, daß nicht nur die zu große Ungunst der Verhältnisse, sondern ebenso die allzu große Freigebigkeit, mit welcher das Klima die Erfordernisse des Lebens mühelos

gewährt, die höhere Ausbildung hindert. Die Cultur des Menschengeschlechts hat begonnen, als die Erde ihm wie ein ergiebiges Arbeitsfeld erschien; die Schönheit und die ideale Bedeutung der irdischen Scenerie dagegen hat für sich selbst keine Bildung erzeugt; sie ist selbst erst in dem Maße verständlich geworden, in welchem die Schule der Arbeit den Sinn des Menschen an die Entwerfung von Plänen gewöhnt und ihn für den Werth des Gelingens, d. h. für den Werth jeder Harmonie empfänglich gemacht hatte, zu der sich zerstreute Anfänge im schließlichen Erfolge zusammenfinden. Dieses große Gut der Wahrheit und der treuen, beständigen Gesetzlichkeit, auf die sich rechnen läßt, lernt er kennen und schätzen, wenn der Boden ihm regelmäßig die gelegten Keime sprießen und reifen macht, oder ein richtig zutreffender Erfolg die einfachen Versuche künstlicher Vorrichtungen belohnt, in denen er die Kräfte der Natur, auf die Analogien seiner Erfahrung bauend, auch seinen eigenen Bedürfnissen dienstbar zu machen suchte. Dann hat sich in sein Bewußtsein, in ihrem Entstehen unbemerkt, die Ueberzeugung von einem Zusammenhange eingestohlen, der überhaupt einem Anfange Fortsetzung, einem Versuche Erfolg, jeder gleichen Ursache gleiche Wirkung, allen Ereignissen die Möglichkeit eines geordneten Zusammenstimmens, jedem einzelnen Punkte der Welt die Gewißheit sichert, nicht verloren und isolirt zu sein, sondern immer bereitete Wege zu finden, auf denen seine Bewegung und seine Sehnsucht in das allgemeine Ganze einmünden und in ihm zur Geltung kommen kann. In welchen Formen auch immer die früheste mythologische Phantasie das Leben der Natur aufgefaßt haben mag: in Wahrheit ist es doch eben die gesetzliche Mechanik der Außenwelt gewesen, deren Gewahrwerden erziehend gewirkt hat und die in ihrer ewigen Beständigkeit zuerst dem Sinne des Menschen imponirte; ihre freie Schönheit hat er erst in dem Maße verstehen gelernt, als er einestheils das Glück der allgemeinen Ordnung des Weltlaufes, anderntheils die Bitterkeit des augenblicklichen Zwiespaltes zwischen ihr und seinen individuellen Wünschen in sich erleben und beide Lebenserfahrungen auf die Naturerscheinungen ausdeutend zurück übertragen konnte.

Unsere zweifelnden Bemerkungen galten bisher theils der Meinung, daß überhaupt in dem Charakter des menschlichen Gemüthes die Eigenthümlichkeit des Planeten, der uns alle trägt, oder in den einzelnen Völkern der Genius ihres Wohnplatzes wie ein vergeistigtes Spiegelbild wieder erscheine, theils dem Glauben, daß aus diesen mysteriösen Einflüssen des Alllebens eine bildende Förderung der Menschlichkeit entspringe. Es ist ein alter Kampf, den wir hier gegen jene Neigung erneuern, in jedem einzelnen Reiche der Wirklichkeit nur ein nachahmendes Echo oder ein vordeutendes Symbol eines andern Reiches, in dem ganzen großen Kreise der Erscheinungen nur eine beständige Wechselabbildung des Höheren durch das Niedere, des Niederen durch das Höhere zu sehen. So wie das Seelenleben uns gar nicht wie ein Gleichniß des Körperlebens vorkam, uns gar nicht verpflichtet erschien, für jede einzelne Function des Leibes eine parallelgehende innere Thätigkeit zu entfalten, wie vielmehr alles Physische nur ein System von Mitteln vorstellte, dessen der Geist sich zu Zwecken bedient, die ganz anders aussehen, und dessen nutzbare Effecte allein er in sich aufnimmt, ohne sich darum zu kümmern, durch welchen Rhythmus der Thätigkeiten der Leib diesen Reingewinn brauchbarer Anregungen erzeugt hat: eben so ist der Mensch nicht ein Abbild der äußern Natur, sondern ein lebendiger Punkt eigner Art, der wohl unzählige Eindrücke von ihr aufnimmt, aber nicht, um sie so wiederzuspiegeln, wie er sie empfangen hat, sondern um sich von ihnen, seinem eignen Naturell gemäß, zu Rückwirkungen und Entwicklungen treiben zu lassen, für die nur in ihm, und nicht in dem Aeußern, die erklärende Ursache liegt. Wir leugnen damit nicht unsere Bestimmbarkeit durch die Natur durchaus; selbst jene Art der Abhängigkeit geben wir zu, nach der die Schwankungen der natürlichen Ereignisse auch ein veränderliches Colorit auf unser inneres Leben werfen. Es mag und wird dabei bleiben, daß unser Gemeingefühl von dem Wetter, unsere Stimmung von Licht und Luft, die Färbung unserer Reflexion von Jahreszeiten und Klima beherrscht wird. Aber einestheils ist es Aberglaube, den Einfluß dieser schwer zu berechnenden Bedingungen mit Uebertrei-

bung hervorzuheben, während in den menschlichen Leidenschaften und Verhältnissen deutliche und dringende Bestimmungsgründe unsers wechselnden Verhaltens viel offenbarer vorliegen; anderntheils ist, was auf diese Weise den Einwirkungen der Natur unterliegt, eben nur das Reich unserer Stimmungen, jener formlosen Zustände unsers Innern, die wohl einen anderswoher entstandenen Entwicklungsdrang hemmen oder fördern mögen, aber nie für sich dem menschlichen Fortschritt eine bestimmte Richtung vorgezeichnet hätten.

Wenden wir uns aber von diesen Betrachtungen zu der Frage, durch welche bestimmteren Vorbilder des Handelns die Natur die sittliche Entwicklung der Menschheit begünstigen konnte, so wird uns der Beginn aller menschlichen Cultur nur noch wunderbarer erscheinen. Denn es ist klar, wie unfruchtbar das Unternehmen ausfallen muß, aus den Gesetzen, denen die unbeseelte Wirklichkeit folgt, Regeln zu entlehnen, die eine ungezwungene Beziehung zu unserem Handeln mit seinen völlig anders gearteten Motiven und Zielpunkten haben könnten. Die allgemeine Thatsache der Ordnung und Gesetzlichkeit allein ist das, was ein Gemüth, das für ihren Werth schon empfänglich geworden ist, in der Natur als eine seinem eignen Gewissen verwandte Erscheinung anerkennen und als anschauliche Ermahnung für sich benutzen kann; nach den besonderen Formen jedoch, in denen die Erscheinungen der Außenwelt von einander abhängig sind, die Pflichten der Geister und die Ordnungen ihres geselligen Wechselwirkens modelliren zu wollen, ist einer der schwersten und fruchtlosesten Mißgriffe jener symbolisirenden Romantik, mit welcher wir streiten. Nur die Welt der lebendigen Geschöpfe könnte mit dem sicheren Instincte, der in ihr regiert, dem menschlichen Geiste die treue und unverfälschte Auslegung dessen zu bieten scheinen, was die Natur mit ihm will und wozu sie ihn bestimmt hat. Welche Vorbilder er nun in der Welt der Thiere findet, wissen wir. Neben der Kraft und Anmuth des einen die Trägheit und den Stumpfsinn des andern, neben einzelnen Momenten aufopferungsfähiger Liebe und Treue die Falschheit des blindesten und rücksichtslosesten Egoismus, mit der stillen Zierlichkeit und blöden Schönheit des Daseins

in demſelben Geſchöpfe verbunden die wolluſtvolle Grauſamkeit gegen ſeine Beute, das Ganze dieſes bunten Bildes in beſtändiger Gährung gegenſeitiger Vernichtung. Welche Ueberzeugung von dem vernünftigen Zuſammenhange der Welt und welches Bewußtſein eigner Pflichten könnte aus dieſen Beobachtungen hervorgehen? Ohne Zweifel, wer die Natur in den Thieren zum Führer nimmt, wird zur bewußten Entwicklung der Thierheit, nicht der Menſchheit gelangen. Wer aber zu ſondern beginnt zwiſchen Weiſungen von allgemeiner Geltung, die die Natur uns auch in dem thieriſchen Leben gebe, und zwiſchen den Regungen, die dort wohl ein blinder Inſtinct hervortreibe, uns aber eine höhere Geſetzgebung des Gewiſſens verbiete, der befindet ſich bereits auf einem Standpunkte der Kritik, auf welchem ihm aller maßgebende Werth der Naturtriebe überhaupt verſchwinden muß. Denn er wird nicht leugnen können, daß auch in ſeiner eigenen Natur viele von jenen verurtheilten Regungen mit aller Lebendigkeit eines dringenden Reizes vorkommen, und er wird dann einſehen, daß für den Menſchen alles Natürliche nicht eher eine Quelle des Rechtes und der Pflicht iſt, als bis es durch eine höhere Geſetzgebung in ihm ſelbſt gebilligt und in den vernünftigen Zuſammenhang einer überſinnlichen Lebensordnung aufgenommen worden iſt.

Zweites Kapitel.

Das menſchliche Naturell.

Die Temperamente, ihr Begriff und ihre Unterſchiede. — Die Aufeinanderfolge der Lebensalter. — Zuſammenhang körperlicher und geiſtiger Lebensgefühle. — Der Unterſchied der Geſchlechter. — Allgemeine geiſtige Eigenthümlichkeit der Frauen. —

Wenden wir uns von der äußern Natur, deren beſtimmenden Einfluß auf unſer Gemüth wir weder leugnen konnten noch unthätig zugeben durften, auf uns ſelbſt zurück, ſo finden wir unſerer Ver-

ſönlichkeit zahlreiche Schranken der Entwicklung durch die urſprüngliche Eigenthümlichkeit unſers Naturells gezogen. In den Temperamenten, in den angeborenen Befähigungen, in der Verwandlung des ganzen Hintergrundes unſers Seelenlebens, welche unvermeidlich durch den Ablauf der verſchiedenen Lebensalter bewirkt wird, in dem Unterſchiede des Geſchlechtes, in dem nationalen Gepräge unſerer Empfänglichkeit und Regſamkeit liegen ebenſo viele Naturbeſtimmtheiten, denen unſere Entwicklung ſich nicht entziehen kann. Und ohne Zweifel auch nicht in aller Weiſe ſoll. Das Ideal der Humanität mag wohl an dieſer natürlichen Ausſtattung größere oder geringere Hinderniſſe ſeiner Verwirklichung finden; es ſelbſt aber beſteht doch nicht darin, eine Gleichförmigkeit des Benehmens zu verlangen, aus der jede individuelle Färbung verſchwunden wäre. Nur in der Thierwelt herrſcht auf dieſe Weiſe der Begriff der Gattung; in dem menſchlichen Geſchlecht ſoll der Einzelne mit dem beſonderen Colorit ſeines eigenthümlichen Naturells die allgemeinen Umriſſe des Verhaltens beleuchten, welche der allgemeine Begriff ihm vorzeichnet.

Wir kennen ſehr wenig die Gründe, von denen dieſe Verſchiedenheit der menſchlichen Begabung abhängt. Sie mag zu großem Theil durch die körperliche Bildung bedingt ſein; ſie mag anderſeits aus der allmähligen Summirung zahlloſer Eindrücke hervorgehen, die geſchichtlich ſich an einander reihten; ſei es nun, daß dieſe fortgeſetzten Einflüſſe ſich auch in dem Geſtaltungstriebe des Körpers bis zu gewiſſem Grade fixirt haben, oder ſei es, daß die innere Ordnung des Seelenreiches auf eine für uns noch weniger verſtändliche Weiſe die geiſtige Ausbildung der Vorfahren zu einem angebornen Naturell der Nachkommen verdichtet. Wie dem auch ſein mag: dieſe Unterſchiede ſind vorhanden und wir können uns nicht ganz der Betrachtung ihrer Folgen entziehen, wenn wir die Unterſuchung ihrer Urſprünge dahingeſtellt laſſen.

Die Verſchiedenheit der Temperamente, wie die aller angebornen Naturbeſtimmtheiten, fällt uns hauptſächlich in der Mitte größerer Cultur ins Auge; mag nun die geringere Kenntniß

einfacherer Lebensformen uns aus der Ferne deren Gleichförmigkeit größer erscheinen lassen, als sie ist, oder mag in der That erst die höhere Ausbildung die charakteristischen Anlagen der Einzelnen tiefer ausarbeiten. So deutlich indessen in vielen Fällen das Vorhandensein dieser Unterschiede, so wenig bestimmt ist bis jetzt die Bedeutung des Namens, mit dem wir sie bezeichnen. Der ursprüngliche Sinn des Wortes lädt uns ein, die Temperamente als allgemeine Formeigenthümlichkeiten des Ablaufes der innern Zustände zu fassen, die an sich selbst weder eine bestimmte Höhe noch eine bestimmte Richtung der Ausbildung ausschließlich vorher bedingen, aber allerdings der Entwicklung der Intelligenz und des sittlichen Charakters verschiedengeartete Begünstigungen und Hindernisse bieten, und die anderseits mit der leiblichen Constitution und deren vorwiegender Neigung zu einzelnen Erkrankungsformen ebenso wenig außer allem Zusammenhang stehen, als unablösbar an sie gebunden sind. Die Menge der Vorstellungen, die in gleicher Zeit durch das Bewußtsein ziehen, die Schnelligkeit ihres Wechsels, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Gedanken nach einer Richtung vorzüglich, oder nach vielen gleichmäßig sich ausbreiten und durch Wiederanklingen früherer Eindrücke sich eine reichere oder ärmere harmonische Begleitung erwecken; die Treue, mit welcher ältere Wahrnehmungen unverändert festgehalten werden, oder die Geschwindigkeit, mit welcher sie zu unbestimmteren Gesammtzuständen verschmelzen; die Beständigkeit, mit der eine mit Antheil gefaßte Idee sich in diesen mannigfachen Veränderungen erhält, oder die Leichtigkeit, mit welcher Theilnahme und Aufmerksamkeit von ihrem ursprünglichen Gegenstande auf die Menge sich zudrängender Nebenvorstellungen abgelenkt werden; die Größe des Gefühles, welche die Eindrücke überhaupt erregen, und die Nachhaltigkeit, mit welcher dies Gefühl haftet, oder die Flüchtigkeit, mit der es verschwindet; die Verdichtung der Strebungen um wenige Punkte, um welche sie sich andauernd bemühen, oder die Geneigtheit, von einer Aufgabe zur andern überzuspringen; die verschiedene Größe des Dranges, in Bewegungen, Geberden und Worten den inneren Zuständen einen Ausdruck zu geben: Das alles

sind Erscheinungen, die in dieses Gebiet der Temperamente fallen. Sie gleichen ganz den formellen Unterschieden in den Bewegungen eines Stromes, der von mancherlei hineingeworfenen Widerständen je nach der ursprünglichen Leicht- oder Schwerflüssigkeit des fließenden Stoffes, nach der Neigung seines Falles und nach der Gestalt seines Bettes bald zu tiefen und schweren, bald zu oberflächlichen rasch wechselnden sich vielförmig kreuzenden Wellen bewegt wird.

Wollte man aus der unermeßlichen Anzahl individueller Temperamente, die wir der Erfahrung zugestehen müssen, einzelne ausgezeichnete Formen hervorheben, in denen sich die verschiedenen Züge, die wir erwähnten, am meisten zu in sich zusammenhängenden Bildern gruppirt haben, so würde man wieder zu jener Vierzahl zurückgeführt werden, der schon das Alterthum, unbegründete Theorien mit guter Beobachtung verknüpfend, ihre bleibenden Namen gegeben hat. Es böte jedoch keinen Gewinn, diese oft wiederholten Gemälde hier nochmals zu malen; sehen wir vielmehr, wie in der Entwicklung des Einzelnen und der Gesellschaft sich Analogien dieser Temperamente theils naturgemäß einfinden, theils in einem regelmäßigen Bildungslauf einfinden sollten.

Die Gesundheit des Körpers beruht zu gutem Theil darauf, daß nicht alle seine Bestandtheile eng genug unter einander verknüpft sind, um jede erfahrene Erschütterung sich wechselseitig mittheilen zu müssen. Es ist ein Zeichen krankhafter Nervenschwäche, wenn dieser heilsame Uebergangswiderstand, der die Verbreitung der Erregungen verhindert, so weit abnimmt, daß jede geringfügige Reizung Alles in Mitleidenschaft zieht, und mäßige Störungen des natürlichen Gemeingefühls sogleich zahlreiche Mitempfindungen, krampfhafte Bewegungen und beschleunigte oder veränderte Absonderungen hervorbringen. Man kann dagegen zweifeln, ob nicht eben diese allseitige Erregbarkeit der richtige Ursprungszustand der Seele ist. Gewiß ist sie nicht bestimmt, dauernd in diesem Zustand zu verharren; aber die Aufgabe, sich selbst zu bilden und die Grundzüge ihres Charakters allmählig fest werden zu lassen, wird sie doch nur gedeihlich lösen, wenn keine ursprüngliche Starrheit oder Trägheit ihres

Naturells sie hemmt. Ein bleibendes Uebermaß dieser allseitigen Erregbarkeit aller psychischen Zustände durch einander und der Seele selbst durch alle äußeren Reize ist das, was wir als sanguinisches Temperament, immer mit einem Anflug von Tadel, bezeichnen. Wir finden es natürlich, daß das kindliche Lebensalter, dazu bestimmt, vorurtheilslos und noch ohne besondere Neigungen die Eindrücke aufzusammeln, an denen es sich bilden kann, diese Leichtigkeit der Anregung und des Ueberganges von einer Gemüthslage zur anderen zeige, und in der That pflegt da, wo sie vorkommt ohne zu lange anzuhalten, die Entwicklung des Kindes die schnellsten Fortschritte zu machen. Ebenso natürlich finden wir die sanguinische Lebhaftigkeit bei uncivilisirten Volksstämmen, deren Leben überhaupt zu wenig mannigfaltige und tiefgehende Verschiedenheit der Interessen hervorbringt, um durch einseitige Verfolgung bestimmter Zwecke die unbefangene Empfänglichkeit für allerlei Eindrücke zu schwächen. Nur daß glückliche äußere Naturbedingungen des Lebens dazu gehören, um die Regsamkeit der Seele zugleich mit der fröhlichen Beweglichkeit des Körpers sich entfalten zu lassen.

Aber für die spätere Ausbildung der Intelligenz sowohl als des Gemüthes und des sittlichen Charakters enthält diese Verfassung der Seele ebenso Hindernisse, wie für den Beginn der Bildung Vortheile. Die große Schnelligkeit in dem Wechsel der Vorstellungen, ermöglicht durch das wenig nachhaltende Interesse, das jede einzelne erweckt, ist bis zu gewissem Grade für das Kind eine Nothwendigkeit. Sie vermehrt nicht nur die Menge der einzelnen Kenntnisse, sondern verhindert durch die Vielseitigkeit einander berichtigender Vorstellungen die Fixirung beschränkter Gedanken und die Gewöhnung an nicht allgemeingiltige zufällige Einzelheiten; Mißgeschicke, zu denen ohnehin das spätere Leben durch die Einförmigkeit seiner Berufskreise allzu leicht führt. Aber derselbe Wechsel hindert anderseits die Befestigung des Erworbenen und die scharfe Begrenzung der Gebiete, innerhalb deren leichtgewonnene Allgemeinheiten maßgebend sind, über welche hinaus sie dagegen ihre Geltung verlieren. Es ist ferner nothwendig für das Kind, daß auch an geringe Ein-

drücke und wenig auffallende Wahrnehmungen sich doch schnell ein leicht erregtes Gefühl knüpfe, und nicht minder, daß diese Gefühle rasch mit ihren Anlässen wechseln. Es stände schlimm, wenn nicht in dem Kinde das Lachen unmittelbar auf die Thräne folgen könnte, und wenn statt der glücklichen Vergeßlichkeit für Unlust, selbst in gewissem Grade für die erziehende Strafe, ein nachtragendes Gedächtniß für alles Ueble, für Unrecht, Beleidigungen und Schmerzen die unbefangene Empfänglichkeit auf lange hinaus durch dauernde Stimmungen trübte. Auch dieser Vorzug des Anfanges wird zum Nachtheil für den Fortgang. Die Schnelligkeit, mit der jedem augenblicklichen Eindruck ein immer reges Gefühl entgegenkommt, begleitet von dem kleinen Element von Strebung, das der Inhalt der Anregung eben zu erwecken vermag, führt zu einer Unstetigkeit des Handelns, das seine Motive nicht aus zusammenfassender Ueberlegung, nicht aus dem Ganzen einer stehend gewordenen Gesinnung, sondern voreilig und atomistisch zersplittert aus den Einzelheiten der augenblicklichen Anlässe entlehnt. Alles menschliche Leben hat die unvermeidliche Aufgabe, aus der unendlichen Bestimmbarkeit eines Keimes, der noch unentschieden nach jeder Seite hin Entfaltung versprach, sich in die Endlichkeit einer bestimmten charakteristischen Form zu beschränken, die tausend frühere Hoffnungen unerfüllt läßt, und dafür aus den wenigen Trieben, die sie wirklich entwickelt, tausend eigenthümlich gestaltete Früchte zeitigt, deren Mannigfaltigkeit der Keim nicht ahnen ließ. Der Sanguiniker, dessen Temperament seine natürliche Frist überlebt hat, macht deshalb nicht mit Unrecht den Eindruck eines altgewordenen Kindes, und die gesellige Liebenswürdigkeit, die seiner allseitigen Erregbarkeit und dem leichten Eingehen in alle Situationen gern zugestanden wird, entschädigt nicht für den Mangel an Zuverlässigkeit und flößt uns nicht das Interesse ein, das wir an jeder Individualität nehmen, die aus ihrer natürlichen Bestimmbarkeit heraus sich wirklich zur Bestimmtheit durchgearbeitet hat.

Solche Fehler zu bessern, ohne die schönen Seiten dieses Temperamentes zu opfern, würde die Aufgabe der weiteren Entwicklung

ſein. Das Gemüth würde ſich ungetrübt die Empfänglichkeit für Großes und Kleines und für die verſchiedenſten Arten der Anregung erhalten; aber es würde doch lernen, große Werthe von kleinen zu unterſcheiden und das Maß ſeiner eingehenden Rückwirkung nach der Bedeutung zu beſtimmen, die der auffordernde Eindruck in dem allmählig deutlicher hervortretenden Ganzen menſchlicher Lebensintereſſen beſitzt. Der natürliche Lauf der Bildung beginnt die Löſung dieſer Aufgabe, indem das ſanguiniſche Temperament der Kindheit ſich in das ſentimentale des Jünglingsalters umſetzt. Ich wähle dieſen Namen, um eine Ungenauigkeit zu vermeiden, welche die gewöhnliche Bezeichnung des melancholiſchen Temperamentes einſchließt. Der Trübſinn, an den wir bei dieſem Worte denken, mag allerdings, durch dauerndes Mißgeſchick und den Nacheindruck der Erinnerung daran, oder durch körperliche Krankheit unterhalten, den Schatten ſeiner Verſtimmung über alle geiſtigen Thätigkeiten werfen; aber er ſelbſt iſt doch nicht eine jener allgemeinen formalen Eigenthümlichkeiten des innern Lebens, für welche wir den Namen der Temperamente bewahren möchten. Vielmehr verträgt ſich dieſe Stimmung, wie jede andere, mit jedem Temperament, obgleich das eine dauernder als das andere zu ihr disponiren mag; das ſentimentale Temperament dagegen, welches wir meinen, iſt nicht eine einzelne herrſchend gewordene Stimmung von den vielen, die wir erleiden können, ſondern die formale Geneigtheit, überhaupt Stimmungen nachzuhängen, ſie aufzuſuchen und ſie mit größerer Lebhaftigkeit und in weiterer Ausdehnung zu erzeugen, als die Veranlaſſung rechtfertigt. Die Kindheit iſt nicht wähleriſch in den Eindrücken, mit denen ſie ſich befaſſen mag; ihre Neugier iſt leicht durch Thatſachen irgend welcher Art aufzuregen, durch welche ihr Vorſtellen überhaupt Beſchäftigung erlangt. Finden wir ſie zuweilen ungeneigt zum Lernen, ſo müſſen wir bedenken, in wie geringem Grade für ſie das Intereſſe an den Gegenſtänden vorhanden iſt, das für uns in der Kenntniß ihrer Bedeutung liegt. Wir werden dann zugeben, daß in dem Kinde eine unintereſſirte Willigkeit zur Aneignung des Mannigfaltigſten liegt, deren Leiſtungen in den erſten Lebensjahren weit über

alles hinausgehen, was ein gleicher Zeitraum des spätern Lebens noch hinzulernt. Es ist naturgemäß, daß diese unterschiedlose Empfänglichkeit abnimmt, je mehr die andere Aufgabe einer durchgreifenden Organisirung des erworbenen Bildungsbesitzes hervortritt. Das Jünglingsalter zeigt sich daher wähliger in Bezug auf die Eindrücke; Vieles scheint ihm gleichgiltig und fade, was die geistige Verdauungskraft des Kindes ganz unbefangen überwältigte. Je weniger aber bestimmte Zwecke des Lebens bereits hervortreten, in deren Zusammenhang die einzelnen Erfahrungen sich mit Sicherheit einreihen ließen, um desto mehr wirft sich die Theilnahme des Gemüthes auf den Gefühlswerth der Eindrücke; es zieht sich von Allem zurück, was seiner Neigung zu dieser Art der Erregung keine Befriedigung verspricht, oder es weiß umgekehrt jeden möglichen Eindruck als Anknüpfungspunkt einer Gefühlsreihe zu benutzen, während es theilnahmlos seinen Erkenntnißinhalt wieder wegwirft. So bildet sich dieses sentimentale Temperament als die natürliche Färbung des Gemüthslebens im Jünglingsalter und auf ihm beruht, sobald es diese Grenzen seines berechtigten Vorkommens nicht überdauert, ein großer Theil unserer edelsten Ausbildung. Vorzüglich befähigt zur Auffassung des harmonischen oder disharmonischen Werthes, der den formellen Verhältnissen der Eindrücke inwohnt, liebt es nachträumende Wiederholung alles Rhythmischen, aller ästhetischen Eindrücke überhaupt; zu eigentlicher Arbeit weniger geneigt, aber durch die Unruhe des Gefühls zu phantastischer Thätigkeit getrieben, versucht es theils in künstlerischem Schaffen, theils in Entwerfung von Idealen eines besseren Zustandes der Wirklichkeit sich Luft zu machen. Aber reizbar für den Gefühlswerth der Wahrnehmungen neigt es doch zugleich zu theoretischer Unbestimmtheit, da ihm weniger die genaue Festhaltung der bestimmten Beziehungspunkte gelingt, zwischen denen jene werthvollen Verhältnisse bestehen. So wird es unpraktisch, da es wohl den Werth seiner Stimmungen auch handelnd wiedererzeugen möchte, aber keine Theilnahme für die gleichgiltigen Einzelheiten der verständigen Mittel hat, die dazu führen können; und es wird ebenso oft unge-

recht, indem es Gleichgiltigkeit oder Gegensatz Anderer gegen seine eignen ästhetischen Vorurtheile mit einer Bitterkeit empfindet, die jede billige Beurtheilung, alles Geltenlassen abweichender Ausbildung ausschließt.

Es ist eine wohlthätige Eigenthümlichkeit unserer Natur, daß in der Erinnerung zwar das Andenken erlittener Uebel nicht so lebhaft fortdauert, als das der genossenen Freuden; aber im Augenblick seines Einwirkens erregt jedes Leid unser Gemüth heftiger und bringt eine größere Unruhe Abhilfe suchender Gedanken hervor. Die Lust weiß zuweilen selbst nicht, was sie augenblicklich mit sich anfangen soll, und sie muß oft vom Lauf der Zeit die allmählige Entfaltung der einzelnen schönen Erfolge erwarten, die das eben dargebotene Glück in sich schließt; dann weiß sie erst, wie sie ihre Freude auslassen soll. Man begreift daraus die Neigung, sich durch Dissonanzen, die man aufsucht, oder übertreibt, wo sie gegeben sind, mittelbar ein deutlicheres Innewerden der Harmonien zu verschaffen, die es geben könnte, oder die es wirklich gibt, und deren Werth um so deutlicher durch den Contrast der sie bedrohenden Gefahren hervortritt. Gefühlvolle Seelen lieben daher den zarten Trübsinn, der wie eine graue Grundirung dem Regenbogenglanze der einzelnen schönen Momente untergezogen wird, und die alte Meinung hatte nicht völlig Unrecht, wenn sie dem sentimentalen Temperamente seinen Namen von der Melancholie gab, zu der es allerdings diese natürliche Verwandtschaft hat.

Der bedenkliche Mangel, der dieser Verfassung des Gemüthes anhängt, ist die Leichtigkeit, mit welcher die überwiegende Erregbarkeit des Gefühls es verhindert, daß das Bewußtsein von Pflichten sich entwickelt oder befestigt. So unentbehrlich nicht nur für den künstlerischen Genius, sondern auch für die wahrhaft menschliche Gestaltung des praktischen Lebens dieses Temperament sein mag, so führt es doch, für sich allein und dauernd, in beiden Richtungen nur zu einer Virtuosität, die sich selbst gefällt, aber keine Aufgaben kennt. Man braucht nicht an jene widrige Sentimentalität zu denken, die alle Vorkommnisse des Lebens nur als Gelegenheiten zu gefühlvollen

Erregungen aufbraucht: man wird auch in der Kunst wie in der Wissenschaft die üble Nachwirkung dieser Stimmung erkennen. Sie zeigt sich dort in dem Unvermögen, wahrhaft productiv die einzelnen lyrischen Gemüthsbewegungen, die dem Menschen von selbst anfliegen, und die eine natürliche Begabung oder die allgemeingewordene Bildung zu gefälligem formellen Ausdruck bringt, zu einem größeren zusammenhängenden Ganzen zu verdichten; sie zeigt sich auf wissenschaftlichem Gebiete in den zahlreichen Beispielen großer natürlicher Anlagen, die sich doch begnügen, auf geistreiche und elegante Weise ihren erworbenen Kenntnissen immer neue Toilette zu machen, sie immer feiner zuzuspitzen und zu arrangiren, ohne jemals rechtschaffen das Ihrige zur endlichen Lösung irgend eines Problemes beizutragen. Ein guter Theil scheinbar ernsthafter Bestrebungen würde dieser trockneren Form der Sentimentalität zuzurechnen sein; das Große im Leben und in der Wissenschaft ist immer aus einer gesammelten Kraft entsprungen, die, ohne den Werth anderer Eindrücke zu leugnen, doch auf dem Wege nach ihrem einen Ziele sie seitab liegen ließ, um so eifriger aber sich auch um die gleichgiltigen Mittel bemühte, welche das aufgeregte Jünglingsgefühl, noch im Suchen nach werthvollen Zielen begriffen, einstweilen verschmähen durfte.

Es ist offenbar das *cholerische* Temperament, das wir naturgemäß als Nachfolger des sentimentalen im Mannesalter wünschen müssen sich ausbilden zu sehen; sein zu frühes Auftreten würde der Vollständigkeit der menschlichen Entwicklung ebenso entgegenstehen, als sein Ausbleiben. Die schwerfälligere Erregbarkeit, die man zugleich mit großer Kraft der einmal erzeugten Rückwirkung diesem Temperamente zuschreibt, ist ohne Zweifel sehr häufig die Wirkung entweder einer sittlichen Festigkeit des Charakters, die sich für bestimmte Zwecke entschieden hat und durch fremdartige Reize sich von ihrem Wege nicht abbringen läßt, oder auch einer durch Monotonie der Lebensumstände hervorgebrachten Enge des Vorstellungsverlaufes, durch welche für viele Reize das natürliche Interesse abgestumpft ist. Aber häufig kommt doch auch schon in Kindern dieser Eigensinn

in der Verfolgung einmal eingeſchlagener Gedankenwege vor, der durch die Hinderniſſe nur zu vergrößerter Thätigkeit angeſpornt wird; man mag daher wohl Recht haben, dieſen Zuſtand des Gemüthes mit dem Namen eines eignen Temperamentes auszuzeichnen. Seine weſentlichen Züge würden in der Unempfänglichkeit für die zufälligen Reize, die außerhalb des gewohnten Weges der Gedankenbewegung liegen, in der Beſchränktheit, mit welcher neue Eindrücke nur die nächſten mit ihnen im Sinne dieſer Bewegung zuſammenhängenden Erinnerungen reproduciren, endlich in der geringen Größe der Gefühle zu finden ſein, welche alle in die herrſchende Richtung der Gemüthsſtrömung nicht eingehenden Wahrnehmungen hervorzurufen im Stande ſind. Mit derſelben Stetigkeit aber wirkt das einmal wachgerufene Intereſſe rückwärts auf den Vorſtellungslauf und auf die Strebungen des Willens ein, und ſo iſt dieſes Temperament das vorzugsweis praktiſche, ſowohl um der Beſtimmtheit der Ziele willen, die ſeine Phantaſie ihm vorführt, als deshalb, weil ſein weniger anſpruchsvolles und minder leicht zu beleidigendes Gefühl nicht vor der Handhabung der gleichgiltigen oder mühſamen Mittel zurückſchreckt, die ohne eignen Werth doch zum Erreichen des Zweckes unentbehrlich ſind. Aber ſchon die häufige Verwechslung dieſes Temperamentes mit dem, was wir einfacher Eigenſinn nennen, zeigt neben den Vortheilen auch die naheliegenden Nachtheile deſſelben. In der That ſelbſt ſeine praktiſche Virtuoſität wird häufig verringert durch die allmählig wachſende Beſchränktheit des geiſtigen Lebens, die bald, nachdem ſie erſt nur einen Zweck ausſchließlich wählte, ſich eben ſo ausſchließlich und hartnäckig für eine beſtimmte Form der Mittel entſcheidet; ja die endlich, auf ſich ſelbſt reflektirend, ohne alle weitere Rückſicht auf Zwecke von unmittelbarem Werth, zu dem Zerrbild unwandelbarer Conſequenz, zu bewußter Dickköpfigkeit auswächſt. Dies iſt nicht jener Fortſchritt der Bildung, den wir verlangen mußten. So wie von der ſanguiniſchen Erregbarkeit und Beweglichkeit, ſo muß auch von dem ſentimentalen Eingehen auf Alles, was ſeiner Natur nach das menſchliche Gemüth in Anſpruch nehmen kann, dem ſpäteren Leben ein hinlänglicher

Antheil zurückbleiben, und die Sammlung des Charakters, die der menſchlichen Beſtimmung anſteht, beruht weder in der Theilnahmloſigkeit, noch in der Verachtung, welche die für beſtimmte Ziele eingenommene Engherzigkeit Allem beweiſt, was außerhalb der Richtung ihres eigenen Strebens liegt.

Ich werde etwas ſehr Seltſames zu behaupten ſcheinen, wenn ich das phlegmatiſche Temperament als die natürliche Stimmung des höhern Alters und zugleich als die Verbeſſerung der Einſeitigkeiten des choleriſchen aufführe. Die Schilderung der Temperamente kommt ſo natürlich dazu, jedes einzelne in ſeinem charakteriſtiſchen Extrem zu zeichnen, daß wir bei dem Namen des Phlegma nur noch an eine geiſtige Trägheit zu denken pflegen, in welcher, gewiß der menſchlichen Beſtimmung wenig entſprechend, ſowohl die Empfänglichkeit für die Eindrücke als die Luſt zur Rückwirkung auf ſie faſt völlig verloren gegangen ſind. Aber man verwechſelt in dieſem Bilde die Leere des Gemüthes mit einer Form ſeiner inneren Bewegung, die eben ſo gut dem vollen, wie dem leeren zukommen kann. Ein unwandelbares Gleichgewicht würde unerträglich und widerlich an der Seele ſein, die noch ihrer Entwicklung entgegenzugehen und aus den mannigfachen Erſchütterungen des Lebens die Form ihrer Bildung erſt zu gewinnen hat; aber dieſelbe Ruhe iſt ehrwürdig an dem Geiſte, der jene Erſchütterungen bereits überwunden und durch mannigfache Erfahrungen gelernt hat, weder durch die wechſelnden Eindrücke von Gefühl zu Gefühl ſich treiben zu laſſen, noch einſeitig eine einzige Form und Richtung menſchlicher Beſtrebungen vor allen übrigen zu bevorzugen. So lange wir freilich unter Temperament nur eine Naturanlage verſtehen im Gegenſatz zu der erworbenen Haltung des Gemüthes, ſo lange wird allerdings die phlegmatiſche Schwerbeweglichkeit für alle Eindrücke uns als das wenigſt erfreuliche menſchliche Naturell erſcheinen. Und doch thun wir auch ſo noch häufig ihm Unrecht; wir ſchließen ohne Grund aus der Abneigung gegen körperliche Bewegung auf eine gleiche Trägheit der Gedanken; aus dem Mangel rathloſer Erſchütterung durch Affecte und aus dem Ausbleiben nutzloſer Gefühlsausdrücke

auf Gleichgiltigkeit des Herzens. Wir finden uns dann häufig überrascht, wenn große und nachdrückliche Erregungen unerwartet dieſe Gemüther zu einem ſtarken und lang nachhaltenden Strom thätiger Leidenſchaft entflammen; ein Ereigniß, das wir in der Geſchichte von Volksſtämmen, deren nationales Temperament entſchieden phlegmatiſch iſt, häufig genug in großen Dimenſionen auftreten ſehen. Wir lernen daran, daß wir mit Unrecht die Unfähigkeit und Unbeweglichkeit des Blödſinnes dieſer Schwerflüſſigkeit des innern Lebens unterſchoben, die von einzelnen Eindrücken kaum merklich bewegt wird, ſondern ſie entweder langſam bis zum Hervorbrechen einer großen und kraftvollen Leiſtung ſammelt, oder, wo ihr keine Gelegenheit zum Handeln gegeben wird, dann allerdings keine innere Unruhe hegt, die eine ſolche Gelegenheit zu ſuchen geböte. Wie alle Ruhe, ſo iſt auch dieſes Gleichgewicht der Seele eine vieldeutige Erſcheinung, und ſein Werth beſtimmt ſich nach der Größe der geſpannten Kräfte, die in ihm ſchlummern. Wir beklagen die Unempfänglichkeit, die ſich nicht rührt, weil ihr Verſtändniß und Theilnahme für Alles fehlt; aber jenen Frieden ſuchen wir alle, den nichts mehr übermäßig aufregt, weil ihm nichts mehr völlig neu iſt; der alle Gefühle erfahren hat, aber längſt jede leidenſchaftliche Theilnahme von der zufälligen Macht, die ihr der Augenblick gab, auf das Maß zurückgeſtimmt hat, das ihr in der allſeitiger überblickten Kette menſchlicher Intereſſen gebührt; der endlich die Haſt und Glut des eigenſinnigen Strebens nicht mehr theilen mag, weil er gelernt hat, daß der Wechſel der Schickſale zu groß und der Spielraum menſchlicher Thätigkeit doch zu klein iſt, um auf *ein* Werk allein, oder um überhaupt auf eines unſerer Werke einen unbedingten Werth zu legen. Wir hoffen dieſe Stimmung als das natürliche Temperament des Alters, und wir ſehen keineswegs, daß ſie überall erreicht würde; aber wir finden anderſeits, daß durch eine natürliche Gunſt der geiſtigen Organiſation einzelne ſchöne Seelen dies Gleichgewicht der Haltung durch ihr ganzes Leben begleitet. Mit harmloſer und immer verjüngter Empfänglichkeit umfaſſen ſie Großes und Kleines; kein Element des Gefühls geht ein-

druckslos an ihnen vorüber, aber keines reißt sie hin, sich in die verworrenen Pfade einer einseitigen Stimmung zu verlieren; mit klarem Auge und geduldiger Hand bewältigen sie geräuschlos die Mittel zu einem festgehaltenen Ziele, ohne die abweisende Härte, die nie in ihrem Werke unterbrochen sein will, und ohne die Geringschätzung anderer Wege, die dem natürlich ist, der nur den seinigen kennt. Es sind nicht die großen Namen der Geschichte, deren wir uns hier erinnern, sondern jene stillen glücklichen Erscheinungen, die wie unmittelbare Verkörperungen des Ideals unerwähnt durch das Leben gehen; was in den Lauf historischer Gestaltungen bedeutsam eingegriffen hat, das verdankt die Kraft seiner Wirksamkeit weit öfter den einseitigen Härten, mit denen es ohne inneres Gleichgewicht seine eigene Bewegung auch der Welt mitzutheilen vermochte.

Die Beobachtung wird nur von fern annähernd diesen Stufengang der menschlichen Entwicklung bestätigen. Um ihn ganz zu durchlaufen und jede dieser Stimmungen rein und voll sich ausleben zu lassen, würde eine große Begünstigung sowohl von Seiten des angebornen Naturells, als durch glückliche äußere Bedingungen des Lebens nöthig sein. Nur ein gewisser Reichthum der Cultur kann den verschiedenen Lebensaltern die Verschiedenheit ihrer Interessen verschaffen, an denen jene eigenthümlichen Gemüthslagen Stoff zu kräftiger Entwicklung finden; die Monotonie einfacher Zustände wird auch ihre Unterschiede schwächen. Aber eben so kann die Vielfältigkeit der Lebensverwicklungen die regelmäßige Ausbildung durch Schicksale hindern, deren Gewicht zu schwer auf die Seele drückt, um ihre allseitige unbefangene Weitergestaltung möglich zu lassen. Je tiefer endlich eine mannigfache Lebensbildung Gemüther und Charaktere ausgearbeitet hat, um so eigenthümlicher pflegt das Naturell der späteren Generationen in individuelle Besonderheiten aus einander zu gehen, deren Entwicklungsweise von dem allgemeinen Durchschnitt oft auffällig abweicht. Zahlreiche Krankheiten endlich ändern Temperament und Stimmung gewaltsam ab; ebenso zahlreiche andere Störungen, noch ehe sie als offenbare Krankheit ausbrechen, kommen in Verstimmungen des Gemeingefühls zu Tage,

die dem ſelbſt, der ſie erleidet, unerklärlich, unvermerkt der Summe ſeiner Gefühle und Anſichten andere Färbungen geben. Es würde von großem Intereſſe ſein, wenn es ausführbar wäre, den Urſachen dieſer Erſcheinungen nachzugehen. Aber es iſt ſchon unmöglich, in ihnen das zu ſondern, was auf geiſtigem Boden durch die unberechenbaren Irrgänge jeder individuellen Bildung entſteht und theilweis auf die körperliche Organiſation zurückwirkt, und das anderſeits, was, durch die organiſche Entwicklung und ihre Störungen bedingt, einen mitbeſtimmenden Einfluß auf die Formung des innern Lebens ausübt. Man ſchätzt zuweilen vielleicht den letzten Beitrag zu hoch, doch iſt er offenbar in bedeutender Größe vorhanden. Man ſieht mit der Verzögerung oder der Frühreife der körperlichen Entwicklung auch die Gemüthslagen ſpäter oder früher eintreten, die den Stadien dieſes Wachsthums entſprechen; und es iſt im Ganzen nichts natürlicher als die Annahme, daß das verſchwommene Gemeingefühl unſers Lebens zu verſchiedenen Zeiten verſchiedenes Colorit erhält, je nachdem dieſes oder jenes Organ oder Syſtem des Körpers, in raſcherer Ausbildung oder im Rückgang ſeiner Thätigkeit begriffen, durch die unzähligen, wiederholten, im Einzelnen unbeobachtbaren Erregungen, die von ihm ausgehen, ſich in jenem Gefühle mehr oder minder gelten macht. Aber während die Zeit vorüber iſt, bei dieſen Dingen der ſchwarzen und der gelben Galle zu gedenken, iſt die andere Zeit noch nicht gekommen, die uns genaue Beobachtungen der Größenwerthe verſchiedener Functionen zu verſchiedenen Zeiten und ſichere Kenntniſſe über deren Einfluß auf das geiſtige Leben zu Erklärungsgründen anböte.

Wie eng dauernde Zuſtände des Körpers mit dauernden Gemüthslagen zuſammenhängen mögen, zeigt uns die Beobachtung ihres vorübergehenden Wechſeleinfluſſes. Man hat nicht mit Unrecht geſagt, daß wir liegend anders denken als ſtehend; eine erzwungene zuſammengepreßte Körperſtellung dämpft unſern Muth; bequem und nachläſſig gelagert vermögen wir ſchwerlich andächtig zu ſein; aller Zorn beruhigt ſich durch die Ruhe des Körpers und man drückt nicht ohne Grund den Aufgeregten in einen Seſſel; die Hand, welche die

Runzeln der Stirn glättet, beſchwichtigt auch den Verdruß. Man kann fragen, ob nicht das äſthetiſche und ſittliche Urtheil, oder unſere Reflexion über Gefahr und Glück ihre lebhafte Innigkeit erſt durch dieſe nebenher ſpielenden ſinnlichen Gefühle erhalten, die uns das an ſich Werthvolle zugleich in ſeiner Uebereinſtimmung mit den innerſten Bedingungen unſers individuellen Daſeins zeigen. Es gibt apathiſche Zuſtände genug, in denen dieſe begleitenden Gefühle fehlen; wir ſehen noch ſo deutlich wie früher die objective Trefflichkeit der einen, die Verwerflichkeit der andern Handlung ein und erkennen den rechtmäßigen Anſpruch an, den ein Anderer auf unſere Liebe und Theilnahme hat; aber es iſt uns unmöglich, für irgend etwas die Herzenswärme aufzubringen, die ſeinem Werthe gebührt. Wie oft begegnet uns Aehnliches bei dem Genuß der Schönheit! Ihr Verſtändniß iſt nicht nur dieſe abſtracte Freude an harmoniſchen Verhältniſſen; alle Freude überhaupt nicht nur ein geiſtiger Vorgang, ſondern in dem lebhafteren freieren Athmen, dem beſchleunigten Herzſchlag und der elaſtiſchen Spannung der Muskeln fühlen wir unſer ganzes Selbſt gehoben und getragen; Reue um Vergangenes iſt nicht blos dies ſittliche Verdammungsurtheil, das innerlich ausgeſprochen von der Seele nur vernommen wird; die Erſchlaffung unſerer Glieder, die Beklemmung der Bruſt, vielleicht im Aerger ſelbſt krampfhafte Verengerung der Bronchien und die aufwürgende Bewegung der Speiſeröhre, die den Biſſen im Munde ſtocken macht, zeigen, wie auch die leibliche Organiſation ſymboliſch ein Verſchmähtes, unter deſſen Drucke ſie ſeufzt, zu entfernen ſucht. Selbſt das Gefühl der Andacht iſt nicht eine rein geiſtige Erhebung; ſondern indem unvermerkt mit ihr auch der Gang das gewohnte haſtige Weſen läßt, die Bewegungen langſamer und gehaltener werden, die Stellung ein eigenthümliches Gepräge nicht der Erſchlaffung, ſondern ſich unterwerfender Kraft annimmt, kehrt von allen dieſen körperlichen Thätigkeiten ein Gefühl in das Bewußtſein der Seele, ihre intellectuelle Stimmung verſtärkend, zurück. Man begreift, wie anders es ſich lebt, wenn der Körper dieſes Echo nicht vollkommen, oder mit krankhaft verändertem Klange gibt, wie über-

haupt die gleichartigen Stimmungen verschiedener Einzelnen doch nie ganz mit einander vergleichbar sein mögen. In der Blüthe der Jugend finden wir diese Verschmelzung des geistigen Lebens mit seiner körperlichen Hülle am reizendsten und vollständigsten ausgebildet; das spätere Leben mit seinen allmählig wachsenden Hemmungen und Reibungen läßt die Unstetigkeiten und Zusammenhanglosigkeiten in den verschwisterten Regungen beider mehr und mehr hervortreten. In Bewegung, Gang und Haltung liegt dann nicht mehr die ganze Seele; die gewöhnlichen alltäglichen Handlungen geschehen mit theilnahmloser Fertigkeit, Essen und Trinken nicht selten mit unschön seelenloser Gier; und es ist überall das Zeichen einer tieferen Herzensbildung, wenn die Gedanken des alternden Menschen nicht in greisenhafter Kälte allgemein und beziehungslos über der sinnlichen Wärme des gegebenen Falles schweben.

Den Mangel sicherer Kenntniß von dem psychischen Werthe der körperlichen Organe und ihrer Verhältnisse fühlen wir von neuem bei dem mißlichsten Theile unserer Aufgabe, der Erwähnung der geistigen Geschlechtsunterschiede. Ich will mich nicht bei den wellenförmigen Umrissen des weiblichen, den eckigeren des männlichen Körpers aufhalten; möglich, daß man nicht mit Unrecht in den letzteren das Ueberwiegen eines charakteristisch individualisirenden Triebes gesehen hat, während zugleich die vielleicht wirklich größere Bildungsgleichförmigkeit weiblicher Körper ihr engeres Anschließen an ein allgemeines Muster bestätigte. Ich kann selbst hier, wo allerdings die erscheinende Körperform das innere Leben für Andere ausdeuten soll, wenig Gewicht auf den blos symbolischen Werth der Gestalt legen; von viel größerem Interesse würde es sein, nachzuweisen, wenn man könnte, welches eigenthümliche Lebensgefühl die Gestalt selbst durch die besonderen Proportionen ihres Baues und ihrer Verrichtungen erlangt. Man weiß wenig hiervon. In den Verhältnissen des Skeletes und der Musculatur ist eine geringere Größe der Arbeitskraft des weiblichen Körpers begründet; weder Schultern und Brust sind günstig zur Erhebung, Tragung und Bewältigung großer Massen und Widerstände, noch Hüften und Beine

zu ſchnellem Lauf oder unter bedeutender Laſt zu ſicherem Gange gebildet; die Muskeln ſcheinen zu ununterbrochener Spannung weniger geſchickt, wie groß auch ihre Leiſtung beim Wechſel von Ruhe und Thätigkeit ſein mag. Dieſe Umſtände mögen kaum verfehlen, ſich in dem Gemeingefühl gelten zu machen, in welchem immer das Innewerden der Bequemlichkeit, Elaſticität und eigenthümlichen Sicherheit unſerer Lage, Stellung und Bewegung einen ſehr bedeutenden Beſtandtheil bildet. Daß der männliche Körper eine Ovale mit größtem Querdurchmeſſer in den Schultern, der weibliche dieſelbe Ovale mit größter Breite in den Hüften bilde, würde an ſich gleichgiltig ſein; aber in der That mag dem Lebensgefühl des Mannes ſein Oberkörper wie eine Laſt erſcheinen, deren Uebergewicht durch ſchnellkräftige Stützen nach außen hin, allem Widerſtand entgegen bewegt zu werden drängt, während das Weib mit einer Empfindung größeres Gebundenſeins natürlicher ſeinen Wirkungskreis in der Nähe findet und von dem Fernen erwartet, daß es zu ihm komme. Dieſe geringere Größe der Kraft wird durch ein höheres Maß der Anbequemungsfähigkeit an die verſchiedenſten Umſtände ausgeglichen. Die leiblichen Bedürfniſſe der Frauen ſind weit geringer als die der Männer, ſie eſſen und trinken weniger; ſie athmen weniger und widerſtehen der Erſtickung, wie man behauptet, beſſer; alle Mühſeligkeiten, wenigſtens die, welche allmählig anwachſen und fortdauern, alle Entbehrungen ertragen ſie theils leichter als die Männer, theils wenigſtens weit glücklicher, als im Verhältniß zu ihrer körperlichen Kraft erwartet würde. Sie überſtehen bedeutende Blutverluſte und dauernde Schmerzen beſſer; ſelbſt die größere Reizbarkeit ihres Nervenſyſtems, durch die viele unbedeutende Störungen ausgedehnte Nachwirkungen erwecken, ſcheint ebenſo ſehr die ſchnelle und gefahrloſe Zerſtreuung der erfahrenen Erſchütterungen zu begünſtigen. So erreichen ſie ſelbſt unter ungünſtigen Umſtänden häufig ein hohes Alter, obgleich die Beiſpiele höchſter bis tief in das zweite Jahrhundert reichenden Lebensdauer faſt ausſchließlich auf Männer treffen. Allen ſehr heftigen Sinnesreizen von Natur abgeneigt, haben ſie doch gegen unangenehme Eindrücke weit mehr

ästhetischen Widerwillen, wo der Mann seinen physischen Ekel mühsam bezwingt; sind doch alle Operationen zur Herstellung der Reinlichkeit an sich unreinlich. Dieselbe Anbequemungsfähigkeit zeigt sich in den verschiedenen Lagen des Lebens. Es ist eine alte richtige Bemerkung, daß Frauen sich weit leichter in neue Lebenszustände, ungewohnten Rang und veränderte Glücksgüter schicken, während der Mann die Spuren seiner Jugenderziehung kaum verwischen kann. Auch die erworbenen Gewöhnungen haften fester bei ihm, und die Unterbrechung der hergebrachten Ordnung, der Mangel auf die Stunde bestimmter Leistungen und Bedürfnisse verursacht seinem allgemeinen Behagen eine bemerklichere Störung. Mit diesen Zügen verbindet sich von selbst das Gemisch sanguinischer Lebhaftigkeit und sentimentaler Warmherzigkeit, das wir an Frauen entweder finden, oder dessen Mangel wir als eine Unvollkommenheit der Einzelnen beklagen. Die Unterschiede der erworbenen Bildung verdecken Vieles; doch einen neugierigen Zug zur Unterhaltung um der Unterhaltung willen und irgend eine Spur des Wohlgefallens an schönen und harmonischen Verhältnissen werden wir kaum an den entgegengesetzten Extremen dieser weiblichen Bildung vermissen.

Aber es ist eine kaum beantwortbare Frage, wie das höhere geistige Leben beider Geschlechter durch diese natürlichen Züge, oder durch welche anderen überhaupt es charakteristisch entgegengesetzt wird. Die unzähligen theils geistreichen, theils zugleich wahren Bemerkungen, welche diese Frage zu Tage gefördert hat, hatten selten ein Interesse daran, zu scheiden, was als ursprüngliches Naturell, und was als ein sehr mittelbares Ergebniß der Lebensverhältnisse und der Bildungskreise anzusehen ist, die auf beide Geschlechter sehr verschieden, obgleich freilich selbst schon in Uebereinstimmung mit ihren natürlichen Anlagen, eingewirkt haben. So oft man versucht, die Fülle dieser einzelnen Eigenthümlichkeiten, die nur die Lebenserfahrung kennen lehren und nur die Poesie durch plastische Nachschaffung darstellen kann, auf einfache begriffliche Ausdrücke zurückzubringen, wird man immer darauf verzichten müssen, mehr als einen äußerst farblosen Umriß dessen zu geben, was in seiner uner-

meßlichen Farbenfülle unserer lebendigen concreten Weltbetrachtung endlose Beschäftigung gewährt.

Ich glaube nicht, daß die intellectuellen Fähigkeiten der Geschlechter sich anders als durch die Eigenthümlichkeit der Gefühlsinteressen unterscheiden, welche ihnen ihre Richtung vorzeichnen. Es dürfte kaum etwas geben, was ein weiblicher Verstand nicht einsehen könnte, aber sehr Vieles, wofür die Frauen sich nie interessiren lernen. Sagt man nun häufig, daß des Mannes Erkenntniß das Allgemeine, die des Weibes das Einzelne suche, so wird man in zahlreichen Fällen gerade die Individualisirungskraft der Frauen geringer und ihr instinctives Feingefühl für das Allgemeine größer finden; ohnehin würde jene Vertheilung des Erkenntnißgeschäftes nicht zu den egoistischen Bestrebungen, die man dem männlichen Willen, und zu der Unterordnung unter das Allgemeine stimmen, die man der weiblichen Selbstbeschränkung zuweist. Man würde vielleicht richtiger meinen, daß Erkenntniß und Wille des Mannes auf Allgemeines, die des Weibes auf Ganzes gerichtet sind. Es ist männliche Philosophie, die schönen, einzelnen Erscheinungen zu zergliedern und zu ergründen, aus welcher Durchkreuzung allgemeiner Bedingungen jede, ein so vorbedachtes Lieblingserzeugniß der Wirklichkeit sie auch zu sein schien, doch nur mit unvermeidlicher unparteiischer Nothwendigkeit hervorgegangen ist; es ist weibliche Art, die Analyse zu hassen und das entstandene Ganze, so wie es abgeschlossen dasteht, in seinem unmittelbaren Werthe und seiner Schönheit zu genießen und zu bewundern. Männliche Erfindungen sind alle Mechanismen, männlich die Freude, durch allgemeine Kräfte nach allgemeinen Gesetzen Wirkungen mittelbar zu erzeugen; weiblich ist das eigne Handanlegen, das Verlangen, die thätige Wärme des Gefühls in ihrem unmittelbaren Uebergang in die Leistung noch fortzuempfinden. Ein männlicher Gedanke ist die tiefe Ueberzeugung, daß alles Größte und Schönste der Welt seine mechanischen Bedingungen hat, und daß kein verfrühter, diesem starren Verwirklichungshergang vorweggenommener Erfolg Bestand und Sicherheit hat; aus diesem Gedanken floß alle große organisatorische Ordnung des

Lebens; ſie beruht überall auf dem Princip der Gerechtigkeit, d. h. auf dem Glauben, daß zuerſt den allgemeinen überall giltigen Bedingungen der Wahrheit Genüge geleiſtet werden muß, ehe von dem Erfolg die Rede ſein darf, der im einzelnen Falle wünſchenswerth iſt. Des Weibes richtiger und zum Glück des Lebens nicht minder nothwendiger Glaube iſt es, daß kein Allgemeines, keine Form jemals einen ſelbſtändigen, unbedingten Werth habe, ſondern nur das Lebendige, zu deſſen Begründung beide führen mögen; aus dieſem Glauben fließt alle Verſöhnung und Schönheit des Lebens, denn ſie beruht überall auf dem Grundſatze der Billigkeit, nach dem wir die Verpflichtung fühlen, die Härten der Gerechtigkeit durch freie Liebe und Güte zu mildern, nur daß oft mit Unrecht dieſer Wille der Güte voreilig auch die Formen des Rechtes brechen möchte, die ſeiner Abſicht hinderlich ſind. Alle männlichen Beſtrebungen beruhen auf der tiefen Verehrung des Allgemeinen; ſelbſt ſein Stolz und ſeine Ehrſucht iſt nicht befriedigt durch grundloſe Gewährung, ſondern ſein Anſpruch beruht auf dem Betrage allgemein anzuerkennender Vorzüge, die er in ſich zu vereinigen glaubt; er fühlt ſich durchweg mehr als ein eigenthümliches Beiſpiel des Allgemeinen, und verlangt mit Anderen nach einem gemeinſamen Maße gemeſſen zu werden. Die Neigung des weiblichen Gemüthes iſt eben ſo andächtig dem Ganzen gewidmet; ſo wenig die Schönheit einer Blume nach gemeinſchaftlichem Maße mit der einer andern zu vergleichen iſt, ſo wenig wünſcht das Weib als ein Beiſpiel neben andern zu gelten; und wo der Mann gern im Dienſte des Allgemeinen in die Menge Gleichgeſinnter eintritt und in ihr untergeht, will das Weib als ſchönes, geſchloſſenes Ganzes, nur aus ſich ſelbſt verſtändlich, nur um der unvergleichlichen Eigenthümlichkeit ſeines individuellen Weſens willen geſucht und geliebt ſein. Denn allerdings Liebe eigentlich, und nicht vorzugsweis Achtung, iſt das Gefühl, das man einem ſolchen Ganzen widmen kann; Achtung vorzugsweis, und nicht Liebe, verlangt der Mann für ſeine Eigenſchaften, deren Werth er nach einem allgemeinen Maßſtab zu meſſen nicht blos zuläßt, ſondern fordert. Niemand wird natürlich dieſen Gegenſatz ſo mißver-

ſtehen, als hätte das weibliche Gemüth, wirklich ganz nur wie der unzerſetzbare Duft einer Blüthe, keinen Anſpruch auf das Gefühl der Achtung, das wir im Gegentheil den auch in ihm hervortretenden einzelnen und vergleichbaren Tugenden in ſo hohem Maße zu zollen haben.

Man muß ſich im Leben umſehen, um in tauſend Zügen die Belege dieſer allgemeinen Verſchiedenheit zu finden. Die geſchäftlichen Verabredungen der Männer ſind kurz, die der Frauen wortreich und ſelten ohne vielfache Wiederholung; ſie haben offenbar wenig Zutrauen zu der Feſtigkeit eines gegebenen Wortes, das nur auf der allgemeinen Verpflichtung zu Treu und Glauben beruht und nicht noch außerdem durch tauſend kleine Hilfsmittel verſtärkt wird, die aus dem Ganzen des vorliegenden Falles fließen. Männer legen weniger Werth auf harmoniſche räumliche Anordnung ihrer Umgebung, außer ſo weit ſie zugleich die augenblickliche und ſchlagfertige Verwendbarkeit aller Mittel ſichert; aber ſie ſchätzen zeitliche Pünktlichkeit, die in weit höherem Grade eine mechaniſche Bedingung alles Gelingens iſt; die Frauen ſtellen mit glücklich improviſirender Phantaſie eine Fülle von Gegenſtänden zu einem freundlichen Ganzen ohne ſtrengen Styl zuſammen, aber mit der Zeit, deren Eintheilung kein ſichtbares Bild liefert, gehen ſie ungenauer um. Wo Männer und Frauen von Beachtung der Formen ſprechen, pflegen ſie meiſt ſehr Verſchiedenes zu verſtehen; dem weiblichen Gemüthe liegt die Sorge nahe, die herauskommende ſichtbare Endgeſtalt irgend eines Wirkens zu einem anmuthigen und widerſpruchsloſen Bilde zu runden; darin liegt ihre Kunſt, zu wiſſen was ſich ziemt, und eben darin zugleich das, was das Urtheil des Mannes öfter mißbilligt; denn die Formen, die er beachtet wiſſen will, ſind allgemeine Regeln geſetzlichen Verfahrens, die ſelbſt um den Preis einzelner herauskommenden Diſſonanzen durchgeſetzt werden müſſen. Die bekannte unjuriſtiſche Natur der Frauen hängt eng hiermit zuſammen. Sie liegt nicht in der Unfähigkeit, individuelle Anſprüche aufzuopfern, denn Niemand würde die Frauen an Freudigkeit zu ſolchen Opfern übertreffen, ſobald ſie das fremde Gut vor Augen

ſehen, zu deſſen Gunſten ſie dieſelben bringen ſollen. Aber ſie fühlen ſich verletzt, weil die Geſetze ſehr oft das Ganze eines vorliegenden Verhältniſſes nicht als Ganzes auffaſſen, ſondern es um einzelner Züge willen, deren Herausgreifen dem weiblichen Verſtande willkührlich ſcheint, irgend einer allgemeinen Beſtimmung unterwerfen, die ihrerſeits nicht minder willkührlich ſcheint, weil in ihr, als einer allgemeinen Formel des Verfahrens, nicht unmittelbar das ſchließliche Gut zum Vorſchein kommt, zu deſſen Sicherung ſie dient. Dinge zu unternehmen, deren Ende nicht abzuſehen iſt, widerſtrebt dem Manne nicht, ſobald es ſich um die Durchführung eines allgemeinen Princips handelt; Frauen bedürfen der anſchaulichen Ausmalung des künftigen Erfolges; ſie wollen die endliche Geſtalt des Ganzen voraus ahnen, zu dem ſich am Ende die Unruhe des Wirkens verdichten wird. Man kann nicht leugnen, daß in dieſer Neigung, in dem liebenswürdigen Glauben, es laſſe ſich eben für alle Verwicklungen eine Löſung, für allen Streit eine Schlichtung, für alle zerſtreuten Anfänge eine abrundende Sammlung finden, neben der günſtigen auch eine ſchädliche Einwirkung liegt, welche der weibliche Einfluß auf die Erziehung des männlichen Geiſtes ausübt. Von den Müttern hauptſächlich kommt die zurückhaltende Ueberlegung des möglichen Ausganges der Handlungen in Augenblicken, wo es ſich zunächſt nach der unvermeidlichen Pflicht fragt. Das Eigenthum hält der Mann am häufigſten für das, was es wirklich iſt, für eine Summe verwendbarer und theilbarer Mittel, und ſeine Freigebigkeit achtet kein angebliches Zuſammengehören derſelben; die Verſchwendung der Frauen beſteht meiſtens in Anſchaffungen, für welche ſie die Ausgabe der Entgeltmittel nicht ſelbſt übernehmen. Das einmal erworbene und in ihren Händen befindliche Eigenthum erſcheint ihnen dagegen leicht als ein unantaſtbarer Beſtand, deſſen Theile, weil ſie ein Ganzes bilden, von einander zu reißen unrecht wäre. Es iſt nicht eigentlich Unmittheilſamkeit, was ihrer Wirthlichkeit den Verdacht einer Hinneigung zum Geize zuzieht, ſondern zum Theil gewiß dieſe Ehrfurcht vor der innern Zuſammengehörigkeit der Dinge, die ebenſo gut in der Scheu vor der Zerſplitterung

eines mit dem ganzen Leben verwachsenen Besitzes, eines theuren Andenkens, als in der mystischen Achtung vor dem vollen Dutzend sich ausspricht. Ich möchte endlich die Behauptung wagen, daß für das weibliche Gemüth die Wahrheit überhaupt einen andern Sinn hat, als für den männlichen Geist. Den Frauen ist alles Das wahr, was durch die vernünftige Bedeutung gerechtfertigt wird, mit der es sich in das Ganze der übrigen Welt und ihrer Verhältnisse einfügt; es kommt weniger darauf an, ob es zugleich reell ist. Sie neigen deshalb zwar nicht zur Lüge, aber zum Schein, und es liegt ihnen nicht daran, ob irgend etwas, was in einer bestimmten ihnen werth gewordenen Beziehung den verlangten Dienst des Scheines thut, auch in andere Beziehungen verfolgt, sich als ein solches ausweisen würde, dem mit Recht so zu scheinen gebührt. Selbst etwas scheinen zu wollen, ohne es zu sein, ist allerdings ein gemeinsames menschliches Gebrechen; aber von dem wenigstens, was er besitzt, pflegt der Mann Solidität und Echtheit zu verlangen; Frauen dagegen haben eine sehr ausgedehnte Vorliebe für Surrogate. Mit diesen Neigungen sind sie wissenschaftlichen Bestrebungen nicht zugänglich, und ihre Gedanken haben einen künstlerischen, anschauenden Gang. So wie der Dichter nicht durch Analyse und Berechnung Charaktere schafft, sondern deren Wahrheit daran prüft, daß er selbst ohne das Gefühl künstlicher Selbstverdrehung ihre ganze Weise in seinem eignen Gemüth nachzuerleben vermag, so liebt die weibliche Phantasie sich unmittelbar in die Dinge hinein zu versetzen, und sobald sie eine Vorstellung davon erreicht, wie dem, was da ist, sich bewegt und entwickelt, in seinem Sein, seiner Bewegung und Entwicklung wohl zu Muth sein möge, glaubt sie ein volles Verständniß zu besitzen. Daß eben die Möglichkeit, wie dies Alles so sein und geschehen könne, selbst noch ein wissenschaftliches Räthsel einschließt, ist den Frauen schwer begreiflich zu machen. Man bemerkt leicht, wie große Güter des Lebens, wie die Sicherheit des religiösen Glaubens und der Friede des sittlichen Gefühles hiermit zusammenhängen; aber auch in kleinen und unscheinbaren Zügen findet man dies Uebergewicht des lebendigen Tactes über die wissenschaftliche Zergliederung.

Tausende von zierlichen technischen Handgriffen wenden die Frauen bei ihren täglichen Arbeiten an; aber was sie geschickt ausführen, wissen sie kaum zu beschreiben, sie können es nur zeigen. Die analysirende Reflexion auf ihre Bewegungen liegt ihnen so wenig nahe, daß man ohne Gefahr großes Irrthumes behaupten kann, Worte wie rechts, links, quer, „überwendlich" bedeuten in der Sprache der Frauen gar keine mathematischen Relationen, sondern gewisse eigenthümliche Gefühle, die man hat, wenn man in Arbeiten diesen Beziehungen folgt.

Aber ich komme doch in die Gefahr, Unerschöpfliches erschöpfen zu wollen; ich muß sie um so mehr vermeiden, als die Betrachtung der concreten Lebensverhältnisse uns überall auf den Antheil zurückführen wird, den beide Geschlechter an ihrer Gestaltung und ihrem Genusse nehmen. Die kurze Erwähnung der Schranken, die jedem von ihnen seine eigenthümliche Anlage setzt, kann uns indessen in einer Vorüberlegung der abweichenden Entwicklungen leiten, die wir aus dem nationalen Naturell der verschiedenen Stämme und Racen entspringen sehen. Selbst innerhalb eines und desselben Volkes finden wir neben den körperlichen auch geistige Eigenthümlichkeiten, die nicht dem allgemeinen Stammcharakter angehören, oft mit großer Beständigkeit durch mehrere Generationen fortgepflanzt; am häufigsten die Talente für Künste, die sich in anschaulichen Combinationen vieler Elemente bewegen. Die Beispiele der Vererbung mathematischer, musikalischer, malerischer und technischer Anlagen sind nicht selten, und ihnen schließen sich zunächst die Uebertragungen der gleichen Temperamente an, in denen wir ebenfalls allgemeine formelle Eigenthümlichkeiten des innern Lebens erkannten. Mit Ueberraschung sehen die Aeltern häufig dieselben Fehler, dieselben kleinen Gewohnheiten, deren sie sich selber bewußt sind, in den Kindern sich wiederholen; und wenn allerdings in dem civilisirten Leben, das so verschiedenartig ausgebildete Charaktere zu neuen Familien vereinigt, die Beispiele des Gegentheils eben so häufig sind, oder wenn wir wenigstens das Naturell des Kindes oft auf keine Mischung der älterlichen Anlagen zurückzuführen vermögen, so ist

dagegen in uncultivirten Stämmen eine größere Beständigkeit dieser Uebertragung nicht nur zu erwarten, sondern die Erfahrung bestätigt diese Erwartung. Man kann die nationalen Unterschiede gebildeter Völker auf die übermächtige und das ganze Leben von seinem Anfang an durchdringende Einwirkung ihrer eigenthümlichen Bildungsverhältnisse, die zu großem Theil von geographischer Lage und geschichtlichem Zufall abhängig sind, zurückzuschieben versuchen; aber man wird dadurch den allgemeinen Eindruck nicht aufheben, den uns die Beobachtung macht, und der für eine ursprüngliche oder doch wenigstens jetzt jedem neu geborenen Leben, auch abgesehen von seiner spätern Berührung mit der nationalen Bildungssphäre, unausbleiblich mitgetheilte Stammcharakteristik spricht. Es würde nutzlos sein, diese Erscheinung erklären zu wollen, da noch so viele Meinungsverschiedenheit der Beobachter über den Umfang herrscht, in welchem sie stattfindet. Wir können nicht endgiltig darüber entscheiden wollen, ob alle Racen zu gleicher Bildungshöhe befähigt sind, aber wir finden, daß auch die bevorzugtesten Nationen sich an der Entwicklung der Humanität mit ungleichen Antheilen und in eigenthümlichen Formen betheiligen, und daß innerhalb desselben Volkes die Energie und Regsamkeit des geistigen Lebens den Einzelnen in sehr verschiedenen Maßen verliehen ist; wir haben endlich allen Grund zu dem Glauben, daß die Verwilderung, in welcher wir die farbigen Menschenracen antreffen, kein von ihrem Naturell durchaus unabtrennbarer Zustand ist. Aus diesen Betrachtungen entlehnen wir zunächst die Meinung, daß alle ursprüngliche Verschiedenheit der Begabung leugnen zu wollen, ein überflüssiges Unternehmen ist, denn sie kehrt unerbittlich bei den Einzelnen doch wieder, wenn wir sie von den großen Abtheilungen des menschlichen Geschlechts verneint haben; und sie kann als eine angeborne Schranke den letzteren doch nicht schwerer zu tragen sein, als jenen. Nur darauf würde es ankommen, ob allen Arten der Menschen wenigstens in so weit gleichartige Fähigkeiten zukommen, als sie nöthig sind, um alle zu dem Genusse der sittlichen Güter der Humanität zu führen und sie zu einer zusammenhängenden Menschheit zu vereinigen. Es ist nicht

unsere Absicht, diese Frage, die der Philosophie der Geschichte vorliegt, hier zu beantworten; aber eine Vorbereitung zur Antwort wird in der Ueberlegung der Art liegen, auf welche überhaupt durch die erziehende Einwirkung der Natur und der geselligen Verhältnisse das angeborne Naturell der Menschen zur Erzeugung der wesentlichen Güter des Lebens angeregt wird.

Drittes Kapitel.

Die Sitten und Gebräuche.

Gewissen und sittlicher Geschmack. — Unzuverlässigkeit des natürlichen Gemüthslebens. — Die Speisen. — Menschenfresserei. — Grausamkeit und Blutdurst. — Reinlichkeit des Körpers und des Seelenlebens. — Schamhaftigkeit. — Naturhaß und Naturfucht. — Realismus der schönen Persönlichkeit und Idealismus der Arbeit. — Umgangssitten. —

Als wir in dem menschlichen Geiste nach dem fruchtbaren Keime seiner sittlichen Entwicklung suchten, glaubten wir nicht, in ihm eine ausführliche Offenbarung anzutreffen, die ihn unmittelbar befähigte, die Verhältnisse des Lebens, ja selbst sein gewöhnlichstes Benehmen mit den wahrhaften Geboten einer sittlichen Ordnung in Uebereinstimmung zu setzen. Verbürgt doch selbst in einem ausgebildeten Bewußtsein das lebhafte Durchdrungensein von dem Werthe eines Ideals keineswegs zugleich das nöthige Feingefühl jener Urtheilskraft, welche die Beispiele wahrhafter Verwirklichung desselben von unechtem Scheine scheiden soll, oder die schöpferische Phantasie, die das im Allgemeinen wohlerkannte Vorbild ohne Verzeichnung und Mißgriff unter den Bedingungen eines besondern Falles der Anwendung zur Geltung zu bringen verstände. Mancher von dem Höchsten tiefbewegte Geist, dem doch seine Zeit keine künstlerisch vollendete Ausprägung seines Urbildes darbot, hat gemeint, es schon verwirklicht zu finden in Gestaltungen, über deren Kümmerlichkeit eine spätere entwickeltere Zeit erstaunt. Genöthigt, seine

Sehnsucht an dem zu stillen, was es besitzt, überschätzt das Gemüth leicht die dürftigen Linien, auf deren Magerkeit es die Wärme seines Gefühls überträgt, und dadurch gewöhnt, den Willen für die That zu nehmen, wird es unempfänglich, ängstlich und widerspenstig der reicheren Schönheit gegenüber, die nun wirklich die That ist, und die, falls sie ihm nur verständlich wäre, seine Bedürfnisse weit wirksamer befriedigen würde. Es verhält sich sehr ähnlich mit der moralischen Entwicklung. Wohl dürfen wir dem menschlichen Geiste als einen ursprünglichen Besitz allgemeine Vorstellungen von einem Rechte zueignen, das da sein soll; aber der sittliche Takt, der uns befähigt, in jedem einzelnen Falle die bestimmte Form zu finden, in der dieses Recht verwirklicht sein will, ist entschieden ein Erzeugniß der fortschreitenden Bildung und wird keineswegs vollständig und hinreichend, sondern nur äußerst unvollkommen und fragmentarisch durch einzelne glückliche Züge des angeborenen Naturells ersetzt.

Man wird dies selbstverständlich finden in Bezug auf alle jene größeren menschlichen Ordnungen, welche, wie der Staat und die bürgerliche Gesellschaft, ihren künstlichen Aufbau auf die nur im Leben selbst zu erwerbende und nur allmählig zu vervollkommnende Kenntniß der tausendfältigen Beziehungen stützen müssen, durch welche die Glieder einer Gemeinschaft unter einander und mit den gemeinsamen äußern Lebensbedingungen verbunden sind. Aber da, wo noch ohne Rücksicht auf so vielverwickelte Verhältnisse der Mensch dem Menschen, oder allein mit sich der äußern Natur gegenübersteht, da sollte man sein Benehmen unzweideutiger durch die angeborene Stimme des Gewissens geleitet vermuthen, die ihm nicht nur die innere moralische Gesinnung, sondern auch entsprechende Sitten und Gebräuche als natürlichen Ausdruck derselben vorschreiben werde. Die Vergleichung menschlicher Lebensweisen lehrt jedoch auch hiervon das Gegentheil. Was dem Menschen zu thun und zu lassen zieme, wie ihm wohlanstehe, seine Umgebungen und sein geselliges Wechselwirken einzurichten, was er zu achten und zu scheuen habe, und was ihm gegenüber in der That rechtlos und ohne eigne Geltung sei, wie er endlich alle Bestandtheile seiner Ein-

richtungen und alle Einzelheiten seines Thuns zu einem harmonischen Lebensganzen verschmelzen müsse: das lernen wir erst in einem langen Bildungslaufe und lernen es nie ganz aus. Die Naturgüte des menschlichen Geschlechtes dagegen ist weit entfernt, aus dem Stegreif zu dieser moralischen Entwicklung zu führen. Wohl mag manche unbefangene Sitte noch naturwüchsiger Völker zu ihren Gunsten von den Verbildungen unserer Civilisation abstechen, wohl mag das naive Hervortreten einzelner schönen Seiten ihres Naturells uns reizend anmuthen: neben diesen einzelnen Lichtern pflegt doch um so tieferer Schatten zu liegen, und der allgemeine Charakter dieses naturalistischen Lebens und jedes Naturvolkes ist die Unstetigkeit, die Zusammenhangslosigkeit und die unberechenbare Inconsequenz, mit welcher neben den liebenswürdigen Aeußerungen einzelner sittlichen Gefühle die unerwartetsten Verkehrtheiten und unmenschliche Frevel gleich üppig aufwuchern. Uns imponiren an den Naturzuständen der Menschheit einige Vorzüge, welche die Civilisation allerdings meistens, obwohl nirgends ganz unvermeidlich für höhere Zwecke aufgeopfert hat, und wir sehnen uns in die Einfachheit jenes Lebens zurück, indem wir vergessen, daß doch nur die Bildung es ist, die unsere Empfänglichkeit für dies Leben als für einen anmuthigen Contrast zu unseren Mißständen schärft, und daß in jener Anmuth des Daseins zugleich eine Armuth liegt, die eine große Menge der höchsten Güter weder kennt, noch erzeugen kann. Es liegt in diesen Gefühlen das weitverbreitete Mißverständniß, das uns so oft aus der Verwicklung großer und nicht völlig gelingender Unternehmungen, anstatt dennoch vorwärts zu treiben, lieber rückwärts zieht, um uns an dem reinlichen Gelingen unbedeutenderer Werke zu erbauen. Eine kleine Herde zu zählen ist leicht; und wer es vermeidet, sich auf das hohe Meer zu begeben und den tausend widerstreitenden Anforderungen eines geistig durch und durch bewegten civilisirten Lebens gerecht zu werden, der kann leicht ein Idyll aufführen, auf dem einen Moment lang das Auge mit Wohlgefallen ruht, um sich bald gelangweilt von ihm abzuwenden. Glückliches Klima, ererbte Vortrefflichkeit der körperlichen Organisation und

Mangel ernster Arbeit entwickeln bei Menschen, ebenso wie es den Thieren geschieht, ohne jedes tiefere Seelenleben alle Schönheit und Gelenkigkeit der Gestalt und die natürliche Grazie des Benehmens; Wohlwollen und Gutmüthigkeit, die wir gern zu den angeborenen Neigungen des Menschen rechnen, mögen leicht, wo einfache Verhältnisse keine Veranlassung zu dauernden und tiefwurzelnden Zerwürfnissen geben, das Dasein erheitern und durch manchen Zug geselligen Zartgefühls verschönern; aber an die Uebersicht des ganzen menschlichen Lebens nicht gewöhnt, seiner Bedeutung unkundig und der Ziele, die ihm gesteckt sind, findet diese Natürlichkeit des Gemüthes noch zu viele leere Stellen in unserer Existenz, zu viele Punkte, über die gar nichts sittlich bestimmt zu sein, zu viele Verhältnisse, die ganz gleichgiltig so und auch anders bestimmbar scheinen, und die dann nach dem zufälligen Anstoß, den Temperament und äußere Gelegenheit geben, oft im schreiendsten Widerspruch mit jenen vielverheißenden schönen Einzelheiten zu völliger Unmenschlichkeit und Barbarei verbildet werden.

Diese sittliche Unzuverlässigkeit ist keineswegs allein den Naturzuständen uncivilisirter Völker eigenthümlich. Auch in der Mitte unserer Cultur wird nicht nur viele böse Gesinnung durch den beständigen allseitigen Druck niedergehalten, den die Autorität der einmal anerkannten öffentlichen Institutionen ausübt, sondern auch die Beschränktheit der sittlichen Einsicht, der Mangel an zartfühlendem Verständniß für alle die Verzweigungen, mit welchen das sittliche Ideal jedes einfachste Lebensverhältniß zu durchdringen bestimmt ist, diese ganze Barbarei des subjectiven Naturells noch ohne Bosheit der Gesinnung würde auch unter uns in jedem Augenblicke verwirrend hervorbrechen können, wenn nicht die Ueberlieferung der Jahrhunderte in Wissenschaft, Kunst, Rechtsbildung und Religion große objective geistige Gewalten bewahrt und gereift hätte. Sie sind es, welche den edleren Gemüthern den Zusammenhang aller heiligen Güter der Humanität, den der Einzelne aus eigner Kraft nicht finden würde, erkennen helfen, während sie die unedlen Herzen als eine Sammlung unverstandener, aber einmal in Kraft befind-

licher Satzungen in Schranken halten. Und endlich, dieses ganze weitläufige Gebäude menschlicher Gesittung ist zu keiner Zeit vollendet noch in allen seinen Theilen gleichmäßig ausgebaut. Es gibt überall noch Gegenden des Lebens, die einer durchdringenden sittlichen Cultur fähig sein möchten, und die doch auch uns noch als freie und gesetzlose, dem individuellen Belieben des subjectiven Temperaments anheimgegebene erscheinen; es gibt andere Punkte, in denen sich Gewohnheiten, die in der That gleichgiltig sind, mit dem Anscheine schlechthin unüberschreitbarer Gebote, manchem Fortschritt zum Nachtheil, festgesetzt haben; es fehlt endlich dem Ganzen unserer Sitte, und diesen Mangel wird sie nie völlig überwinden, noch auch überwinden sollen, an einer unzweideutigen theoretischen Einsicht in die Gründe der verpflichtenden Geltung ihrer Forderungen, einer Einsicht, welche im Stande wäre, den Glauben an die Würde der sittlichen Institutionen jedem Wechsel der Stimmung und dadurch dem Skepticismus zu entziehen, welchen in uns die Leidenschaften und große Störungen unserer Lebensschicksale nur zu leicht erwecken. Wenn wir behaupten, daß dieser Mangel nicht völlig überwunden werden soll, so meinen wir damit nur dies, daß es nicht im Interesse der sittlichen Bildung sein würde, wenn die verpflichtende Wahrheit jedes einzelnen sittlichen Gebotes und der unlösbare Zusammenhang aller dem Verstande des Einzelnen mit der theoretischen Sicherheit eines Rechenexempels vorläge, und wenn nicht eben die lebendige gläubige That und Anstrengung des einzelnen Herzens dazu gehörte, sich durch den Kampf des Lebens diese Klarheit der umfassenden sittlichen Anschauung zu erobern. Wie überall die offen gelassene Möglichkeit des Bösen eine Bedingung für die werthvolle Verwirklichung des Guten ist, so läßt auch diese Eigenthümlichkeit der Gesittung dem Rückfall sowohl als dem ursprünglichen Abweg in Barbarei offene Wege. Die Würde irgend einer sittlichen Gewohnheit oder Einrichtung ist sehr selten überzeugend nachzuweisen, sobald man sie isolirt und nicht in ihrem Zusammenhang mit der ganzen durchgeistigten Bedeutung des menschlichen Lebens betrachtet; mit tausend Wurzeln in dieses Ganze verflochten, pflegt sie eines kurzen

ſyllogiſtiſchen Beweiſes, der nicht endlos ſeine eigenen Vorausſetzungen wieder zu beweiſen nöthig hätte, meiſtens ganz unfähig zu ſein. Und eben deswegen iſt jedes ſittliche Gebot nicht nur der zerſtörenden Sophiſtik bloßgeſtellt, die Alles, was unſerem gebildeten Gefühle als Greuel erſcheint, durch Losreißung von ſeinen Beziehungen zu dem Ganzen unſers Lebens in lauter harmloſen Thatbeſtand zu verwandeln weiß, ſondern es begreift ſich auch, wie wenig die ungebildete Reflexion eines ſo genannten Naturzuſtandes der Menſchheit es vermeiden kann, neben dem Guten, wozu ein glückliches Temperament anleitet, auch Verkehrtes und Barbariſches mit zu entwickeln.

Es iſt nicht ohne Intereſſe, ſich einiger Beiſpiele des erwachenden ſittlichen Geſchmackes zu erinnern, mit welchem der Menſch ſich allmählig dem unmittelbaren Naturinſtinct zu entwinden ſucht, ſowie der Fehltritte, denen ſeine Reflexion dabei ausgeſetzt iſt. Beginnen wir von den leiblichen Bedürfniſſen, die zuerſt zum Handeln und zum Erfinden einfacher Gebräuche auffordern, ſo bemerken wir, daß gegen den Genuß von Pflanzenſpeiſen nie ein Volk ein ſittliches Bedenken gehegt hat. Der vegetabiliſche Lebensprozeß iſt dem unſeren ſo unähnlich, daß die reifenden Früchte ganz ausdrücklich als benutzbare an ſich rechtloſe Mittel erſchienen, gleichweit von der unbrauchbaren Härte der unorganiſchen Stoffe wie von der thieriſchen Lebendigkeit entfernt, die unſer Verlangen durch ein natürliches Grauen einſchüchtert. Der fromme Einſiedler, der ſich von Wurzeln und Früchten und höchſtens von dem Honig nährt, den die thieriſche Regſamkeit zwar bildete, aber als unlebendiges Erzeugniß zurückließ, die Völker ferner, die in urſprünglicher Unſchuld ihr Leben durch die Geſchenke des Brotbaumes und der Palmen friſten, ſind unſerer Phantaſie vertraute und in ſich harmoniſche Bilder. Aber die beginnende Civiliſation ſchämt ſich doch bald ſelbſt dieſer harmloſen unmittelbaren Benutzung der Natur; es ſcheint ihr nicht recht wohlanſtändig, ſo friſchweg von der Hand in den Mund zu leben; und wenn ſie nichts weiter thut, ſo ſammelt ſie doch wenigſtens die Früchte des Baumes und des Feldes vorher, ehe ſie dieſelben verbraucht, und ſpeichert ſie auf. Es iſt, als wenn ſchon der

Zeitverlauf zwiſchen dem Augenblicke, da die Natur ſie reifte, und dem andern, da wir ſie genießen, ihren Zuſammenhang mit der Außenwelt lockerte, oder als wenn ſie durch den Zeitraum, in welchem wir ſie beſeſſen haben, bereits mehr unſerem eigenen Weſen aſſimilirt wären. Aber ſelten bleiben wir dabei ſtehen; die Erfindungen der Kochkunſt mögen zum größeren Theile wohl der Steigerung der ſinnlichen Luſt dienen, aber ein anderes verſteckteres Motiv ihrer Geſchäftigkeit liegt gewiß in dem dunkeln Triebe, die unmittelbare Naturgeſtalt, die Rohform der Nahrungsmittel zu zerſtören, und ſie, ſo weit es angeht, vor dem Genuſſe in Erzeugniſſe unſerer eigenen Phantaſie zu verwandeln. Man würde mit Unrecht dagegen das Vergnügen einwerfen, das wir darin finden, mitten aus der ceremoniöſen Anſtändigkeit unſeres civiliſirten Lebens heraus ſelbſt einmal auf die Bäume zu ſteigen und die Früchte vom Aſte zu eſſen; eben die Sicherheit des gebildeten Lebensgefühls macht es uns erfreulich, uns auf einen Augenblick deſſen zu entäußern, was wir immer wieder finden können, und uns unſeres ſinnlichen Weſens und ſeines Zuſammenhanges mit der Natur auf einen Moment mit Behagen bewußt zu werden. Man fühlt dies leicht, wenn man ſich den Eindruck denkt, den es machen würde, wenn der nachdenkliche Menſch täglich zur Mahlzeit auf das Feld ginge, um die Rübe da ſogleich zu verzehren, wo er ſie aus dem Boden gezogen hat.

Ueber die Rechtmäßigkeit und Schicklichkeit thieriſcher Nahrung hat dagegen faſt jede beginnende Civiliſation ihre Bedenklichkeiten gehabt. Leichname des Lebendigen zu verzehren hält ein ſo tiefes Grauen den Menſchen zurück, daß er ſtets viel eher die abſichtliche Tödtung der Thiere auf ſich genommen hat, die ihm zu großem Theil durch die Aufregung der Selbſterhaltung gegen ihren Angriff erleichtert wurde. Aber in der Auswahl deſſen ſelbſt, was wir zur Nahrung benutzen, hat ein unzweifelhaft ſittlicher Geſchmack allmählig Grenzen gezogen, deren Werth und Bedeutung ſich ſchwer auf beſtimmte Begriffe bringen läßt. Culturvölker verwenden zur Speiſe faſt ausſchließlich Wirbelthiere, und ſelbſt unter dieſen ſind die Amphibien wenigſtens niemals eine allgemein übliche Speiſe

geworden; unter den wirbellosen dagegen sind nur sehr vereinzelte Beispiele, wie die Krebse und Austern, als Gerichte anzuführen, die man in ihrer natürlichen Form zu verspeisen sich getraut, während andere, wie Schnecken, nur als unsichtbare Zusammensetzungsbestandtheile anderer Zubereitungen geduldet werden. Dem doctrinären Verstande ist es sehr leicht zu zeigen, daß im Grunde Fleisch Fleisch ist, wenn ihm nicht vielleicht der noch größere Fund gelingt, nachzuweisen, daß in der That unser natürlicher Appetit nur so weit reicht, als im Thierreich die eiweißartigen Stoffe reichen, und daß er da aufhört, wo in niederen Klassen diese Stoffe durch fremdartigere, anders zusammengesetzte vertreten werden; — aber der unbefangene Geschmack des gebildeten Menschen wird gegen alles Räsonnement hartnäckig dabei bleiben, daß zwischen den verschiedenen Geschöpfen allerdings ein Unterschied der Reinheit und Unreinheit bestehe. Insecten und Würmer, Blutigel, Maden und Ungeziefer zu essen wird stets für einen Zug scheußlicher Barbarei gelten, wie groß auch der Nährungswerth dieser Speisen gefunden werden möchte. Theils ist es die Formlosigkeit dieser doch lebendigen Massen, was uns anwidert, theils manche unangenehmen äußeren Eigenschaften, wie die der schlüpferigen Kälte, theils stört uns die Fremdartigkeit ihrer Gestalt und selbst ihre Kleinheit; denn wenn wir auch thierische Stoffe, massenhaftere Stücke von Fleisch genießen mögen, so hat es doch etwas Abschreckendes, ganze Organismen mit allen Apparaten ihrer Lebendigkeit, überhaupt etwas unzergliederbar Mannigfaches zu verspeisen. So werden wir durch einen natürlichen Instinct zur Verzehrung der höheren Thierklassen gedrängt, deren Organisation der unseren näher steht.

Wie bedenklich dieser Fingerzeig für sich sein würde, brauche ich nicht besonders hervorzuheben; seine logische Consequenz ist offenbar Menschenfresserei. Und in der That ist kaum zu bezweifeln, daß der paradiesische Naturzustand der Menschheit häufig genug diese Consequenz in aller Harmlosigkeit gezogen hat, ohne darin etwas Arges zu sehen, ja selbst bei eintretender Besinnung durchaus nicht um Vorwände verlegen, die einem Gebrauche, in welchem für unser

Gefühl das Aeußerste aller unmenschlichen Barbarei liegt, einen Anschein zartfühlender Rücksicht geben sollten. Welches Loos könnte den organischen Resten geliebter Personen schicklicher widerfahren, als ohne den traurigen Rückfall in Verwesung sogleich im Fleisch und Blut ihrer Nachkommen wirksam fortzuleben? Während die Hand vielleicht mit den weißen Knöchelchen des verzehrten Freundes spielt, kann immerhin das Gemüth sich zärtlich in sein Andenken vertiefen und verwundert aufhorchen, wenn der civilisirte Fremdling bei dieser Begehung schaudert. Man wird einwerfen, daß auch die Menschenfresserei vor Leichen Abscheu hat, und daß also überall im Grunde der Mord dem Genusse vorangeht. Aber was könnte den Naturmenschen ernstlich zurückhalten, entweder seine Feinde zu tödten, oder selbst seine Umgebung, die er sonst ganz lieb hat? Man muß sich erinnern, wie uns selbst das gemästete Zuchtthier ans Herz wächst, und wie wir, ohne bemerklichen sittlichen Widerspruch zu fühlen, es Abends noch einmal liebkosen, um es Morgens zu schlachten. Es verträgt sich auch in unserem Gemüthe noch zu viel Widersprechendes mit einander, als daß wir zu maßlosem Erstaunen Grund hätten, wenn wir hören, daß wilde Völkerschaften ihre alternden Eltern einladen, sich zu tödten und verzehren zu lassen, oder wenn wir hinter der süßen Naturgrazie und der Liebenswürdigkeit in dem Benehmen oceanischer Insulaner das Verlangen nach Menschenfleisch hervorschielen sehen.

Wenn man bedenkt, wie leicht es einem gewandten Verstande fallen würde, ganze Reihen sehr scheinbarer und schwer geradezu zu widerlegender Gründe vorzubringen, die so abscheuliche Gewohnheiten theoretisch rechtfertigten, so wird man um so mehr inne, welche sittliche That die Cultur schon durch das bloße Festhalten ihrer entgegengesetzten Ueberzeugung und durch ihr unbekümmertes energisches Abwenden von dieser Sophistik vollzieht. Die eigenen positiven Gründe ihres Glaubens würde sie schwer entwickeln, denn sie liegen nicht wie einzelne leicht aufzulesende Sätze auf der Oberfläche unserer Bildung, sondern sind aufs tiefste mit dem Ganzen unserer Weltansicht verbunden. Je höher unsere Einsicht in die Bestim-

mung des menſchlichen Lebens ſteigt, um ſo heiliger wird uns jedes individuelle menſchliche Daſein, um ſo unbedingter verſagen wir es uns, über ſeinen relativen Werth irgend eine maßgebende Beſtimmung zu treffen, etwa nach unſerem Ermeſſen aburtheilen zu wollen, ob es ſeine Aufgabe bereits erfüllt, ſein Gutes genoſſen habe, und nun als rechtloſes phyſiſches Material beliebiger Vernichtung anheimgegeben werden dürfe; um ſo unerträglicher endlich wird unſerem Gefühl gerade der Gedanke, daß der Leib, der einem perſönlichen Geiſte als ſeine unvergleichbar eigenthümliche Hülle diente, durch andere Kräfte, als die der allgemeinen Natur, die ihn bildete, wieder aufgelöſt werden ſolle, oder daß ſeine Subſtanz wie ein gleichgiltiges Erſatzmittel der thieriſchen Lebendigkeit anderer zu Gute komme. Ueber das Bild der menſchlichen Perſönlichkeit ſoll in der Sinnesart der Civiliſation jenes Tabu geſprochen ſein, das die Verkehrtheit des Naturzuſtandes zuweilen auf äußere Gegenſtände legt, und überall, wo unſer Handeln von dieſem Grundgefühl nicht durchdrungen iſt, wo der Mechanismus unſerer Verwaltung die Individuen noch wie Sachen behandelt, leidet auch unſere Bildung noch an einem Reſte der Barbarei, deren Princip ſie nur im Ganzen überwunden hat.

Daß dieſe Ueberwindung nicht leicht geweſen und daß ſie nicht vollſtändig iſt, daß mit einer bedeutenden Höhe anſprechender Cultur doch ein blutiger Hintergrund bald natürlich wilder bald doctrinär kalter Grauſamkeit nicht unvereinbar iſt, davon überzeugen uns Blicke auf die verſchiedenſten Zeiträume der Geſchichte. Ein Hang zur Thierquälerei iſt ſehr häufig Kindern eigen; der Indianer Nordamerikas geht, erzählt man, an keinem Vogelneſt vorüber, ohne es zu zerſtören; in Naturvölkern verbindet ſich der phyſiſche Muth ſowohl, den ſie mit den Thieren theilen, als mancher Zug ſchwächlicher Wolluſt oft mit überlegter Grauſamkeit, und wenn auch Blutdurſt nicht ein Grundzug der menſchlichen Natur iſt, ſo iſt wenigſtens die Scheu vor Blut gar nicht in dem Maß, als manche optimiſtiſche Anſicht meint, ihr eingepflanzt. Die Blutrache finden wir am Anfange faſt jeder Civiliſation, und eben daß ſie als Ge-

brauch, als systematisirte Pflicht auftritt, lehrt uns, daß ein schon geordnetes Gemeinwesen diesen wilden Trieb der Rache aus dem Naturzustande herübergenommen und ihn nicht hat bewältigen können. Ich will nur kurz der ostindischen Thugs und der Assassinen erwähnen, denn dem mystischen Fanatismus trauen wir am leichtesten selbst in der Mitte einer sonst weit fortgeschrittenen Cultur die völlige Verdunkelung der Humanität zu. Aber in den lichtesten Zeiten des griechischen und römischen Alterthums finden wir auf das unbefangenste die Aussetzung schwächlicher Kinder in einer idealen Staatstheorie empfohlen, und in der Praxis des Lebens die Greuel der Sklaverei; nicht unterstützt durch die Verachtung, welche jetzt dem weißen Herrn die schwarze Haut der für thierischer gehaltenen Race einflößt, sondern über Menschen desselben Stammes verhängt, an systematischer kalter Grausamkeit weit reicher, und an leidenschaftlicher schwerlich ärmer, als die Sklaverei der Gegenwart. Das alles freilich umgeben von einer lächelnden Kunstwelt und von der Glorie eines großen Weltstaates. Aber wir brauchen nicht in entfernte Jahrhunderte zurückzugehen, um zu suchen, was uns nahe liegt. Ich meine freilich nicht das Uebel des Krieges an sich, das zu allen Zeiten wieder aufflammt, und das durch Olivenblätter des Friedens zu beschwören eine eitle Hoffnung sein wird. Wenn eine hohe Civilisation zu diesem letzten Mittel schreitet, so wird sie doch zur zeitweiligen Entfesselung der tödtenden Kräfte nicht durch die Lust am Greuel bewogen, sondern sie bekennt, daß die Verwickelung der Lage zu groß ist, um sie befriedigend durch die vorhandene menschliche Gesammtweisheit zu lösen. Niemand wird freilich leugnen, daß die Lösung trotz dieses Bekenntnisses häufig leicht zu finden wäre; aber eben dies, daß die richtige Ansicht nicht überall sich Geltung und Verwirklichung verschaffen kann, gehört mit zu den unvermeidlichen Mängeln aller menschlichen Civilisation, die jenes Geständniß zugibt. So greift man denn zu der äußersten Auskunft, die Gesetze der Humanität augenblicklich zu suspendiren und der Kraft die Entscheidung zu übertragen, die der Einsicht unmöglich fällt; aber doch ist jene Suspension nur partiell, und überall werden

wenigstens die Formen des Verkehrs als heilig angesehen, die dazu dienen, in jedem Augenblick die Rückkehr aus dem gewaltsamen Zustande in friedliches Verständniß zu ermöglichen. Wie beklagenswerth es daher immer sein mag, diese Appellation der Cultur an die Gewalt immer wiederkehren zu sehen, so finden wir doch in ihr selbst noch das Gedächtniß des Gutes, zu dem sie wieder zurückführen soll; aber von dem Fortwirken einer barbarischen Weltanschauung mitten in der Civilisation geben die Vorschläge Zeugniß, die wir noch in unserer Zeit unbefangen gemacht sehen: die Aufforderung zu Vernichtungskriegen, die Ermahnung zum Meuchelmord, die Aufreizungen, über das Bedürfniß der Vertheidigung und der Rechtswiederherstellung hinaus zu ungemessener Blutrache fortzustürmen.

Kehren wir jedoch zu den einfacheren Erscheinungen zurück, in denen die beginnende Bildung die allmählige Steigerung des menschlichen Selbstgefühles verräth. Die Grenzen des eignen Körpers von allem Anhängen der fremden Außenwelt zu befreien, dieser Trieb der Reinlichkeit bezeichnet überall den Anfang der Cultur oder doch ein glückliches Naturell, das ihrer Gründung günstig zu sein verspricht. Im Ganzen kann man jedoch kaum behaupten, daß Reinlichkeit dem menschlichen Geschlecht in höherem Maße als den Thieren angeboren sei; sie findet sich von selbst wohl bei Völkern ein, die eine oceanische Umgebung zu häufiger Lust des Badens einlädt; aber wo diese Begünstigung fehlt, sehen wir nicht nur die Naturvölker in Schmutz versinken, sondern auch bei Nationen, die Anspruch darauf haben, der civilisirten Welt zugezählt zu werden, verträgt sich Schmutz sehr wohl theils mit einer weichlichen Gutmüthigkeit, theils mit lebhaftem ästhetischen Geschmack für die Schönheit äußerer Formen und Bewegungen, und unerträglich wird er nur den Culturvölkern, die vor Allem in ihrem Innern, in dem System ihrer Gedanken, ihrer Gefühle und Bestrebungen Ordnung und Consequenz suchen. Genialität sowohl als Wohlwollen haben in jeder Hinsicht eine wunderbare Verträglichkeit mit Schmutz und Liederlichkeit; Nationen dagegen, die weniger durch dieses Naturell sich auszeichnen, desto mehr aber in sich vollendete Charaktere erzeugen, werden an

ihrem Körper dieſelbe Sauberkeit und formelle Strenge lieben, die ſie ihren Unternehmungen und ihren Lebensumgebungen mittheilen.

Ich glaube mehr als eine geſuchte Analogie auszuſprechen, wenn ich mit dieſer äußerlichen Tugend die innerliche der Wahrhaftigkeit ſogleich zuſammen erwähne. Der Werth der Wahrheit und die völlige Unmöglichkeit, mit lauter Lügen noch einen menſchlichen Verkehr zu unterhalten, drängt ſich auch dem roheſten Naturzuſtand ſo ſehr auf, daß überall die Lüge wenigſtens in gewiſſen Verhältniſſen, in denen man auf Wahrheit rechnet, für den Keim alles Böſen gegolten hat. Allein mit der Anerkennung des Werthes der Wahrheit iſt der Trieb ſie zu ſprechen gar nicht unmittelbar verbunden, und ſich ſelbſt erſcheint der Lügner doch erſt in der gebildeten Geſellſchaft verdammlich, während das Leben der Naturvölker in vieler Hinſicht auf Hinterliſt und auf techniſche Ausbildung der Heuchelei geſtellt iſt. Man kann dabei die Bemerkung machen, daß es einem ſittlich gebildeten Gemüthe beſonders ſchwer fällt, eine einzelne Lüge aus dem Stegreif zu irgend einem einzelnen momentanen Zwecke zu machen; man fühlt ſich durch ſie gar zu deutlich aus der Conſequenz ſeiner Perſönlichkeit herausgeriſſen und iſt ſich bewußt, daß man ſich ſelbſt verleugnet; dagegen iſt es viel leichter, ſofort das conſequente Lügen zur Maxime ſeines Handelns zu machen; man fühlt ſich dann wieder als eine compacte Perſönlichkeit, in welcher Methode iſt. Im Grunde kommt daſſelbe in Bezug auf andere ſittliche Verhältniſſe vor; man ſcheut ſich mehr, ein einzelnes Geſetz der geſelligen Ordnung zu brechen, während man die andern noch anerkennt und durch dieſe Anerkennung ſein eignes Thun verurtheilt; dagegen iſt es um etwas leichter, ſich in Oppoſition zu der ganzen geſelligen Ordnung zu ſetzen, und als ein aus dem Ganzen geſchnitztes Ungeheuer ſie zu bekämpfen. Mißleitet auf das äußerſte, drückt ſich doch in dieſen Vorgängen der Trieb der Perſönlichkeit aus, nicht zum Theil von fremden Bedingungen abzuhängen, ſondern ſich die Baſis ihres Handelns in völliger Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, principmäßig, feſtzuſtellen. Um dieſe doch immer ſeltenen Fälle bewußter, großartiger und ſyſtematiſcher

Unwahrheit gruppirt sich die unglaubliche Masse kleinlicher, unzusammenhängender Lügenhaftigkeit, die in den verschiedensten Formen alle Schichten der civilisirten Gesellschaft durchdringt, und bei der ich weit weniger an den gewöhnlichen Begriff der Lüge, als an jene allgemeine Unreinlichkeit und Unwahrheit des innern Lebens denke, die in Naturzuständen der Menschheit das regelmäßige, durch schönen Schein unvollkommen verdeckte Vorkommen ist. Dem sittlich durchgebildeten Charakter ist jede unentschiedene Verwickelung der Verhältnisse, jede Ungewißheit über Ansprüche, die er zu machen oder zu befriedigen hat, jede Unklarheit seiner Beziehungen zu andern eben so zuwider wie eine Unreinlichkeit seines Körpers. Man darf damit nur die Lieblingsneigungen der niedern Stände vergleichen, um die schwer vermeidlichen sittlichen Mängel einer beschränkten Bildung zu bemerken: die Schwierigkeit, sie zu einer entschiedenen, festen Zusage zu bringen, ihren beständigen Hang, so Vieles als möglich dahingestellt, unsicher und schwebend zu lassen, die Unzugänglichkeit für den Gedanken, daß ein gegebenes Wort binde, und in weiteren Kreisen das beliebte unklare Hinschleppen unhaltbarer Verhältnisse, die Hoffnung, wenn man nie einen bestimmten Schritt thue, in dem Wirrwarr der Ereignisse irgend einen jetzt noch ganz unvorstellbaren Vortheil zu erhaschen, kurz die ganze endlose Geduld gegen alles Verworrene und das Behagen, sich durch Verzögern, Abwarten, halbes Zugestehen und Wiederzurücknehmen, durch Unzuverlässigkeit überhaupt in dem eben so unzuverlässigen Weltlauf fortzuwinden. Die größere Intelligenz der höheren Stände wiederholt diese Mängel nur in anderen Formen, oder selbst in denselben, nur auf Verhältnisse anderer Art bezogen; in allen Lagen des Lebens wird es natürlich edle Gemüther geben, die mit unablässigem Wahrheitstrieb sich selbst alle die Vorwände nehmen, mit denen die Faulheit des Herzens diese innere Haltlosigkeit zu beschönigen sucht, und die aus der Wärme und Strenge einer sittlichen Ueberzeugung heraus das Ganze ihrer Pflichten in jedem Augenblicke des bewegten Lebens nicht nur klar vor sich sehen wollen, sondern auch unmittelbar und entschieden jeder deutlichen Aufforderung zum Handeln nachkommen.

Unerwartete Treuloſigkeit und ganz plötzliche unbegreifliche Umſchläge der Geſinnungen ſind immer die erſten Zeichen geweſen, welche gegen die beſtechende Freundlichkeit der Naturvölker mißtrauiſch machten. Dem Thiere ſteht es an, ſich durch den augenblicklichen Affect lenken zu laſſen; der Menſch ſoll die leidenſchaftlichen Anregungen zur That, die ihm ſein momentaner Gemüthszuſtand zuführt, durch die gegenwirkende Kraft der andern ſittlichen Motive mäßigen, die ihm die Erinnerung ſeiner Lebenserfahrung angeſammelt hat. Kindern und Naturvölkern fehlt dies verzögernde oder regelnde Gegengewicht, das wie in den Maſchinen den haſtigen Ablauf der einmal in Wirkſamkeit verſetzten Triebfedern hindern könnte, und auf die Beſtändigkeit ihrer Geſinnungen iſt ſo wenig Verlaß, wie auf den Gang des Wetters. Man muß in ſein eigenes Innere greifen, um dies lebendig zu verſtehen. Wie leicht iſt man für den Augenblick von einem ſchönen Gedanken, für den Vorſatz einer großen That begeiſtert! Aber der Aufregung folgen Zuſtände nervöſer Abſpannung oder aufrichtiger und einfacher, der Faulheit; tauſenderlei kleine Neigungen und Abneigungen werden wach, die vorher übertäubt waren, und am Ende, wenn auch die Sache recht ſchön wäre, wie man ſie ſich vorgeſetzt hatte, ſo findet man doch, daß es auch ohne ſie geht, und dann, wer dankte es uns? Das iſt die ſittliche Schwäche, die ſo gern ein vornehmes Gewand anzieht, die nicht ausdauernde Kraft hat, Ideale der Jugend feſtzuhalten, und die dann kühl, als wenn ſie ja längſt Alles überlegt hätte, als eitlen Traum abweiſt, was ſie aus Traum zur Wirklichkeit zu machen zu träg iſt. Ein Gemüth, dem weder Erziehung noch ein reicher Lebensinhalt Gegenkräfte genug an die Hand geben, um dieſer alles Gute verdunkelnden Trägheit zu widerſtehen, das aber in ſeiner Natürlichkeit reizbar genug iſt für jeden augenblicklichen Vortheil und Nachtheil, wird faſt nothwendig dieſe Schwäche zur Treuloſigkeit ſteigern. Irgend ein querer Einfall, eine verkehrte Ideenaſſociation weckt das Mißtrauen und ſtört das Gleichgewicht dieſer armen Seelen, und jeder ſtetige ſittliche Verkehr ſcheitert an der Unmöglichkeit, ihre keinem allgemeinen Maßſtab der Billigkeit,

der Grundsätze und der Selbstbeherrschung unterworfenen inneren Regungen zu berechnen und zu leiten. Man findet diese Wildheit des Gedankenlaufes und des Gefühlswechsels ebenso wenig wie die übrigen sittlichen Mängel nur in den Naturzuständen der Menschheit; man findet sie vielmehr bei allen Völkern, die nicht durch eine lange, alle Gebiete der Humanität gleichmäßig umfassende Entwickelung sich zu eigentlichen Trägern der menschlichen Cultur gemacht haben; und leider, dem stilleren, gesammelten und von tausend selbstgesteckten Grenzen eingeschränkten Genius der Civilisation imponirt nur zu oft diese noch unverbrauchte Naturkraft. Denn solche und andere Schmeichelnamen sind zuvorkommend bereit für diese unbezähmte und unerzogene Wildheit, die bald mit dem heroischen Lärm ungemessener rücksichtslos sich äußernder Leidenschaft, bald mit dem andern Reize des Seltsamen, Incommensurablen und Dämonischen unser ästhetisches Urtheil besticht. Wir vergessen dann zu leicht, daß Manches als Tableau sich vortrefflich ausnimmt und in der Poesie Figur macht, was in dem Verkehr des Lebens, wo es sich nicht in einem günstigen Augenblick, sondern in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Consequenzen zeigen soll, unser gutes Vorurtheil sehr beschämen würde. Der Reiz des Fremdartigen, des charakteristisch Ausdrucksvollen und einseitig Originalen ist zu groß, als daß nicht Jeder zuweilen um seinetwillen ungerecht gegen die weniger farbenreiche, aber unendlich werthvollere Consequenz, Besonnenheit und Stetigkeit civilisirter Lebensordnungen würde.

Noch einmal kehren wir zu den ursprünglichsten Naturverhältnissen der Menschen zurück: zu dem großen Mysterium, das unser geistiges Leben an die körperliche Gestalt und die inneren Regungen an äußere Geberden und Bewegungen knüpft, das die Fortdauer unserer persönlichen Lebendigkeit an die beständige Arbeit einer physischen Maschine bindet, dieses Leibes, der uns so vertraut ist, so lange er uns dient, und so seltsam grauenhaft, sobald ihn das Leben verließ; das endlich unser Dasein überhaupt an das unbegreifliche Geheimniß der körperlichen Fortpflanzung gefesselt hat Je tiefer der Geist sich seiner selbst und seiner Bestimmung bewußt wird, desto

mehr nimmt sein Selbstgefühl an der unmittelbaren Einheit Anstoß, in welche er sein inneres Leben mit diesem Wunder des materiellen Organismus verschmolzen findet, dessen Regungen er in intensiver unabweislicher Lust und Unlust mitzuempfinden, und dem er seine eigenen Strebungen zum Ausdruck, zur Ausführung, ja selbst zur Belebung zu überlassen genöthigt ist. Denn wirklich ein volles und warmes Leben, wie es ihm genügte, führt doch der Geist nur, wenn zu dem übersinnlichen Spiel seiner Zustände und Thätigkeiten als eine begleitende sinnliche Resonanz die Summe aller jener Gefühle hinzutritt, welche uns die Kraft und Elasticität, die Spannung oder Schlaffheit, die Ruhe oder die sehnsuchtsvolle Miterschütterung unsers irdischen Theils zu verrathen scheinen. Die allgemeine Schämigkeit der Geisterwelt, sich in unauflöslicher Verbindung mit der Sinnenwelt zu finden, das Bewußtsein, daß ihre eignen Ziele ihren Werth in sich selbst haben und weit abliegen von den Vorgängen dieser andern, und das gleichzeitige Bewußtsein, daß wir dennoch an die mechanische Gesetzlichkeit der Natur gebunden sind und daß nichts von unserer ganzen Bestimmung sich verwirklichen würde ohne die Naturtriebe, die unsern Bestrebungen sichtbare Ziele und Mittel der Ausführung geben: dieses dunkle Gesammtbewußtsein hat in der beginnenden sittlichen Ausbildung die verschiedenen Arten der Scham erzeugt, durch die das menschliche Geschlecht überall die Naturbasis seines geistigen Daseins zu verhüllen sucht, und da am meisten, wo sie zu den zartesten und geistigsten Gütern der Liebe und des Lebens die allersinnlichste Vermittlung bildet.

Ich lasse dahingestellt, in welchem Sinne Spuren von Schamhaftigkeit auch in der Thierwelt vorkommen und in welcher Ausdehnung sie dem menschlichen Geschlechte als natürlicher Zug angeboren sein mag. Die Beobachtungen der Naturvölker haben zuweilen eine rücksichtsvolle Zartheit und Keuschheit des Benehmens, viel öfter aber eine thierische Rückhaltslosigkeit in der Befriedigung aller sinnlichen Bedürfnisse bemerken lassen; es bleibt zweifelhaft, welches von beiden wir als ursprünglich, welches als Ergebniß entweder einer schon begonnenen Cultur oder einer fast vollendeten Verwilderung

betrachten, oder ob wir die Unterschiede der Völker in dieser Beziehung überhaupt auf Eigenthümlichkeiten nicht allgemein menschlicher Stammnaturelle zurückführen sollen. Die Reflexion und Sophistik der Bildung aber hat neben dem sittlichen Gefühle, das im Ganzen und Großen sich hierüber bleibend bei allen Culturvölkern entwickelt hat, zwei entgegengesetzte Einseitigkeiten zum Vorschein gebracht: die überspannte Verachtung einerseits, mit der ein fanatisirter Spiritualismus auf alle Natur, wie auf an sich Unreines, Schmachvolles und Schimpfliches, durch alle Mittel finsterer Ascese zu Bekämpfendes herabsieht; den kühlen Grundsatz anderseits, daß alles Natürliche rein sei. Weder jener Naturhaß noch die gemächliche Indolenz der letztern Meinung hat das sittliche Gefühl der gebildeten Menschheit im Ganzen zu verleiten vermocht; beide haben indessen doch theils in das Gemüthsleben einzelner Zeiten bedeutend praktisch eingegriffen, theils haben sie die theoretischen Ueberzeugungen über die Gründe jenes Gefühls und seiner Forderungen mannigfach getrübt.

Es ist nicht wahrhaft menschliche Schamhaftigkeit, die seligen und tiefsinnigen Güter des Lebens, deren Verwirklichung für uns nur durch das Mittelglied der Sinnlichkeit möglich ist, zu verachten und abzulehnen eben um dieses Mittels willen, an welches die Naturordnung sie gebunden hat; es ist im Gegentheil eine unbewußte Schamlosigkeit, die sich vergebens mit dem Vorwande eines der Wissenschaft zu leistenden Dienstes zu rechtfertigen sucht, sich mit Absicht in die dunklen Regionen jenes mysteriösen Zusammenhanges zu vertiefen, zur Stärkung christlicher Demuth die Fülle von Schmutz und Fäulniß zu analysiren, auf der unsere Schönheit und unser stolzes fröhliches Leben ruhe, überhaupt ausschließlich das Unreine und Sündhafte aufzusuchen, dessen man um so mehr finden wird mit je verderbterer Phantasie man danach forscht. Das wahrhaft sittliche Gefühl sieht zuerst das Reine, Große und Göttliche; die unauflösliche Verbindung aber, in der dies alles mit der Welt der Sinne steht, erscheint ihm als ein Verhängniß seiner eigenen Endlichkeit, das nicht vermag, die Zuversicht zu dem Werthe der Güter

aufzuheben, die nur in dieſer Vermittelung uns zugänglich ſind. Aber anderſeits führt der Grundſatz, alles Natürliche für rein zu erklären, zu einer Auffaſſung und Handlungsweiſe, die nicht minder von dem gebildeten ſittlichen Gefühl zurückgewieſen wird. Den Nothwendigkeiten der körperlichen Organiſation unterworfen zu ſein, kann natürlich für das endliche Weſen keinen Vorwurf bilden, und es würde eine ſehr wohlfeile Weisheit ſein, nur dies allein ſagen zu wollen. Aber dieſe Natürlichkeiten als etwas zu behandeln, das in dem Ganzen des menſchlichen Lebens unbefangen mit hervorzutreten und ſich unverhüllt mit dem ſittlichen Inhalte der Bildung zu miſchen berechtigt wäre, darin liegt eine Zumuthung, die wir überall als einen Zug inhumaner Barbarei zurückweiſen müſſen. Es iſt eine ſchwierig zu entſcheidende Frage, auf welche Weiſe gegen dieſe Forderung der ſittlichen Cultur im Leben und in der Kunſt ſchwerer geſündigt wird, ob durch die leidenſchaftliche Wolluſt, die häufig die Schranken der Sitte durchbricht und die Mittel der Poeſie zu ihrer eignen Verklärung mißbraucht, oder durch den kalten objectiven Humor, der ſich viel damit weiß, über alle wirkliche Verſuchung hinaus zu ſein, und der ſtatt des Verführeriſchen nur noch das Gemeine kennt, aufſucht und mit nackter Deutlichkeit als menſchliche Natur oder zu ihr gehörig ſchildert oder ausübt. Mag das Beiſpiel der Ueppigkeit raſcher zur Ueberſchreitung der ſittlichen Grenze verlocken, ſo liegt in ihr doch wenigſtens noch die Erinnerung an einen naturwüchſigen Reiz, dem der menſchliche Trieb unterworfen iſt; in jenem bald rohen bald höhniſchen Realismus dagegen, der ſich gefällt, an allem Schönen und Edlen das unvermeidliche Irdiſche hervorzuheben und den Schmutz ausdrücklich anzuerkennen, den unſere Natur nicht abſchütteln kann: in ihm liegt eine Verderbtheit der Phantaſie, die vielleicht weniger ſchnell, aber weit vielſeitiger alles Zartgefühl des ſittlichen Benehmens abſtumpft. Freilich wird neben dieſen beiden Auswüchſen jener Grundſatz der Naturreinheit am meiſten eine mittlere Meinung empfehlen; er wird einer ſchamhaften Wohlanſtändigkeit im Allgemeinen ihre praktiſche Geltung laſſen, aber es doch übertrieben ſentimental ſchelten, Na-

türlichkeiten verleugnen zu wollen, die doch nicht zu leugnen sind. Mit dieser Meinung, deren biedere Aufrichtigkeit Alles beim rechten Namen zu nennen anräth, stimmt am meisten das Benehmen der Erwachsenen überein. Je älter der Mensch wird, um desto rücksichtsloser, wenn nicht eine hohe Bildung des Herzens ihn behütet, läßt er die natürliche Seite seines Wesens hervortreten; die zunehmenden Gebrechlichkeiten des Körpers führen unzählige Gelegenheiten herbei, den Verrichtungen des thierischen Lebens Aufmerksamkeit zuzuwenden und für sie Rath und Beistand zu verlangen; lauter Veranlassungen, durch die nach und nach die stolze und spröde Verschämtheit des persönlichen Geistes zerbrochen wird, der allmählig sich von dieser zerfallenden Hülle zu lösen beginnt. Erinnern wir uns dagegen der Empörung eines edlen jugendlichen Gemüthes, wenn es im Leben und im Verkehr der Erwachsenen Verhältnisse mit lässiger Gleichgiltigkeit behandelt, erwähnt und sich nahe gebracht sieht, die es vor sich selbst zu verbergen die Pflicht fühlt, so werden wir nicht leugnen können, daß auch jene gutmüthige mittlere Meinung der gesetzten Leute doch nur einen empfindlichen Rückschritt des sittlichen Zartgefühls einschließt, und daß von allen Arten der Aufklärung keine bedenklicher ist als der Streit gegen die Vorurtheile der Schamhaftigkeit.

Wir pflegen die Bethätigung dieses Gefühls am meisten in dem Verkehr der beiden Geschlechter zu erwarten, und in der That sind die Formen, in welchen derselbe geordnet ist, um so wesentlichere Kennzeichen für die Höhe der sittlichen Cultur, je weniger die natürlichen Verhältnisse an sich schon eine bestimmte Form dieser Lebensordnung vorzeichnen. Nur die Ehe zwischen Aeltern und Kindern würde um der Ungleichheit des Alters willen überall unnatürlich erscheinen; aber keinen Einspruch thäte die Natur gegen die Geschwisterehe und durch zahlreiche Analogien würde sie Polygamie ebenso gut empfehlen, wie durch andere Monogamie; ja aus Gründen der Natureinrichtungen würde überhaupt kein Motiv fließen, eine für das Leben dauernde Vereinigung an die Stelle einer vorübergehenden Verbindung zum Zwecke der Lust treten zu lassen.

Alle Schranken, die in dieser Beziehung das menschliche Geschlecht seinem Verlangen gezogen hat, sind Erzeugnisse seines allmählig erwachenden sittlichen Geistes; sie werden weder heiliger noch verständlicher dadurch, daß man für sie eine Naturbegründung sucht, die es nicht gibt. Denn nichts würde uns an sich berechtigen oder verpflichten, Fingerzeigen der Natur zu folgen, nur weil sie solche sind; frevelhaft und nutzlos würde nur das Beginnen sein, gegen die Gebote der Natur zu handeln, auf deren Befolgung alles Gelingen unsers Thuns beruht; aber von dem, was sie erlaubt und möglich läßt, hat der sittliche Geist eine engere Auswahl zu treffen, deren ausschließliche Berechtigung nur in seiner idealen Bestimmung liegt. Aus den verschiedenen Graden der Klarheit, mit welcher der Werth der menschlichen Persönlichkeit und des individuellen Geistes verschiedenen Zeiten und Nationen vorschwebte, ist die Mannigfaltigkeit der Sitten zu begreifen, die in Bezug auf keinen andern Punkt der Lebensordnung in sonderbarere Abweichungen auseinandergegangen sind. Einzelnen Völkern des Alterthums schien die Ehe zwischen Geschwistern zulässig; unserem Gefühl ist sie so unbegreiflich, daß eben die Unvermeidlichkeit dieses Falles als ein hinlänglicher Gegenbeweis gegen die Möglichkeit einer Abstammung der Menschheit von Einem Paare gelten gemacht wird. Dies letztere ohne Zweifel mit Unrecht; denn gewiß ist es ein Irrthum, daß dem Menschen unmittelbar eine angeborne Naturstimme die Sündhaftigkeit dieses Verhältnisses zuriefe. Vielmehr ist es eine Stimme der gebildetsten sittlichen Einsicht, die ihm die Scheu vor der Vermischung zweier menschlichen Verhältnisse einprägt, deren jedes nur rein für sich erhalten und getrennt von dem andern in der ganzen schönen Fülle seines ethischen Inhaltes erlebbar ist. Diese Mahnung konnte den Urgeschwistern nicht gelten, die noch keine andere Menschheit um sich sahen.

Aehnlich wie wir der körperlichen Sauberkeit eine Reinlichkeit des innern Lebens zugesellten, möchten wir auch der Schamhaftigkeit ein ausgedehnteres Gebiet zueignen, als das ist, in welchem wir sie gewöhnlich heimisch glauben. So gewiß es eine Einseitigkeit der

Bildung ist, die Entwicklung der leiblichen Gestalt und ihrer Fähigkeiten zu vernachlässigen, so wenig sagt es einem wahrhaft sittlichen Gefühle zu, mit der körperlichen Erscheinung hervorzutreten und mit ihr gelten zu wollen. Dem Anstand höher civilisirter Völker und Stände kommt es vor Allem auf eine Correctheit der äußern Erscheinung an, die weder Tadel erweckt noch Vorzüge zur Schau trägt, und die dadurch am meisten geeignet ist, die körperliche Individualität jeder ungehörigen Aufmerksamkeit zu entziehen. Es verräth dagegen eine geringere Bildung, physische Kraft und Gewandtheit außerhalb der Arbeit, der sie zu dienen bestimmt sind, in Scene zu setzen und mit geräuschvoller Anwendung körperlicher Naturgaben seine Stelle in der Welt füllen zu wollen. Nationen und Individuen theilen sich in dieser Beziehung in zwei verschiedene Gruppen, deren Eigenthümlichkeiten alle Gebiete der Bildung durchdringen und färben. Es gibt ein Naturell, das, — um eins der widrigsten Worte hier anzuwenden, die unsere Zeit erfunden hat, — die Aufgabe seines Lebens darin sieht, „sich darzuleben;“ es gibt ein zweites, das, sich selbst vergessend und vernachlässigend, in irgend einem geschaffenen Werke, einer Arbeit, einer äußern Ordnung seine Ideen wiederfinden will; beide hegen gegen einander eine Antipathie, die nur dann gegenseitiger Bewunderung weicht, wenn sie einander aus einiger Ferne betrachten und jedes die eignen Mängel durch die Eigenthümlichkeiten des andern ergänzt sieht. Wir wollen jedoch nicht verhehlen, daß wir im Interesse der menschlichen Cultur entschieden für das letzte mit allen seinen Mängeln Partei nehmen. Die tiefeingewurzelte Scheu, irgend ein hartes, schwer zu bewältigendes Werkzeug zur Hand zu nehmen und eine ernste Arbeit zu thun, pflegt sich in jener ersten Sinnesweise mit der Neigung zu unermeßlichem Lärm zu verbinden, der mit der eignen Erscheinung und mit allen den physischen Kräften getrieben wird, welche die Organisation des Körpers zuvorkommend und mühelos den Einfällen der Seele zu Gebot stellt. Beständige neugierige Aufregung der Sinne und schnelle Empfänglichkeit macht diese Menschen zu guten Beobachtern für den Augenblick, nur daß ihre leicht zerstreute Auf-

merksamkeit fast nur die oberflächliche Harmonie der äußern Formen oder ihre Widersprüche, das Anmuthige und Lächerliche auffaßt. Ein ebenso fortwährendes Bedürfniß, ihr Inneres und seine momentansten und bedeutungslosesten Regungen zu äußern, nöthigt sie, theils in jedem Augenblicke mit ihrem Körper Figur zu machen und ihren Schmuck oder ihre Lumpen malerisch und heroisch zu drapiren, theils selbst ihr Gemüth im Stillen in eine dramatische Attitude zu bringen, an der sie sich verstohlen freuen und erbauen. Zu eigentlicher Anstrengung wenig geneigt, verwenden sie ihre körperlichen Mittel theatralisch auf das vollständigste; beredt und in ihren Reden über alles Bedürfniß hinaus mit weitläufiger Sonorität beschreibend, malend und ausschmückend, gesangreich und lärmvoll, fügen sie dem allen einen Luxus ausdrucksvoller Gesticulation hinzu. Es sind hauptsächlich die südlichen Länder der gemäßigten Zone, deren glückliches Klima in ihren Bewohnern mit der kräftigen Schönheit der körperlichen Organisation auch dieses Behagen an ihr und ihren ursprünglichsten Leistungen, so wie die Glut und Lebendigkeit erzeugt hat, mit welcher jede Situation der Freude, der Bewunderung, der Liebe und des Hasses, der Andacht und Verzweiflung von ihnen ausgenossen wird. Fügen wir hinzu, was eine philosophirende Reflexion schon längst gern als die Formel ihres Wesens rühmend ausgesprochen hat, daß in ihnen und ihrer Bildung sich die lebendige Menschengestalt in ihrer höchsten Entwicklung entfalte, so glauben wir damit den Mangel bezeichnet zu haben, den die Sinnesweise des entgegengesetzten Naturells an ihnen zu finden meint.

Denn sich selbst auszubilden und aus sich einen vollkommenen Menschen zu machen, mag allerdings leicht als der Inbegriff aller menschlichen Aufgaben erscheinen; nichtsdestoweniger werden wir doch zugeben müssen, daß dieser Sinnesart, die theils mit instinctiver Unbefangenheit, theils mit doctrinärem Selbstbewußtsein nur das eigene Wesen zu einem plastisch schönen Ganzen auszugestalten sucht, das eine Element der Sittlichkeit, die Hingebung und Selbstaufopferung fehlt. Und diese Bemerkung gilt keineswegs blos der sogenannten gesunden und naturwüchsigen Sinnlichkeit gegenüber, die mit den phy-

ſiſchen Gaben der Organiſation prunkend im Grunde nicht weiter kommt, als ein vorzügliches Exemplar des naturgeſchichtlichen Gattungsbegriffes der Menſchheit herzuſtellen; ſondern als ein Egoismus feinerer Art muß doch auch jene beſtechende Selbſterziehung geſcholten werden, welche zwar überall das Gute und Edle ſucht, aber doch nur darum, damit alle Ornamente der Tugend ſich an dem beſonders lieben Punkte vereinigen, den wir unſer Ich nennen. Alle Pflichten, die dieſe Geſinnung ſich ſelbſt auferlegt, erſcheinen ihr als Pflichten, die ſie auch nur gegen ſich ſelbſt zu erfüllen hat; die Würde der eignen Perſönlichkeit iſt der Zweck, dem jede Anſtrengung des Lebens gewidmet wird. Man kann nicht ſagen, daß die andere Sinnesart, die wir dieſer entgegenſetzten, nicht zur Erfüllung derſelben Aufgaben gelangte, aber indem ſie nicht zunächſt auf dieſes Ziel, ſondern ſelbſtverleugnend und ſelbſtvergeſſen auf die allgemeine Verwirklichung des Guten in aller Welt ausgeht, fällt ihr mehr als eine nebenherreifende Frucht das Bewußtſein ihrer perſönlichen Würde zu. Oder vielmehr weniger das Bewußtſein derſelben, als die Gewohnheit, ihr gemäß zu fühlen und zu handeln, und damit auch weniger die Virtuoſität der äußern ausdrucksvollen Erſcheinung, die natürlich dem in höherem Maße eigen ſein wird, der ſich ſelbſt als ein zu höchſter Vollendung zu ſteigerndes Kunſtwerk betrachtet. Ein nützlicher Menſch zu werden und durch den Dienſt für das allgemeine Gute ſeine Stelle in der Welt zu füllen, iſt der weit proſaiſcher erſcheinende Wahlſpruch dieſer Gemüthsart, und die eigene Perſönlichkeit wird nur als einer der Theilnehmer geachtet, die an dem Segen dieſes Allgemeinen ſich zu erfreuen haben. Ueberall wo in einzelnen Zeiten und Nationen dieſe Sinnesart überwiegt, ſehen wir die Luſt an der Arbeit erwachen, die ebenſowohl den Zuſtänden der Geſammtheit zu Gute kommt, als auch in ihren Erzeugniſſen der Perſönlichkeit des Einzelnen ein objectives Abbild gewährt, in deſſen charakteriſtiſchen Formen er den Werth und die eigenthümliche Phantaſie ſeines Weſens verkörpert ſieht. Nicht ſich ſelbſt, ſondern das, was er geſchaffen hat, nicht ſeine Perſon, das Erzeugniß des Weltlaufs, ſondern den Widerſchein, den er von ſeinem eignen Weſen durch

leibliche und geistige Arbeit und Hingabe in seiner Umgebung hervorgebracht hat, stellt dann der Mensch als das hin, um des willen er in der Welt mitzählt, und in demselben Maße wächst seine Abneigung gegen jede Ostentation, die mit der naturwüchsigen Kraft und Schönheit der Erscheinung getrieben wird. Lauter zu sprechen, als das Bedürfniß der Mittheilung verlangt, erscheint ihm als ungebildetes Prahlen mit den natürlichen Stimmmitteln; sich heftiger aufregen zu lassen, als der Werth eines Eindruckes rechtfertigt, als unbesonnene Nachgiebigkeit gegen die bloße Gewalt des äußern Reizes; unerträglich wird ihm die Lebhaftigkeit der Geberden, die Grimacen der Fingersprache und des Mienenspiels, die alle als völlig nutzloser unproductiver Luxus von Lärm den einfachen Ausdruck begleiten, widerwärtig eben so sehr das überfließende und unmotivirte Aussprechen von Gemüthszuständen als das Bedachtsein auf effectvolle Haltung. Man sieht leicht, wie an diese Antipathien des äußern Benehmens sich Vortheile und Nachtheile für das geistige Dasein knüpfen, und wie mit einer weiteren Vertiefung dieser idealistischen Gemüthsrichtung in sich selbst die Schönheit des Lebens und der Kunst allerdings in Gefahr kommt, einer Abgeschlossenheit, Verinnerlichung und Sprödigkeit zu verfallen, die im Grunde doch nur sehr wenig in der ursprünglichen Richtung dieser selbstvergessenen hingebenden Sinnesweise lag.

Ich muß es aufgeben, innerhalb des engen Rahmens dieser Betrachtungen auf die andern zahllosen Eigenthümlichkeiten des sittlichen Gefühls einzugehen, die sich in den Formen des täglichen Umganges zwischen den Menschen aussprechen, und zu deren Entwicklung theils die eigenthümliche Lebenslage, theils das ursprüngliche Naturell der einzelnen Nationen beigetragen hat. Man wird im Allgemeinen bemerken können, daß mit der beginnenden Cultur sich ausdrücklich festgestellte Regeln der Etikette in steigender Anzahl einfinden, nicht nur um das Betragen der Geringern gegen Höhere zu regeln, sondern auch um in dem gewöhnlichen Umgange die natürliche Leidenschaftlichkeit und Neugier von der Verletzung des persönlichen Selbstgefühls abzuhalten, oder Leistungen der Menschlich-

keit, denen Faulheit und Egoismus widerſtrebt, durch die Heiligkeit einer bis ins Kleinſte unabänderlich feſtgeſtellten Sitte zu ſichern. Je weniger der Willkühr ein Spielraum in der Beſtimmung der Form einer Leiſtung gelaſſen wird, deſto unverweigerlicher pflegt ihr die Leiſtung ſelbſt zu erſcheinen. Doch ſoll damit keineswegs geleugnet werden, daß die Zartheit und Höflichkeit des Umganges, die Tugend der Gaſtfreundſchaft und andere, die wir in einfachen Culturzuſtänden geübt finden, nicht zugleich auf dem Grunde einer natürlichen Gutherzigkeit beruhen mögen. Der weitere Fortſchritt der Bildung pflegt dieſe Feſſeln des Benehmens zum Vortheil und auch zum Nachtheil zu brechen. Selbſt da, wo noch in unſern Verhältniſſen die Etikette am meiſten gilt, pflegt ſie doch entweder die Bedeutung einer rechtlichen oder politiſchen Ceremonie zu haben, die nicht dem perſönlichen Verkehr, ſondern der Symboliſirung einer alle Subjectivität überſteigenden objectiven Ordnung dient, oder wo ſie allerdings Form des Umganges iſt, iſt ſie doch ſelten ſo beſtimmt, daß nicht dem gebildeten Geiſte erlaubt wäre, an die Stelle der einen Form eine andere gleichbedeutende zu ſetzen. Die Cultur läßt alſo hier die beſtimmten ſpecialiſirten Vorſchriften fallen und vertraut mehr dem freien ſittlichen Geſchmack, durch deſſen Herrſchaft die Geſelligkeit gebildeter Völker allerdings den ceremoniöſen Begegnungen weniger entwickelter Nationen überlegen iſt. Aber eben ſo ſehr muß man zugeben, daß mit dem Wegfall jenes Zügels der geſellige Umgang in den bildungsloſeren Ständen der Culturvölker jeden Halt verliert; täppiſche Neugier, zudringliche Indiscretion aller Art und Mangel jedes Zartgefühls für die innere Perſönlichkeit des Andern ſetzen dieſen täglichen Verkehr weit an Würde herab unter die Zurückhaltung, mit welcher die Gaſtfreundſchaft einfacherer Völker den Wanderer aufnimmt und verpflegt, ohne vorlaut nach Namen, Herkommen und Abſicht zu fragen. Immer ſparſamer ſind jetzt noch die Lebenskreiſe zu finden, in denen eine althergebrachte Sitte mit allen ihren Umſtändlichkeiten und Kleinigkeiten der Ueberlieferung doch auch dem Umgange eine beſtimmte, ſchonungsvolle und ehrbare Haltung gibt.

Viertes Kapitel.

Die Gliederung des äußern Lebens.

Natur und Cultur. — Die Heimat. — Jägerleben; Hirtenleben; seßhafte Ansiedelung und Ackerbau. — Das Haus und die Familie. — Die Gesellschaft. — Theilung der Arbeiten und Beruf. — Einförmige und vielförmige Gliederung der Gesellschaft. — Die Civilisation. — Die Geschichte. —

Wer hätte nicht schon zuweilen aus der Mitte von tausenderlei Sorgen und Verlegenheiten des Lebens heraus aufgeseufzt: wozu doch alle die Noth und Pein? wozu alle die Convenienz, die uns bald zu nutzlosen Anstrengungen nöthigt, bald uns ebenso unbequeme Zurückhaltungen auflegt? wozu das Streben nach Besitz, da doch unsere Organisation uns keinen andern als eingebildeten Genuß von seiner anschwellenden Menge gestattet? wozu die reizbare Rücksicht auf Ehre, da doch die Geltung, in der wir bei Andern stehen, unmittelbar wenigstens unserm Wohlbefinden so Geringes hinzufügt? warum sollen wir uns nicht auf die einfachen natürlichen Bedürfnisse unsers Wesens zurückziehen und das Trachten nach Allem aufgeben, was doch Werth nur hat als Mittel zu einem Zweiten oder Dritten, welche beide, näher betrachtet, auch wieder nur eingebildete Güter sind? In solchen Stimmungen scheint uns Diogenes in seiner Tonne die richtige Lebensweisheit gefunden zu haben und alle die weitläufige Cultur, die uns umgibt, am besten zu thun, wenn sie sich selbst aufhöbe und die Befriedigung der wenigen Bedürfnisse, welche die menschliche Natur unabweisbar fühlt, nicht durch die unnützen Schranken unzähliger Künstlichkeiten erschwerte.

Gleichwohl hat schon Diogenes erfolglos gegen die Bildung seiner Zeit protestirt, und alle die Einzelnen, die nach ihm der menschlichen Cultur den Rücken wandten, haben doch ihre Einsamkeit stets nur mit den Gedanken, Kenntnissen und Reflexionen sich erträglich zu machen gewußt, die sie eben dieser verachteten verdankten. Die

Opposition gegen die Weitläufigkeiten und Umständlichkeiten der Bildung hat nur Reiz, so lange sie Opposition bleibt; entschlösse sich die Menschheit in einem Augenblicke, zu der Einfachheit der natürlichsten Verhältnisse zurückzukehren, so würden ohne Zweifel dieselben Kräfte des Gemüthes, die zu diesem Entschlusse führten, im nächsten Augenblicke schon geschäftig sein, alle die hinweggeworfenen Ueberflüssigkeiten der Cultur der Reihe nach wiederzuerzeugen. Man kann gern einräumen, daß gar Vieles an unsern verwickelten Lebensverhältnissen müßig und bedeutungslos an sich ist, und daß wir klüger thäten und glücklicher wären, wenn wir gewisse Bedürfnisse nicht hätten. Aber wir haben sie einmal und die bloße Einsicht, daß sie im Allgemeinen mit der menschlichen Natur nicht nothwendig zusammenhängen, ändert nicht im mindesten die Thatsache, daß sie um desto fester an unserer bestimmten durch geschichtliche Entwickelung und Erziehung ausgeprägten besondern Natur haften. Wir, so wie wir einmal sind, würden durch ihre Nichtbefriedigung leiden, und dieselbe Höhe des Lebensglückes, welche der Naturzustand durch wenige Mittel erreichte, ist für uns nur durch die gleichzeitige Erfüllung vieler Bedingungen oder durch bewußte und willkührliche Verzichtleistung auf viele einzelne Befriedigungen wiederzugewinnen. Willkührlich dagegen zu vergessen, wonach unser Herz sich sehnt, ist uns nicht gegeben; nur große geschichtliche Umwälzungen der Schicksale mögen einer Nation zuweilen die Erinnerung an die tausendfach verwickelten Ansprüche, die sie an das Leben machte, verdunkeln und sie befähigen, in wiederkehrender Barbarei mit den einfachsten und elementarsten Lebensgenüssen sich zufrieden zu stellen.

Haben wir aber ein Recht so zu sprechen und jene Cultur dieser Barbarei vorzuziehen? ist nicht jene Höhe der Bildung, eben weil ihre Zufriedenheit an so sehr vielen Bedingungen hängt, und weil sie so sehr Vieles durch Entsagung ersetzen muß, ein unglücklicherer Zustand, als dies natürlichere Leben, das sein leichter herzustellendes Gleichgewicht sicherer erlangt und fast nur noch den unentrinnbaren Uebeln des Naturlaufes ausgesetzt erscheint? Die Antwort auf diese Fragen finden wir indessen leicht. Denn je

lebhafter wir uns in jenen einfachsten Naturzustand zurückdenken, um desto klarer wird es uns, nicht nur daß er nie hinreichen würde, unsere Seele auszufüllen, sondern auch daß die in uns lebenden Strebungen, die ein solches Genügen verhindern, ein unbedingtes Recht haben, mit all ihrem Gefolge von Unruhe und Mißgeschick jener friedlichen Armuth des geistigen Daseins vorgezogen zu werden, die nur als Pause unsers bewegteren Lebens uns zuweilen wieder begehrenswerth erscheint. Das Glück, das dem menschlichen Geiste bestimmt ist, besteht keineswegs nur in der Abwesenheit aller Störungen, welche die ersten, am unmittelbarsten aus seiner Natur hervorgehenden Strebungen hemmen könnten, oder in der Unterhaltung günstiger Bedingungen, die denselben Strebungen eine ununterbrochen gleichförmige Befriedigung verschafften; der Lauf der Bildung ist nicht blos eine Reihe ausgleichender Bemühungen, die ein verlorenes Gleichgewicht und eine früher mögliche Größe des Wohlbefindens unter ungünstiger gewordenen Bedingungen durch ein Aufgebot größerer Mittel nur wiederherzustellen wüßten. Durch den Widerstand vielmehr, welchen der Gang der Dinge einer allzuleichten Sättigung der natürlichen Triebe entgegenstellt, durch die Arbeit, zu der der Mensch genöthigt wird, und in deren Verfolg ihm Kenntniß und Beherrschung der mannigfachsten Verhältnisse zufällt, durch das Unglück endlich selbst und durch die mancherlei schmerzhaften Spannungen, welche er unter dem Drucke allmählig sich vervielfältigender Lebensbeziehungen erfährt: durch dies alles wird ihm theils ein weiterer Gesichtskreis vielförmigeren Genusses aufgethan, theils wird ihm nun erst die unerschöpfliche Bedeutung der sittlichen Ideen klar, die mit jedem neuen Verhältniß, auf welches sie sich maßgebend und organisirend erstrecken, einen Zuwachs ihres eignen Werthes zu erhalten scheinen. Es liegt eine flüchtige Ueberschätzung des blos sinnlichen Wohlseins in jener Sehnsucht nach Rückkehr zu einfacherer Gestaltung des Lebens, und wir besinnen uns bald, daß die Quellen des Glückes in einem gebildeten Gemüth weit zahlreicher strömen, und oft mit geheimnißvollem Ursprung. Möchten wir doch selbst die Schmerzen der Entsagung

nicht ernstlich missen; und unzählige schwer auszusprechende Gefühle, aus der Empfindung eines Leidens, dessen Bitterkeit nur aus den feinen Beziehungen des geselligen Lebens verständlich ist, und aus dem Bewußtsein einer Ueberwindung und Versöhnung gemischt, die nur aus einer vielfach geübten ethischen Einsicht entspringen kann, durchdringen unser ganzes Leben als ein edler Duft, auf den wir unter keiner Bedingung Verzicht leisten möchten. Man täuscht sich gern, indem man zwei unvereinbare Güter verbinden zu können hofft: die Einfachheit des naturwüchsigen Daseins und die Stimmungen, mit denen wir, durch Wissenschaft, Kunst und Religion erzogen, der äußern Welt gegenübertreten. Denn freilich mitnehmen wollen wir diese Stimmungen alle, indem wir in jenen Naturzustand zurückverlangen; aber sie alle sind Erzeugnisse einer Cultur, die undenkbar ist ohne den ganzen vielverzweigten Mechanismus, durch dessen Geräusch und Härte wir uns zuweilen gestört fühlen. Man würde nur das Eine oder das Andere wählen können: entweder den einfachen, stets gleichgehaltenen Accord eines naturmäßigen Stilllebens, oder die volle, gegliederte, durch mancherlei Dissonanzen hindurch sich entwickelnde Melodie der Bildung; und Niemand wird bezweifeln, daß die letztere die höhere Schönheit bietet, und daß die Cultur nicht nur ein umständlicheres Mittel ist, um unter verschobenen Bedingungen die Genußgröße des Naturzustandes wieder möglich zu machen, sondern daß vielmehr sie erst die Kraft ist, welche den vollen Werth und das volle Glück jedes einzelnen sittlichen Verhältnisses zur Blüthe entfaltet.

Nur wenige einfache Bemerkungen habe ich diesem Gegenstande hinzuzufügen. Ich will hier nicht auf die Frage nach der ersten Entstehung der Cultur eingehen; welche bestimmten Veranlassungen theils in dem Geiste der Einzelnen und der Völker, theils in den äußern Umständen den Trieb zum Fortschritt erweckten und lenkten, welche andern Hindernisse bald die Lebenslage bald auf räthselhaftere Weise das eigene Naturell der Nationen entweder der Entwicklung überhaupt, oder einzelnen Richtungen derselben entgegensetzten, das wird zu großem Theil uns stets unbekannt bleiben, und was davon

klar werden will, überlaſſen wir der ſpätern Betrachtung der Geſchichte. Es iſt ebenſo wenig hier meine Abſicht, einen Vergleich zwiſchen den verſchiedenen Culturepochen zu ziehen, welche die Menſchheit bisher erlebt hat, obgleich dieſer Verſuch zu einer auch hier ſchon nützlichen Vorſicht in manchen Behauptungen ermahnen könnte. Denn er würde uns zunächſt auf die früher gemachte Bemerkung zurückführen, daß nicht immer ein deutlicher Fortſchritt im Wiſſen und Können und in allem äußern Zubehör des Lebens zugleich eine augenblickliche Vermehrung der wahren Güter des Lebens herbeibringt, zu deren Gunſten doch alle Mühe der Bildung überhaupt aufgewandt wird. Mit der Steigerung der Cultur und ihrer Macht über die Außenwelt entſpinnen ſich zwar überall neue Verhältniſſe mit neuen Quellen des Genuſſes; aber die damit verbundene Veränderung der geſelligen Zuſtände vernichtet unvermeidlich auch manche althergebrachte Lebensform, zu deren eigenthümlichem Glück und Werth die Wirklichkeit nie mehr, ſondern nur die Poeſie noch einen Zugang findet. Ob wir dies zu bedauern haben, oder ob im Ganzen unſerer Geſchicke überall das Gute nur dem Beſſern weicht, iſt eine Frage, deren Beantwortung wir nur in der Betrachtung der geſchichtlichen Schickſale des menſchlichen Geſchlechtes ſuchen können. Aber der Werth der Cultur überhaupt im Gegenſatz zu jenen Naturzuſtänden, die wir bald als den Stand der Unſchuld, bald als Barbarei bezeichnen zu müſſen glauben, wird hierdurch nicht in Frage geſtellt. Und obgleich eine ſcharfe Grenzlinie zwiſchen beiden überhaupt nur möglich wäre, wenn wir eine nirgends verwirklichte vollkommene Humanität einer völligen Verthierung entgegenſetzten, ſo werden ſich doch einzelne Züge der Lebensordnung hervorheben laſſen, auf deren Gegenwart überall das Gute jeder Cultur, und auf deren mehr oder weniger organiſirter Verbindung zu einer ineinandergreifenden Gliederung der Vorzug der einen Stufe der Ausbildung vor der andern beruht.

Der Menſch bedarf es zunächſt, durch Heimat, Eigenthum und Wirkungskreis an ſeine beſtimmte Stelle in dem Zuſammenhange der Welt geſtellt zu ſein; er bedarf es ferner, nicht nur zufällige

Begegnungen mit Andern ſeines Gleichen zu erfahren, ſondern mit Einem wenigſtens in einer dauernden Gemeinſchaft des Lebens zu ſtehen, die dem Ganzen ſeiner Perſönlichkeit Verſtändniß und Theilnahme ſichert; dieſe enge Gruppe der Familie bedarf es weiter, daß um ſie ſich der umfaſſendere Hintergrund einer Geſellſchaft ausdehne, an deren gemeinſchaftlicher Ueberzeugung, Sitte und Rechtsbildung ihr eignes Leben und Streben gemeſſen und von der ſie, wie von ihrem Allgemeinen, getragen, unterſtützt und gerichtet wird; überall endlich iſt es unvermeidlich, daß der Geiſt eben dieſer Geſellſchaft ihr Geſammtleben und das Daſein jedes Einzelnen theils durch das Bewußtſein einer irdiſchen Geſchichte mit Vergangenheit und Zukunft verknüpfe, theils durch einen gemeinſamen religiöſen Glauben die Summe des Erdenlebens an den noch umfaſſenderen Zuſammenhang einer Weltgeſchichte ankette.

Nicht einmal die Thiere ſchwärmen völlig heimatlos über die Oberfläche der Erde umher; auch wo ein weiter Landſtrich ihnen die Mittel ihrer Exiſtenz überall gleich hinreichend darbietet, beſchränken ſie doch ihre Beweglichkeit auf ein begrenztes Revier, über welches ſie nicht der eigne Trieb, ſondern nur Gewalt oder ungewöhnliche Ereigniſſe hinausführen. Es iſt als genöſſe jedes Gemüth nur dann Ruhe und Behagen, wenn es ſich ſelbſt nicht in einer raſtlos veränderlichen Fülle neuer Eindrücke verloren gehen fühlt, ſondern wenn um das beſtändige Bild einer vertraut gewordenen Umgebung ſich die entferntere Mannigfaltigkeit der Welt in abnehmender Klarheit gruppirt. In dem Menſchen hält der Luſt am Abenteuer, die ihn leichter als das Thier über dieſe Selbſtbeſchränkung hinaustreiben würde, ein anderer tieferer Drang das Gegengewicht: der Drang des handelnden Geiſtes, der die Ergebniſſe ſeiner Thätigkeit nicht in der Flucht veränderlicher Objecte, an die er ſie verſchwendet, mit verſchwinden, ſondern ſie an beſtändigen Gegenſtänden ſeiner Arbeit allmählig ſich ſammeln und zu dem anſchaulichen Bilde eines zuſammenhängenden Lebensgewinnes ſich verknüpfen ſehen will.

Die natürlichen Verhältniſſe begünſtigen oder hindern dieſe Neigung in verſchiedenen Graden. Wo die üppige Fülle der

Thierwelt und die Nothwendigkeit, sich ihrer Angriffe zu erwehren, den noch heimatlosen Menschen zunächst zu der Lebensweise des Jägers drängt, findet der Anfang höherer Gesittung mehr verzögernde Hindernisse als schnelle Förderung. Die Nöthigung, dem unsteten Wilde zu folgen, läßt an die Stelle der eigentlichen Heimat nur die weitläufigere Vorstellung eines Jagdgrundes treten, und die Leichtigkeit, mit welcher die gemachte Beute nach geringer Zubereitung die natürlichen Bedürfnisse befriedigt, so wie die Spurlosigkeit, mit welcher die Frucht aller Anstrengungen bei diesem Leben von der Hand in den Mund verschwindet, läßt keinen Gedanken an die Aufsammlung des Gethanen zu einem abgeschlossenen Lebenswerke, oder an eine Lebensführung entstehen, welche die zerstreuten Anwandelungen des Handelns zu einem planvollen Ganzen der Entwicklung verknüpfte. Hinterlistige Geduld und leidenschaftliche Wuth des Angriffes sind die beiden Fähigkeiten, die dieses Leben abwechselnd verlangt und übt; beide der höhern menschlichen Gesittung wenig förderlich. Nur die Ruhe, mit welcher der Indianer Nordamerika's der Rede des Andern ohne Unterbrechung lauscht, und der passive Muth, den er im Leiden bewährt, sind nützliche Elemente, welche die Schule dieser wilden Lebensweise ausbildete, indem sie zahllosses Ungemach und Mißgeschick ruhig auszuhalten nöthigte, und schon früh lehrte, schweigsam und zurückhaltend auch jede Bewegung des Jaguars oder des Büffels abzuwarten, ohne durch ihre Unterbrechung sich selbst zu früh zu verrathen. Wenn endlich nicht andere unvertilgbare Triebe der menschlichen Natur zu einigem Zusammenschluß der Einzelnen drängten, so würde in der Eigenthümlichkeit dieser Lebensweise wenig liegen, was die heimatlosen Jäger zu geselliger Vereinigung und zur Ausbildung eines menschlichen Verkehres führen könnte; zu gleichförmig sind die Beschäftigungen aller, als daß der Eine in dem Andern eine eigenthümliche Ergänzung seines eignen Wissens und Könnens suchen möchte.

Die Lebensweise der Hirtenvölker bringt etwas günstigere Bedingungen der Entwicklung mit sich. Sie kann nicht ganz der Tapferkeit und Rüstigkeit zum Schutze ihrer Heerden entbehren;

aber sie ist doch nicht auf Vernichtung, sondern auf Pflege des thierischen Lebens gegründet; so wird sie neben einer nicht unmuthig lauernden, sondern ruhig ausharrenden Geduld mancherlei voraussehende und vorausſorgende Gedanken erwecken und bei der wachsenden Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse zu dem Anfange einer Arbeitstheilung zwischen einer kleinen Gesellschaft einander unterstützender Hände führen. An die Stelle einer plötzlichen Abwechselung von völlig thatloser Muße und erschöpfender Anstrengung, wie sie dem Jägerleben gewöhnlich ist, tritt eine stetige Reihenfolge einander ablösender und auf einander berechneter Geschäfte; an die Stelle der Vereinzelung ein Zusammenleben, in welchem die Beziehungen zu dem gemeinschaftlichen oder gesonderten Eigenthum, mit dessen Verwaltung alle beschäftigt sind, von selbst einfache Unterscheidungen der geselligen Geltung hervorbringen. So entstehen mit diesem beweglichen Besitz die ersten Anfänge zweier dem Jägerleben fremden Begriffe: der Oekonomie und der Gesellschaft. Zwar nicht nothwendig feste Niederlassungen, aber doch Niederlassungen überhaupt, und auf längere Zeit, werden unentbehrlich, und wenn auch die Gewohnheit, die Heerden nur durch Abweidung der Triften zu nähren, zu einem periodischen Wechsel der Aufenthalte nöthigt, so wird doch immer die Rückkehr zu bekannten Plätzen dem ungewissen Schweifen in die Ferne vorgezogen. So verschmilzt das Gemüth mehr und mehr mit dem Lande, dessen Umkreis nun erst zur Heimat zu werden anfängt, an dessen Quellen, Hügel und Haine sich nun eine geordnete Erinnerung des früher Erlebten anzuknüpfen beginnt, und das nicht mehr blos als Schauplatz erfahrner Abenteuer, sondern einer zusammenhängend geleisteten Arbeit den orientirenden Hintergrund aller Phantasien bildet. Gleichwohl wird das Hirtenleben an sich allein nicht überall jene schönen Anfänge der Cultur hervorbringen, die uns an einigen seiner Beispiele erfreuen. Theils die Natur und Leistungsfähigkeit der gezähmten Thiere, die Art ihrer Abwartung und der Grad ihrer Anschließung an den Menschen, theils die klimatische und sociale Umgebung, in der dies Leben geführt wird, endlich die unberechenbare Eigenthümlichkeit des nationalen Naturells

modificiren sehr die Höhe seiner Entwicklung. Die Hirtenvölker der Polargegenden, durch die Ungunst der Natur gedrückt und durch weite Räume von der Berührung mit einer anders gearteten und höheren Civilisation abgeschnitten, bieten ein kümmerliches Bild neben dem Leben der semitischen Patriarchen, in dessen einfacher Hoheit wir doch deutlich die Spuren eines Wechselverkehrs und ziemlich mannigfacher Berührungen mit der Cultur seßhafter Nationen wahrnehmen. Nicht allein, daß ein beginnender Handelsaustausch die Erzeugnisse fremdartiger Industrie den Hirten zur Erleichterung und Ausschmückung ihres Daseins zuführt: schon das bloße Wissen darum, daß außerhalb ihres unmittelbaren Gesichtskreises sich noch anderes menschliche Leben in andern Formen und Gewohnheiten bewegt, muß die Anschauungen und Gedanken über jene Monotonie hinaus erweitern, die in abgeschlosseneren Stämmen durch den Mangel des Begriffs einer menschlichen Gesellschaft entsteht. Denn allerdings fehlt dieser Begriff da noch, wo eine selbst größere Vereinigung von Familien doch in jeder derselben nur dieselbe Lebensweise, denselben Beruf und dieselbe kleine Organisation des Haushaltes wiederholt.

Den eigentlichen Beginn einer höheren menschlichen Sittigung hat schon das Alterthum mit einem frischeren Nachgefühl, als wir es besitzen können, überall in der Wendung des nomadischen Lebens zur seßhaften Niederlassung gefunden. Zu ihr mußte nothwendig das Bedürfniß führen, die Mittel des Unterhaltes aus der ergiebigeren und gleichmäßiger fließenden Quelle des vegetabilischen Lebens zu ziehen. Nur eine üppige tropische Landschaft gewährt jedoch alle diese Mittel mühelos und in weitverbreiteter Fülle; und eben in diesen Gegenden würde der Mensch am vollständigsten ein Parasit seiner brottragenden Baumwelt geblieben sein, wenn nicht wenigstens der Trieb zu geselligem Lebensgenuß und manche fesselos aufglühende sinnliche Begierde in der dicht aufwachsenden und sich gegenseitig drängenden Bevölkerung eine nothdürftige Ordnung des Zusammenlebens gestiftet oder durch deren gewaltsame Unterbrechungen dem Leben wenigstens einen leidenschaftlichen Inhalt gegeben hätte. Wo

die segenspendenden Pflanzen sparsamer vertheilt sind, bezeichnen ihre zerstreuten Gruppen auch die Wohnstätten des menschlichen Lebens, das an ihrem Fuße sich ansiedelt, aber eine zusammenhängende Cultur entwickelt sich doch erst da, wo die Natur die Arbeit vor den Genuß gesetzt hat. Die Wohlthaten, welche die Pflanzenwelt in dem Wuchse der Banane, des Brotbaumes, der Dattel und der Kokospalme dem Menschengeschlecht erzeigt, werden gewiß nicht gedankenlos von ihm hingenommen, und die Phantasie der Völker, die von ihnen zehren, ist empfindsam genug, um mit dankbarer Verehrung an ihre großartigen Bilder die erwachenden poetischen Reflexionen ihres einfachen Lebens zu knüpfen. Aber diesen Anregungen weit überlegen ist die gemüthbildende Kraft, die überall von den mannigfachen Geschäften des Anbaues der Cerealien ausgeht. Es ist die eigene Kraft und Anstrengung, welche der ackerbauende Mensch zur Befriedigung seiner Bedürfnisse einsetzen muß; Natur und Boden, mit denen er verkehrt, lassen sich ihre Gaben weder abschwindeln, noch bieten sie dieselben freiwillig dar, aber sie gewähren sie dem unablässigen und genauen Fleiße. Die nothwendige Beachtung vieler kleinen Bedingungen, die alle den Erfolg sichern helfen, die Unerläßlichkeit einer bestimmten Reihenfolge von Geschäften, welche weder die Willkühr umkehren, noch der leichtsinnige Uebermuth sich ersparen kann, die Geduld nicht nur im Kampfe mit Wetter und Jahreszeit, sondern auch im Abwarten des langsamen Reifens, das keine Hast der Begierde zu beschleunigen vermag, der Anblick endlich der Gleichförmigkeit, mit welcher im Ganzen das Werk der natürlichen Kräfte fortschreitet: alle diese Dinge lehren den Geist, sich aufgenommen und mit verwickelt zu fühlen in einen treuen folgerichtigen und vielverzweigten Zusammenhang der Naturgesetzlichkeit, und sie werden nicht verfehlen auch in dem ärmlichsten Gemüth das Bewußtsein zu erzeugen, wie nothwendig zum Gelingen jedes Werkes die Vollständigkeit einer zusammenhängenden formalen Vermittlung ist, und wie wenig ein aus dem Stegreif geführtes Leben auf Erfolg und Befriedigung rechnen darf.

Mit den wachsenden Mühen des Feldbaues ist nun die Gründung

der nicht mehr beweglichen, sondern festen Niederlassung verbunden, und mit ihr zuerst ist der Mensch zu der Natur in ein Verhältniß beziehungsreichen Gegensatzes getreten, auf welchem alle späteren Fortschritte seiner Bildung beruhen. Denn in der That ist nicht die Fesselung an den Erdboden, die an dem seßhaften Leben zunächst ins Auge fällt, das Ueberwiegende an diesem Verhältniß und nur mit wenigem Recht mag der freihinschweifende Nomade auf diese Gefangenschaft verachtend herabsehen; er selbst steht vielmehr in einer weit größeren Abhängigkeit der Natur gegenüber, zu deren Scenerie er fast eben so sehr als die Heerde gehört, die er führt, oder als das Wild, welches er verfolgt. Die Wände des Hauses dagegen, innerhalb deren der Mensch beginnt, theils in müßiger Zeit, abgeschlossen von allen äußern Eindrücken, das heimlich zusammengedrängte Leben der Familie zu genießen, theils die technischen Hilfsmittel vorzubereiten, mit denen er dann wieder in die weite Umgebung hinaustreten und ihre Erzeugnisse ernten und bearbeiten wird: diese Wände befreien ihn weit kräftiger von der Außenwelt, als den Nomaden die flüchtige Eile, die wohl rastlos Ort mit Ort vertauscht, ohne den Zugang zu einer inneren Welt anderswo, als eben wieder am Ende der Bahn in dem stillen Inneren des Zeltes aufzufinden. Die Wände des Hauses umschließen ein neues Reich menschlichen Dichtens und Trachtens; in ihnen findet das neue aufwachsende Geschlecht eine Umfriedigung seines Daseins, erfüllt mit den Erinnerungszeichen der Vorfahren, mit deren dahingegangenen Gestalten jetzt zum ersten Male das gegenwärtige Leben sich in einer unabgebrochenen Gemeinschaft fühlt, und zu deren nachgelassener Arbeit jede Generation hinzubauend, umgestaltend und fortführend, ihren Beitrag hinzuzufügen vermag. Aber wie unnöthig würde es sein, die Stimmungen und Gefühle zu schildern, die Jeden bei dem Namen des Hauses ergreifen und die noch jetzt in ihrer ganzen Frische sich bei der Gründung jeder festen Niederlassung wiederholen, die bestimmt ist, auf ungerechnete Zeiten hinaus der anschauliche Uebungsplatz einer ineinander verschlungenen Reihenfolge menschlicher Freuden, Leiden, Hoffnungen

und Erinnerungen zu werden. Genug, daß in der beginnenden Cultur der Gegensatz der geistigen Welt zur Natur zuerst und in seiner ausdrucksvollsten Anschaulichkeit als der Gegensatz der Häuslichkeit gegen die Unbegrenztheit der Außenwelt zur Erscheinung kam.

Auch in unserem gegenwärtigen Leben, in welchem der vielverzweigte Zusammenhang geistiger Interessen das Verhältniß zur Natur vielfach verdunkelt, können wir leicht bemerken, welchen bedeutenden Einfluß die anschauliche Ausprägung unserer Bestrebungen in äußerlichen Werken auf unser Gemüth ausübt. Der Arbeiter, der ein Werk seiner Hände gestaltet, und dem nicht andere Mängel der socialen Einrichtung die Freude daran schmälern, bewahrt fast überall eine gleichmüthigere und zufriedenere Stimmung, als der Forscher, der sich beständig in einer übersinnlichen Welt nur intellectueller Angelegenheiten bewegt. Wohl mag für lange Kämpfe der Augenblick entschädigen, in welchem ihr Ergebniß die Gestalt eines künstlerisch abschließbaren Resultates erreicht; aber selten ist doch dieses Resultat selbst so zweifellos und in sich vollendet, wie das äußerliche Werk, das mit allen seinen Vorzügen und Mängeln völlig beurtheilbar und gewiß vor unsern Augen steht, und dessen Entstehen selbst in jedem Augenblicke die anschauliche Einsicht in die Ueberwindung der einzelnen Schwierigkeiten gewährte. Um so mehr muß im Anfang der Cultur, wie es ja noch im Beginn jedes individuellen Lebens geschieht, das Selbstgefühl ein fröhliches Erwachen feiern, sobald es in seinen Erstlingswerken sein inneres Dichten und Trachten in der Gestalt eines von ihm geschaffenen, nun fertig dastehenden Werkes verkörpert sieht. Jedes Geräth, das der Mensch gebaut hat, ist ihm die Ausprägung eines seiner Gedanken geworden und er sieht in ihm zugleich die künftige Leistung, die Macht, mit welcher der eigne Geist jetzt kräftiger und umfassender als mit den bloßen Hilfsmitteln seiner körperlichen Organisation auf die Außenwelt einzuwirken befähigt ist. Dieses tiefe Bedürfniß, unser Leben in einer durch uns umgestalteten Umgebung widerscheinen zu sehen, beherrscht unsere Schritte überall. Nicht nur Haus und Hof sollen die Geschichten der vergangenen Thätigkeit und die Mittel der künf-

tigen uns vor Augen stellen; auch wo es geistigeren Interessen gilt, denen keine räumliche Erscheinung genügend entsprechen kann, lieben wir wenigstens eine bestimmte Stätte als den Mittelpunkt zu bezeichnen, von welchem aus immer dieselbe menschliche Thätigkeit ihren Ausgang nimmt. Es ist wahr, daß Gott uns überall nahe ist, aber jeder früheste Anfang der Cultur gründet doch örtliche, beständige Heiligthümer und Altäre und will nur da vorzugsweise beten, wo er durch die Gebete seiner Vorfahren und durch die gemeinschaftliche Andacht seiner Mitwelt eine Stelle der Erde vorzüglich geheiligt fühlt. Nicht das drängende Bedürfniß des Lebensunterhaltes allein führt zur Gründung der festen Niederlassung, sondern mit dem Hause zugleich wird die ganze Umgebung in diesen geistigen Besitz genommen, oder eben das geistige Leben vielmehr zu örtlicher Erscheinung gebracht.

Mit der Stiftung eines beständigen Wirkungskreises und seines Mittelpunktes erlangen auch die übrigen sittlichen Verhältnisse die erste Möglichkeit einer gedeihlichen Entwicklung. Der Verkehr der beiden Geschlechter kann in dem wilden Jägerleben kaum eine tiefere Bedeutung gewinnen, als die, welche wir ihn wirklich erreichen sehen. Eine beständige Theilnahme an den Anstrengungen des Mannes macht dem Weibe die Natur unmöglich, und wäre sie möglich, so würde sie doch nur eine Genossenschaft sein, die dem verschiedenen geistigen Naturell beider sehr geringe Gelegenheit zur Entfaltung seiner Eigenthümlichkeiten gäbe. Dieses Leben ist zu arm und bietet zu wenige das Gemüth berührende gemeinsame Erlebnisse und bei seinem Mangel an zu verwaltendem Besitz zu wenig gemeinschaftliche Sorge und Arbeit, als daß die männliche Kraft in der weiblichen Seele eine wesentliche Ergänzung ihrer eignen Unzulänglichkeit sehen könnte. Auch die übrigen Familienbande leiden unter dieser Abwesenheit eines Lebenszweckes. So wie in der Thierwelt eine aufopferungsfähige Liebe der Aeltern das junge Leben umgibt und dann rasch erkaltet, wenn dessen Hilfsbedürftigkeit abnimmt, so zeigt allerdings auch dieser Naturzustand der Menschheit ergreifende Beispiele der Hingabe der Aeltern für die Kinder, aber auch die leichte Lös-

barkeit dieses Verhältnisses nach erreichter körperlicher Ausbildung der letztern. In der That, wo keine spätere Generation die Arbeit der früheren zur Fortführung übernimmt, sondern jede wie atomistisch vereinzelt und von vorn anfangend sich wieder an die allgemeine Natur wendet, um ihre Bedürfnisse auf längst bekannten Wegen zu befriedigen, da fehlt begreiflich jenes Ineinanderverwachsen der Seelen mit ihren gemeinsamen Lebensinteressen und doch individuell verschiedenen Charakteren und Phantasierichtungen, jene Gemeinschaftlichkeit und zugleich jener Widerstreit der Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen, welche in der Welt der Cultur aus den natürlichen Banden des Blutes erst eine sittliche Zusammengehörigkeit der Herzen entwickeln. Man hat oft beobachtet, wie leicht und leidlos sich der Indianer auf ewig von seinen Aeltern trennt; die Bedeutsamkeit und Schönheit des geschwisterlichen Verhältnisses aber rührt noch viel weniger das Gemüth des Naturmenschen.

Ich könnte fortfahren und an dem Hirtenleben die höhere Bedeutung rühmen, die in den Familienbanden empfunden wird, die freiere Stellung des Weibes, das aus der Dienerin zur Lebensgenossin des Mannes erhoben ist, die Freude an der Fortführung der Stammtafeln, die in ununterbrochenem Zusammenhang das einzelne Mitglied einer allmählig angewachsenen Gemeinschaft seiner Zugehörigkeit zu Altvorderen versichern, um deren Namen die wohlgepflegte Tradition hervorragender Thaten und Ereignisse ihren Glanz verbreitet hat. Aber in der That gehören diese schönen Anfänge der Cultur doch auch nur wenigen begünstigten Stämmen und vor allen jener semitischen Vorzeit, in die wir wie in den Spiegel der reinsten und ursprünglichsten Menschenentwicklung hineinzublicken gewohnt sind. Sie zeigen sich sehr vermindert und mit weit geringerer Tiefe des Gemüthes in den kriegerischen Hirtenvölkern, die noch jetzt die Wüsten und Steppen der alten Welt beleben, und sie verschwinden fast ganz in der unpoetischen Verwilderung der Polarnationen. Eine umfassendere ethnographische Vergleichung, als sie uns jetzt hier erlaubt ist, würde uns deutlicher machen, wie wenig die erreichte Höhe der Ausbildung von den verschiedenen

Lebensweiſen, die wir hier ins Auge faſſen wollten, allein abhängt; wie bedeutend vielmehr die unerklärte Verſchiedenheit der geiſtigen Begabung, die den einzelnen Stämmen der Menſchheit zu Theil geworden iſt, unter ſonſt ähnlichen Bedingungen zum Auseinanderweichen ihrer Bildungsgänge führt; manches überdies, was wir geneigt wären, als ziemlich unmittelbare Wirkung der durch die äußern Umgebungen bedingten Lebensweiſe zu betrachten, iſt vielleicht Nachklang einer zu Grunde gegangenen oder Reflex einer anderswo beſtehenden Cultur, mit welcher der hiſtoriſche Lauf der Ereigniſſe auch einen ſcheinbar iſolirt ſich entwickelnden Stamm doch in fruchtbare Beziehungen gebracht hat. Mag nun die geſchichtliche Betrachtung dieſe zuſammenwirkenden Einflüſſe zu ſondern ſuchen; wenn es dagegen nur gilt, den ſittlichen Werth von Lebensformen zu beurtheilen, auf denen auch die Cultur der Gegenwart noch beruht, ſo werden wir nicht zweifeln, daß die ſeßhafte Niederlaſſung und der Wirkungskreis, der ſich in Haus und Hof eröffnet, die feſte Grundlage eines geſchloſſenen Familienlebens und mittelbar durch dieſes auch die Baſis der größeren geſellſchaftlichen Ordnung bildet. Es liegt freilich weder als eine Möglichkeit im Laufe der Dinge, noch als ein unabweisbares Bedürfniß in der menſchlichen Natur, daß eine und dieſelbe feſte Heimat die allmählig anwachſenden Geſchlechter dauernd beherberge, die in ihr geboren wurden, oder daß die Bande der Verwandtſchaft, welche die zahlreich gewordene Nachkommenſchaft mit ihren Vorvätern und unter einander verknüpfen, ins Unendliche hin der Erinnerung klar und gegenwärtig bleiben. Großältern und Enkel verbindet noch eine ſtarke natürliche Zuſammengehörigkeit, aber über die dritte Generation hinaus und entſprechend in der wachſenden Seitenverbreitung der Verſchwägerung gehen dieſe Gefühle der Blutsverwandtſchaft raſch in ein allgemeineres Intereſſe zurück, das nur noch der Menſch am Menſchen, oder der Landsmann am Landsmanne nimmt. Aber dies vernichtet nicht den Zauber, den über das Gemüth die mögliche Rückerinnerung an eine ſeit Jahrhunderten ſich fortſetzende Reihe von Generationen, als deren letzte Glieder wir uns wiſſen, immer ausüben wird; wie

jedoch diese Tradition nur unter Voraussetzung eines schon stark gewordenen Culturgefühls möglich ist, so liegt ihr Werth auch nur entweder in dem Bewußtsein einer überkommenen historischen Aufgabe, die fortzuführen ist, oder in der Reflexion über die Verknüpfung menschlicher Schicksale, die hier mit Deutlichkeit an einer einzelnen sich fortspinnenden Kette verfolgt werden mag, während die allgemeine Geschichte über der Betrachtung des Gesammtgeschlechtes die einzelnen Fäden aus dem Auge verliert. Nur Wenigen kann dieser Rückblick und das Glück vergönnt sein, in einem alten Stammsitz unter den Denkmälern der Vorfahren zu weilen; den Meisten wird eine vorübergehende Häuslichkeit der Aeltern die Stelle eines angestammten Grundbesitzes vertreten. Aber auch zu solchem Vaterhause kehrt die Phantasie gern aus dem bewegten Leben zurück, und nach der Zerstreuung der Familie, wenn mit der erschwerten gegenseitigen Uebersicht der auseinandergehenden Lebensbahnen ihrer Glieder das Gefühl ihrer Verbindung sich abschwächt, bezeugt eben die Rücksehnsucht nach dem tiefempfundenen einstigen Glücke der häuslichen Vereinigung den Werth, den auch in unsern Culturverhältnissen die feste Ansiedelung der Familie besitzt. Diese Zerstreuung selbst aber wird gemildert durch die mehr und mehr hervortretende Bedeutung der Gesellschaft, die, je vollendeter und reicher ihre innere Gliederung wird, um so zahlreicher andere sittliche Verhältnisse zwischen den Einzelnen erzeugt, deren Werth den Banden der Verwandtschaft gleichkommt und in einzelnen Fällen sie zu überwiegen anfängt. Doch bedarf es kaum eines Beweises, daß die sittliche Kraft dieser geselligen Beziehungen selbst auf dem Grunde des häuslichen Familienlebens wurzelt, und daß jede scheinbar excentrische Lebensbahn im Stillen um diesen Mittelpunkt gravitirt und ihren menschlichen Werth darin hat, daß sie aus jenem Leben entsprang, in ihm endet oder für eine Gemeinschaft wenigstens arbeitet, die auf ihm beruht.

Wenn nicht schon der natürliche Lauf der Dinge aus dem einzelnen Stammpaar eine sich erweiternde Gesellschaft erzeugte, oder in der gegenwärtigen Welt jeden ohne sein Zuthun in der Mitte einer

ſchon beſtehenden Geſellſchaft entſtehen ließe, ſo würde zur völligen Entwicklung der Humanität und zur Befriedigung aller Bedürfniſſe ſeines Gemüthes jenes einzelne Paar ſich dieſen größeren beſeelten Hintergrund ſeines Lebens erſehnen müſſen. Ich bezweifle nicht, daß die kleinſte Hütte Raum hat für glücklich Liebende; aber wir können gewiß ſein, daß ohne Erinnerung an eine Geſellſchaft, deren bildenden Einfluß ſie vor ihrer Iſolirung erfuhren, und ohne Rückkehr in dieſen lebendigen Kreis das Glück ihrer Liebe nicht weſentlich größer ſein würde, als es den Waldindianern zufällt, deren melancholiſche Paare einſiedleriſch und ſtumm in Aufſuchung und Genuß der täglichen Bedürfniſſe neben einander hingehen. Das Drama des Lebens fällt zu inhaltlos aus, wenn nur zwei Perſonen es ſpielen; ſie bedürfen wenigſtens des Chores, der ihnen die unendliche Fülle menſchlicher Intereſſen gegenwärtig erhält, von denen ihre eigenen wechſelſeitigen Beziehungen doch immer nur einen kleinen Theil zum Bewußtſein bringen. Man iſt nicht zufriedengeſtellt durch das einſame Zuſammenleben mit einem Zweiten; man will ihn in ſeinem Verhalten zu einem Dritten beobachten und ſich ſelbſt von ihm in dem eigenen Verhalten zu dieſem Dritten beobachtet wiſſen; man will endlich, daß das eigene Wechſelwirken von einer beſeelten Umgebung geſehen und anerkannt werde, und völlig unbekannt genießen gilt faſt ſo viel als nicht ſein. Dieſes Bedürfniß geht durch unſer ganzes Leben; auch die beſcheidenſte Liebe will doch ihr Glück zuletzt zeigen; der Freund will vor fremden Augen ſtolz ſein können auf den Freund; nicht das Lob, das der Andere uns ertheilt, befriedigt uns ſo ſehr, als das Bewußtſein, mit ihm beladen vor einem Dritten zu erſcheinen; jedes künſtleriſche Streben bedarf der Anerkennung, und die entſagendſte wiſſenſchaftliche Thätigkeit, die zurückgezogen von der Mitwelt ſich in ſich ſelbſt verſenkt, rechnet im Stillen auf die unſichtbare Nachwelt und ihr Verſtändniß; nicht umſonſt endlich iſt zu allen Zeiten der beliebteſte Geſprächſtoff der Nebenmenſch; denn in der That Alles, was ſonſt im Himmel und auf der Erde iſt, kommt an unmittelbarem Intereſſe den Handlungen des Menſchen nicht gleich, in deren Betrachtung, Unterſuchung, Tadel

und Billigung wir unſerer eigenen Vorzüge, Mängel, Beſtrebungen und Ziele am meiſten bewußt werden können.

So lange nun in einer größeren Gemeinſchaft von Menſchen die Natur der Lebensweiſe eine völlige Gleichartigkeit der Zwecke und der Beſchäftigungen Aller unterhält, wird dieſe gegenſeitige Theilnahme an einander nicht ihre ganze bildende Kraft entfalten. Erſt die feſte Niederlaſſung und die auf den Ackerbau begründete Mannigfaltigkeit der Arbeiten führt zu einer wachſenden Verſchiedenheit der Berufe, deren eigenthümlicher Geiſt, ohne die allgemeinen menſchlichen Eigenſchaften zu unterdrücken, doch den ganzen Menſchen ergreift und durchdringt. Ein doppelter Vortheil liegt hierin. Jede ausſchließlich gewählte Lebensarbeit bedingt einerſeits nicht nur eine gründlichere Kenntniß der Gegenſtände, denen ſie ſich widmet, und gewöhnt an eine größere Strenge formaler kunſtmäßiger Conſequenz in ihrer Behandlung, ſondern ſie eröffnet auch einen überſehbaren in ſich zuſammenhängenden Anſchauungskreis, innerhalb deſſen ſich allgemeine Wahrheiten um ſo überredender aufdrängen, an je ſpecielleren Beiſpielen ſie ſich anſchaulich und greiflich und der gewöhnlichen Beſchäftigung wie eingeboren aufdrängen. Man darf, um dies zu würdigen, nur an den Schatz der Sprüchwörter und der ſprüchwörtlichen Redensarten denken, in denen jedes Volk ſeine praktiſche Lebensweisheit niederzulegen pflegt; die ausdrucksvollſten von ihnen verrathen, daß ſie ihre allgemeine Wahrheit innerhalb eines beſtimmten Berufskreiſes von ſpeciellen nur hier vorkommenden Beiſpielen abſtrahirt haben. Anderſeits gibt jeder Beruf dem Gemüth ſein eigenthümliches Temperament, der Phantaſie ihre beſondere Richtung, der Weltauffaſſung ihre unterſcheidenden Standpunkte und Manieren der Beurtheilung, den Leidenſchaften und der ganzen Haltung des Menſchen ein zuſammenſtimmendes Sondergepräge; dadurch eben wird der Eine für den Andern nun ein Gegenſtand von größerem Intereſſe. Indem wir uns in das Studium einer uns ſo fremdartigen und von der unſeren abweichenden Erſcheinung vertiefen, tritt neben den unzähligen Einzelheiten, die unſere Theilnahme erregen, das allgemeine Menſchliche um ſo

klarer hervor und unser sittlicher Gesichtskreis erweitert sich, sobald wir die eigene individuelle Manier des Daseins nicht mehr für die einzige denkbare oder löbliche zu halten berechtigt sind. Aber da schon der Anfang der Odyssee hervorhebt, was unser moderner Reisetrieb bestätigt, welchen Werth es nämlich hat, vieler Menschen Städte und Sinnesart kennen zu lernen, so bedarf diese Seite des bildenden Einflusses der Gesellschaft keine weiteren Beweise. Im Gegentheil wollen wir der Gefahren gedenken, welche die immerweitergehende Mannigfaltigkeit der Lebensweisen und ihr wechselseitiges Kundwerden für einander mit sich bringt.

Welche Verengung des Gedankenlaufes, welche Verkümmerung der Empfänglichkeit für wesentliche menschliche Interessen die Monotonie einer beschränkten Berufsweise verursachen kann, bedarf nur dieser kurzen Erinnerung; aber auch das Nebeneinanderbestehen verschiedener Lebensarten hat neben den Vortheilen seine Nachtheile. Je gleichförmiger die Beschäftigung einer größern Gesellschaft ist, desto leichter bildet sich als Norm für alle ihre Verhältnisse eine feste, Alles in ihr Bereich ziehende Sitte, die, so lange sie besteht, zwar den Einzelnen fast nur als ein Beispiel einer nationalen typischen Bildung dahinleben läßt, ihn aber doch auch dem Unglück des Zweifels und der sittlichen Haltungslosigkeit entzieht. Wo dagegen die Bildung eine mannigfaltigere Gliederung der Arbeit und der Lebensformen hervorgebracht hat, am meisten, wo durch historische Conflicte die in sich zusammenhängenden Culturweisen verschiedenartiger Völker sich mischen, bietet sich dem Gemüthe eine verwirrende Buntheit möglicher Existenzarten dar, die ebenso kräftig, wie sie einerseits die Intelligenz über die Beschränktheit hergebrachter Vorurtheile erhebt, anderseits auch die Haltbarkeit und Sicherheit aller sittlichen Schranken erschüttert. Die großen Völkermischungen, die mehrfach im Laufe der Geschichte eingetreten sind, bilden dadurch in gewisser Weise die interessantesten Epochen der menschlichen Entwicklung. Auf den Trümmern einer in sich festen und harmonischen Cultur regt sich ahnungsvoll, ungebunden, mit Lebhaftigkeit nach allen Seiten hin suchend und durch den Mangel inneren Gleichge-

wichtes zu glänzenden Extravaganzen geneigt, die ihrer Wildheit zurückgegebene und doch durch den Einfluß der Vergangenheit vielfach angeregte Phantaſie der Menſchheit; aber wenn ſie buntfarbigere, wärmere und mannigfachere Erzeugniſſe hervorbringt, als in der Regel die Blüthezeit einer zum Gleichgewicht gekommenen, Ein Ideal ausſchließlich verfolgenden Cultur, ſo ſinken anderſeits dieſe Zeiten in ein Gemiſch naturwüchſiger Barbarei und einzelner naturwidrigen ſittlichen Uebertreibungen zurück. Man kann dieſe ſittlich auflöſende Kraft auch in der Gegenwart an allen den menſchlichen Wohnſtätten beobachten, in denen ſich große Gegenſätze der Cultur fortwährend berühren. Es iſt eine längſt gemachte richtige Bemerkung, wie verwirrend auf ſchwache Gemüther im Orient die Betrachtung ſo verſchiedener Stämme einwirken muß, die, weiß oder ſchwarz von Haut, freiheitſtolz oder knechtiſche Sklaven, hier zu dieſen, dort zu jenen Göttern beten, die einen die Treue der Ehe bewahren die andern die Freuden der Polygamie genießen; und es geht Alles; Alle befinden ſich auf ihre Weiſe wohl und es fährt nirgends ein Blitz vom Himmel, um zwiſchen dieſem Chaos der Meinungen zu richten.

Um aus einer nationalen Gewohnheit des Lebens in eine ſelbſtbewußtere Humanität überzugehen, muß die Bildung durch dieſe Gefahr des Skepticismus hindurch, und die Geſchichte wiederholt ſtets ihre Bemühungen, die Wechſelwirkung menſchlicher Geſchlechter zu ſteigern. Seltener werden die größeren Wanderungen der Einzelnen und der Völker durch den Mangel der einfachſten und natürlichſten Unterhaltsmittel des Lebens, öfter durch einen unruhig abenteuerlichen Drang, am häufigſten durch die Begierde nach Gegenſtänden hervorgerufen, deren unmittelbarer Werth für die menſchliche Natur gering iſt, und die nur theils durch Schönheit und Fremdartigkeit die Sinne und die Neugier locken, theils ſelbſt erſt im Laufe der Bildung durch Gewohnheit die Dringlichkeit nothwendiger Lebensreize erhalten. Schon die Dichter und Moraliſten des Alterthums haben von der Unerſättlichkeit des Menſchen geſprochen, die, von tauſend künſtlichen Bedürfniſſen geſtachelt, alle

natürlichen Beschränkungen überfliege und in das Leben, das einfach und friedlich verlaufen könnte, die Unruhe und Gefahr fernhinzielender Unternehmungen bringe. Wie Vieles könnte diesen Klagen die Gegenwart hinzufügen! Denn kein Reich der Natur ist, das nicht durch Produkte, die es anbot, das Menschengeschlecht zu unabsehbarer Arbeit entflammte. Durch Gold und Edelgesteine, durch Eisen, Schwefel und Kohle lockte das Mineralreich und führte zur Entdeckung neuer Welttheile und zu einem Aufschwung der Industrie, aus dem mittelbar unzählige andere menschliche Thätigkeiten ihre Anregung und einen weiten Wirkungskreis gewannen. Durch seine nährenden Früchte belebte schon früh das Pflanzenreich den Handel, aber durch Zucker, Kaffee, Thee und die mannigfachen Gewürze, die man entbehren konnte, so lange man sie nicht besaß, hat es in weit höherem Maße den gewinnsüchtigen Unternehmungsgeist herausgefordert. Endlich hat das Thierreich durch den Walfisch und durch das Pelzwerk der Vierfüßler des Nordens bis zu unwirthlichen Polarregionen den Muth und den Forschungsgeist der Menschen verlockt und durch das Gespinnst der unbedeutenden Seidenraupe gebildete Nationen früh zu gegenseitigem Verkehr veranlaßt. Zu bekannt, als daß sie mehr als einer Erwähnung bedürfte, ist unserer Zeit die Unermeßlichkeit der Einflüsse, welche diese Anregungen auf die Entwicklung aller menschlichen Kräfte ausgeübt haben. Ein Leben, welches mit der Befriedigung seiner natürlichsten Bedürfnisse zufrieden gewesen wäre, würde wenig Veranlassung zur Fortbildung gefunden haben; der entbehrliche Luxus hingegen hat alle physischen und geistigen Kräfte zu äußerster Anspannung getrieben, und indem der Maßstab der Anstrengungen beständig wuchs, welche Hoffnung auf Erfolg gewährten, ist in diesem Dienste die Wissenschaft groß gewachsen, die Phantasie des Menschen hat unermeßliche bildende Beschäftigung, der moralische Muth unzählbare Gelegenheiten seiner Bewährung unter neuen und eigenthümlichen Bedingungen gefunden.

Wir haben bisher die Cultur nur in Bezug auf die Güter des Lebens betrachtet, welche sie erzeugt und dem Einzelnen darbietet;

je höher ſie ſteigt, um deſto mehr bedarf ſie auch äußerlich feſtgeſtellter Normen des Verhaltens der Einzelnen gegen einander und einer beſtimmt angeordneten Verwaltung, welche die zweckmäßigſte Befriedigung der Bedürfniſſe Aller durch das vorhandene oder das erringbare Quantum der Genußmittel ſichert. Die Geſellſchaft mit ihrer naturgemäß entſtandenen Sitte und Convenienz verwandelt ſich in den Staat, welcher kunſtgemäß und mit bewußter Berechnung die in dem Geiſte der Geſellſchaft lebendigen ſittlichen Ideen in die Einzelheiten ihrer vorgefundenen Lage als ordnende Principien hineinarbeiten, und in einem ſyſtematiſchen Ganzen von Rechten und Pflichten dem Gemüthe den geiſtigen Organismus, dem es ſich als Glied einzufügen hat, als eine ausgeprägte objective Wirklichkeit vorhalten ſoll. Es iſt nicht dieſes Ortes, ein Ideal der politiſchen Ordnung zu verzeichnen, eine Aufgabe, zu der wir erſt am Ende unſerer Betrachtungen zurückkehren werden; nur die Nothwendigkeit, ein ſolches Ideal in mehr oder minder glückenden Verſuchen zu verfolgen, und die unvermeidlichen Stellungen, in welche zu ihm nach dem Laufe der Welt der lebendige Einzelne tritt, haben wir kurz zu berühren. Es wird zwei beſtändige Conflicte geben, den einen zwiſchen der ſubjectiven Willkühr überhaupt und dem Gebundenſein durch eine objective Ordnung, den andern zwiſchen den Bedürfniſſen des Einzelnen und dem Mechanismus des politiſch geordneten Lebens, der ſie ihm nicht alle befriedigt.

So alt Staatenbildungen in der Welt ſind, ſo alt iſt auch der Druck, den ihre Inſtitutionen auf einzelne der Angehörigen ausüben; tadelnswerth überall da, wo dem Verdienſte und der aufſtrebenden Kraft geſetzlich der freie Raum zur Entfaltung und zur Erringung einer angemeſſenen Lebenslage verweigert wird, entſchuldbar da, wo außer der freien Eröffnung jeder Laufbahn die ſtaatlichen Einrichtungen nicht zugleich alle Hinderniſſe hinwegräumen, die ihrem Betreten theils die äußern Umſtände, theils die menſchliche Natur und ihre Schwächen und üblen Neigungen entgegenſtellen. Wir werden ſpäter doppelte Veranlaſſung haben, auf dieſe theils vermeidlichen, theils unvermeidlichen Mängel menſchlicher Einrichtungen zurück-

zukommen; nur so fern sie den Zweifel an dem Glücke der Cultur überhaupt und die Rücksehnsucht nach einfachen Naturzuständen erregen, erwähnen wir sie hier. Daß die wachsende Verfeinerung des Lebens nicht Allen in gleichem Maße zu Gute komme, und daß ein unbeschränkter Genuß der physischen und geistigen Güter der Bildung nur sehr wenigen Begünstigten zu Theil werde, daß dagegen zu allen Zeiten ein großer Bruchtheil der Menschheit weit unter dem Niveau der erreichbaren Bildung und sehr entfernt von ihrem Genusse zurückbleibe, wird nicht in Abrede zu ziehen sein. Um so irriger ist der Wahn, daß unvermeidlich die Cultur, indem sie jene Begünstigten hebt, die Uebrigen unter das Maß des Lebensgenusses herabdrücke, das ihnen möglich wäre, wenn alle Schranken der verwickelten geselligen Ordnung hinwegfielen. Das gereizte Gemüth des Leidenden vergißt dabei sehr viele Wohlthaten, die ihm diese Ordnung erweist, und die, weil sie nicht die greifbare Gestalt eines Sonderbesitzes annehmen, eben so leicht übersehen werden wie die Gegenwart der Luft, die um uns ruhend unser Athmen möglich macht; er vergißt die Sicherheit seiner Person, den Rechtsschutz, der doch auch seinen Ansprüchen zu Theil wird, die ihm offen stehenden Möglichkeiten der Bildung, die Benutzung, ja eben das Vorhandensein selbst, vieler geordneten und vorbereiteten Wege zum Versuch, seine Kräfte für sich selbst nützlich zu verwenden. Er vergißt, daß dies alles, ebenso wie die ganze Kenntniß der meisten Güter, die ihm versagt sind, nur durch die von ihm gescholtene Civilisation möglich ist, und daß anderseits der einfache Naturzustand, in den er sich zurücksehnt, in den meisten Klimaten gar nicht, und in sehr wenigen auch nur annähernd und auf die Dauer einem zahlreich gewordenen Menschengeschlecht dieselbe Befriedigung seiner Bedürfnisse gewähren würde. Die Uebel der Armuth und des Elends, die wir so oft in betrübendem Gegensatze zu dem dicht neben ihnen sich entfaltenden Glanze des Reichthums finden, müssen ohne Zweifel ernstliche Bestrebungen zur Verbesserung der socialen Einrichtungen anregen, aber sie entkräften die Behauptung nicht, daß, wo nicht eigene Verschuldung ihn daran hindert, Jeder, der auch nur in untergeordne-

ter und ungünstiger Stellung einer civilisirten Gesellschaft angehört, nicht nur an einem unendlich reicheren Geistesleben Theil nimmt, sondern auch die Möglichkeit einer materiellen Wohlfahrt hat, die seine eigne vereinzelte Kraft ihm nicht gewähren würde.

Auch den andern Conflict, den wir zuerst nannten, berühren wir nur mit einem Worte. Der Druck, den die allgemeine Ordnung auf den Einzelnen ausübt, die Schranken, welche sie seinen Launen, Phantasien und Leidenschaften entgegensetzt, erregen das natürliche Gegenbestreben in ihm, entweder sich dieser gedrückten Lage zu entziehen, oder, wo dies nicht möglich ist, jene Ordnung selbst, die Ursache des Druckes, aufzuheben oder umzugestalten. Zu dem letztern Versuche wird die Gesellschaft sich berechtigt fühlen, wenn sie selbst als Ganzes von ihren unpassend gewordenen Einrichtungen leidet. Und allerdings würde es ein leerer Formendienst sein, eine bestehende Ordnung im Widerstreit mit den Bedürfnissen der Gesammtheit aufrecht halten zu wollen, zu deren systematischer Befriedigung sie vorhanden ist. Gleichwohl steht diese gegebene Ordnung nicht blos dem Einzelnen als eine berechtigte Schranke seiner individuellen Gelüste entgegen, sondern sie kann in echt menschlichem Sinne auch in die Willkühr der Gesammtheit nicht so vollständig gestellt sein, als wäre sie das beliebige Erzeugniß ihrer Uebereinkunft. Die Statuten einer freiwillig zusammengetretenen Gesellschaft werden wohl für verbindlich geachtet von gewissenhaften Theilnehmern, aber Niemand sieht sie für heilig an; ja selbst daß sie für verbindlich gelten, dieses Halten an Treu und Glauben, scheint mir nur in der Mitte einer civilisirten Gesellschaft möglich, die vorher gewohnt gewesen ist, eine von ihrer Willkühr unabhängige verpflichtende Ordnung der Dinge zu achten. Eine große politische Gemeinschaft ist nun überall zum großen Theil ein Werk der Natur, oder vielmehr nicht der bloßen Natur, sondern der von dem Einzelnen unabhängigen sittlichen Weltordnung, auf deren Gebote eben das menschliche Geschlecht sich in seinem Zusammenleben besinnt. Sie beruht einerseits auf der Pietät gegen das, was die Vorfahren an menschlicher Arbeit, an Humanität zu entwickeln begonnen haben, anderseits auf

der sorgenden Liebe für die Nachkommen, denen wir das empfangene Erbe zu erhalten und vermehrt zurückzulassen haben. Eine Menschheit, welche Vergangenheit und Zukunft ganz vergessen und die Formen ihres Lebens rein zur Befriedigung der Gegenwart gestalten wollte, würde sich in nichts als in der größeren Zweckmäßigkeit ihrer Mittel von der Thierheit unterscheiden. Obgleich daher gewiß der Mechanismus der civilisirten Ordnung um der Gesellschaft willen, nicht diese um jenes willen vorhanden ist, so ist doch die Gesellschaft nicht der Summe aller in ihr gleichzeitig vorhandenen Einzelnen gleichzusetzen. Selbst wenn der unwahrscheinliche Fall einer ausnahmslosen Uebereinstimmung Aller einträte, würden sie dennoch nicht die Gemeinde bilden, die, sittlich betrachtet, mit souveräner Willkühr über alle Formen ihres eignen Bestehens bestimmen dürfte; die dahingegangenen Geschlechter und die, die noch im Schoße der Zukunft ruhen, gehören als wesentliche Glieder mit zu dieser Gemeinde. Nur dann ist der Mensch wahrhaft Bürger eines Staates oder Weltbürger zu nennen, wenn er sich eingeschlossen in diese unabgebrochene Kette zeitlicher Entwicklung der Humanität fühlt, beschenkt mit unzähligen Gütern, die ihm die Vorzeit erwarb, und eben darum mit Leib und Leben diesem geschichtlichen Ganzen verpflichtet, ohne das seine eigne Existenz undenkbar wäre, und dessen angefangene Arbeit er durch seine Thätigkeit und Intelligenz fortzuentwickeln berufen ist. Von diesem Gefühl ist zu allen Zeiten etwas in den Menschen lebendig gewesen, aber die Betrachtung der Geschichte wird uns lehren, wie selten das einseitige Haften am Alten und die blinde leidenschaftliche Neuerungssucht sich zu diesem Werke wahrhafter Entwicklung mit Bewußtsein verbanden und wie viel häufiger es der unbewußt drängenden Nothwendigkeit der historischen Verhältnisse überlassen wurde, den verweigerten oder verfehlten Fortschritt allmählig zu erzeugen.

Fünftes Kapitel.

Das innere Leben.

Zweifel über Zwecke und Bestimmung des Lebens. — Der Mensch als vergängliches Naturproduct. — Unmittelbare Meinungen und Reflexionen hierüber. — Die Verbindung mit der übersinnlichen Welt. — Der Aberglaube. — Die Religiosität. — Die Unstetigkeit und Zusammenhanglosigkeit der menschlichen Bestrebungen. —

Je vielgestaltiger sich die äußere Ordnung des Lebens verzweigt, desto dringlicher tritt die Frage nach dem Kern dieser Schale und nach dem Reingewinn hervor, der mit all den Unkosten der Lebensarbeit errungen werden soll. Sie wird nicht nur von dem aufgeworfen, den eine ungünstige Stellung in der Mitte verwickelter Culturverhältnisse zu einem langen Kampf um seine Existenz und zu einer sich fortschleppenden Reihe von Anstrengungen nöthigt, in der jeder erreichte Erfolg nur die augenblickliche Nothwendigkeit neuer Arbeit und kaum in unabsehbarer Ferne die Aussicht auf eine endliche gesicherte Lage herbeiführt. Sie wird ebenso häufig von denen ausgesprochen, die ohne alle Sorge um die Erringung und Befestigung ihrer gesellschaftlichen Stellung zu dem Genusse aller Güter des Lebens gelangen; auch ihnen scheint es oft, als gäbe es Zwecke und Ziele des Daseins nur, so lange man sich deren willkührlich feststellt; nur die Leidenschaft des Ringens nach dem noch Unerreichten scheint das Gemüth beleben zu können, jedes erreichte Gut dagegen sich zu verflüchtigen und die Schalheit der zurückbleibenden Abspannung vergeblich nach einem neuen Ziele zu suchen, dessen Reiz den Augenblick seiner Erlangung überdauerte. Es gibt günstigere Loose allerdings, solche, in denen saure Wochen und frohe Feste, Arbeit und lohnender Genuß billiger gemischt sind; aber auch aus der Zufriedenheit solcher Lebensläufe schrecken uns doch die Zweifel auf, die uns die Uebel des Naturlaufes und die Betrachtung der Geschichte gleichmäßig erwecken. Der Trost, den eine zusammen-

faſſende Ueberlegung der menſchlichen Geſchicke und die Spuren göttlicher Leitung in der Geſchichte der Menſchheit gewähren könnten, liegt nicht in dem Geſichtskreiſe der Menge; ihren Augen bietet ſich faſt nur jener Kreislauf der Dinge dar, in welchem die verſöhnenden Elemente doch nur für ein Gemüth, das ſeinen Frieden ſchon gemacht hat, ſich mit den verletzenden ausgleichen. Es iſt nicht jedem redlichen Streben möglich, ſich zu einer befriedigenden Lebenslage emporzuarbeiten, und wenn wir ſelbſt zugeben wollten, daß kein Mißgeſchick ohne Mißgriffe deſſen eintritt, der es erduldet, ſo wird dadurch wenig die Bitterkeit gemildert, mit der wir unverhältnißmäßig größere Fehler durch unverdiente Gunſt der Umſtände belohnt ſehen. Wie viele Hoffnungen endlich unterbricht Krankheit und Tod; wie viele Seelen erſcheinen in dieſem irdiſchen Leben nur, um es eben ſo ſchnell zu verlaſſen, ziellos, zwecklos, ohne irgend eine Frucht der Entwicklung in ihrem kurzen Daſein! Und der Ueberblick der menſchlichen Schickſale, ſo weit ſie in unſere lebendige Erinnerung fallen, was zeigt er Anderes, als die beſtändige Wiederkehr derſelben Mühen und Leiden, derſelben Mißverſtändniſſe und Verkehrtheiten, nur durch die Verſchiedenheiten der äußern Scenerie abwechſelnd, und aufgehellt überall von denſelben einzelnen Lichtern eines bald wieder erlöſchenden Genuſſes? Wie groß iſt die Reihe der Stunden und Tage, die in Arbeiten und Anſtrengungen hinſchwinden, alle nur unternommen in Hoffnung eines Erfolges, der mehr werth iſt als ſie ſelbſt; und wie wenig zahlreich die Augenblicke, in denen es uns vorkommt, als hätten wir wirklich gelebt und uns nicht nur mit den Zurüſtungen zum Leben beſchäftigt! Betrachtungen dieſer Art werden kaum irgend einem Gemüthe ganz erſpart, wie flüchtig ſie auch, zum großen Glücke der Menſchheit, in den meiſten auftauchen und bald wieder von der Leichtblütigkeit oder der Entſagung verdrängt werden, mit welcher das menſchliche Herz doch wieder jedem kleinen Reize des Lebens ſich hingibt und für den Augenblick durch ihn zufriedenſtellen läßt. Es iſt das alte Wort: wir wiſſen nicht, von wannen wir ſind, wir wiſſen nicht, wohin wir gehen; wohl kann es uns wundern, daß wir ſo fröhlich ſind.

Der kurze Ueberblick über das menschliche Dasein, durch welchen wir bisher die Betrachtung seiner geschichtlichen Entwicklungen vorzubereiten gedachten, kann nicht damit enden wollen, diese inhaltschweren Fragen zu beantworten. Aber dies eben, daß sie aufgeworfen werden, und daß die Menschheit zweifelnd, hoffend, phantasirend und glaubend nach Zielen ihres Daseins ausblickt, daß sie sich in beständiger Verknüpfung mit einer übersinnlichen Welt fühlt und selbst durch absichtliche Bekämpfung dieses Gefühls nur dessen widerspenstige Lebendigkeit bezeugt: diese ganze Summe von Reflexionen und Gemüthsbewegungen muß ebenso wie die äußere Ordnung der Gesellschaft, ja vielmehr noch ausdrücklicher als diese, unter den entscheidenden Thatsachen erwähnt werden, welche die Humanität über alle psychische Ausbildung der Thierwelt erheben. Zu festen Formen geselliges Zusammenlebens führt auch einzelne Thiergeschlechter die Wechselwirkung des psychischen Mechanismus mit ihrer physischen Organisation; aber während in diesen Thierstaaten eine vorherbestimmte Ordnung, die nichts mehr fraglich läßt, die Leistungen aller Glieder zu einem stets gleichförmigen Ganzen verbindet, bricht in der Menschheit erst, eben indem sie die Frage nach ihrem eignen Wesen und ihrer Bestimmung aufwirft, ein wahrhaft inneres Leben an, zu dessen Ausbildung und Bereicherung aller Aufwand äußerlicher Thätigkeit bestimmt scheint. Die Lebensansichten, welche der Versuch zur Beantwortung dieser Fragen zu allen Zeiten in dem menschlichen Gemüthe hervorbringt, werden der letzte Gegenstand unserer diesmaligen Erwägung sein.

Kaum irgend eine theoretische Ueberzeugung hat an ihrer Vergleichung mit der Erfahrung eine härtere Probe zu bestehen, als die Meinungen, die wir uns über unsere eigene menschliche Natur und Bestimmung bilden. In der stillen Zurückgezogenheit speculativer Betrachtung tritt meist das Gute, Edle und Bedeutungsvolle des menschlichen Wesens, wie allein vorhanden, hervor, und indem alle Schlacken fallen, verklärt sich unvermerkt das Bild des Menschen zu einer idealen Gestalt, die in dem vernünftigen Ganzen der Weltordnung nicht nur harmonisch ihre Stelle füllt, sondern eine so

hervorragende Stelle verdient, daß die Bedeutsamkeit ihrer Bestimmung und der Tiefsinn ihrer Weltstellung kaum würdig genug zu bezeichnen scheint. Es ist ein harter Zusammenstoß, mit dieser Ehrfurcht vor dem Begriffe der Humanität seinen einzelnen Trägern auf der Straße zu begegnen. Wohl finden wir die allgemeinen physischen und geistigen Hilfsmittel, welche dem Menschen zur Erfüllung jener hohen Bestimmung gegeben sind, überall wieder, aber so wenig im Dienste dieser Bestimmung verwendet, daß Menschenliebe im Allgemeinen und Menschenverachtung im Einzelnen zwei nur allzu verträgliche Gefühle werden. Es mag sein, daß die letztere durch eine billigere Berücksichtigung der bessern Keime sich mildern läßt, die auch in einer verzerrten menschlichen Natur sich immer noch finden; aber im Ganzen sollte doch der Eindruck dieser Erfahrungen uns bedenklich gegen jene Selbstüberschätzung des Menschenwerthes machen, die unsern anthropologischen Reflexionen so geläufig geworden ist, und die eigentlich nur wenig dem weit demüthigeren Urtheile entspricht, mit dem das menschliche Geschlecht in seinem unbefangenen Lebensgefühle sich selbst mißt. So wie man überall die irdische Natur als die einzige Erscheinungswelt ins Auge faßte, in welche die Fülle des schöpferischen Grundes sich ausgegossen habe, so hat die Philosophie ganz gewöhnlich den Menschen als den isolirten höchsten Gipfel dieser Welt betrachtet und zwischen ihm und Gott keine andere Vermittlung als eine Kluft zu sehen geglaubt, deren völlige Leere dem Versuche, sie ganz zu überspringen, nur wenig widerstehen würde. Wer nur der unmittelbarsten Erfahrung trauen will, die uns Uebersinnliches gar nichts, und in der Sinnenwelt den Menschen als das Höchste vor Augen stellt, hat in seiner Weise Recht. Wer jedoch einmal seiner Ahnung verstattet, die Grenzen der sinnlichen Welt zu überfliegen, hat Unrecht, wenn er nicht zugleich die mögliche Grenzenlosigkeit des übersinnlichen Reiches anerkennt, sondern lieber versucht, das Höchste der bekannten Sinnenwelt zum unmittelbaren Nachbar des Schlußsteines im Weltbau zu machen. Es ist nicht unsere Aufgabe, jene grenzenlose Weite durch mehr oder minder kühne und unsichere Träume

auszufüllen; aber aussprechen müssen wir, wie gar nichts uns eine Theorie gilt, die in eitelem Vertrauen darauf, in irgend einer dialektischen Methode die Gleichung für die gesetzliche Curve der Weltentwicklung zu besitzen, den menschlichen Geist als die letzte und höchste Verendlichung des Unendlichen, menschliches Leben und Dasein als den letzten Ring in der großen Kette von dessen Selbstentwicklungen erweisen zu können meint. Lassen wir alle diese Vermessenheit fahren, aus sicherer Kenntniß der Rangordnung, die uns im Weltbau so hoch gestellt hätte, die Geheimnisse unsers Wesens, unsere Hoffnungen und unsere Bestimmung zu deuten, und beginnen wir vielmehr damit, daß wir ein gebrechliches Geschlecht sind, das vielfach rathlos und hilflos in sich selbst sich im Zweifel herumwirft und nichts so unmittelbar empfindet, als die Unsicherheit über seinen Ursprung, seine Schicksale und seine Ziele.

Dieselbe erhabene und feierliche Beleuchtung, in welcher der Begriff der Menschheit dem Blicke der Speculation zu erscheinen pflegt, ist nur in noch weit ergreifenderer Färbung über die stillen Gestalten der Urmenschen gebreitet, wie die Ueberlieferung sie am Anfang der Geschichte in der Umfriedigung des Paradieses oder doch in patriarchalischer Einfalt über die noch junge Erde wandeln läßt. Wie schnell verändert sich der Glanz auch dieses Bildes, wenn wir auf das Gewimmel der inzwischen zahllos angewachsenen Menschheit blicken! Wie schwer fällt es unserer Phantasie, in diesem tausendfach gemischten Lärm des prosaischesten Verkehrs noch denselben Eindruck zu bewahren, den so natürlich jene kleine vertraute Gemeinde der Urwelt und die poetische Großartigkeit ihrer einfachen Lebensverhältnisse hervorrief! Gewiß sprechen wir nur ein Allen wohlbekanntes Gefühl aus, wenn wir an die demüthigende und verwirrende Wirkung erinnern, die auf uns der lebendige Anblick der unermeßlichen Menge der Menschen ausübt, in deren Gewühl unsere Persönlichkeit wie verloren zu gehen scheint. Nicht der ganz Einsame vielleicht weiß sich Gott am nächsten und in seiner unmittelbaren Beziehung zu ihm geschützt und geschont; wohl aber empfindet dieses Glück, wer in der sittlichen Gliederung der Familie

eingeschlossen alle die bedeutungsvollen Wechselverhältnisse, die sie Geistern zu Geistern gewährt, in seinem eignen Innern sich durchkreuzen fühlt, und dabei doch nicht durch den Gedanken an die tausendfältige Wiederholung gestört wird, durch welche an allen Punkten der Erde auch diese sinnige Harmonie des Daseins nur als ein gewöhnliches Alltagsvorkommen des Weltlaufs erscheint. Wie unser Herz nicht weit genug ist, um mit gleich lebendiger Liebe Alles zu umfassen, so scheuen wir uns, unsere Beziehung zu dem Unendlichen mit Unzähligen zu theilen, und ihre Stärke, ja die Zuversicht zu ihrer Wahrheit scheint uns in demselben Grade abzunehmen, in welchem sie sich schrankenlos über eine zunehmende Menge ausdehnt. Je mehr der Mensch aus einer patriarchalischen Zurückgezogenheit heraustritt und sich der unerschöpflichen Fruchtbarkeit bewußt wird, mit welcher die Erde seit undenklichen Zeiten Geschlechter auf Geschlechter entstehen ließ, mannigfach verschieden an äußerer Gestalt und inneren Anlagen und doch alle im Wesentlichen nach demselben Bilde, ja alle sogar in der Form und den Bedingungen ihres Lebens den Geschlechtern der Thiere ähnlich, die in noch größerer Fülle, massenweis entstehend und vergehend, die vergessensten Winkel der Erde beleben: je mehr dies alles unmittelbar dem Bewußtsein gegenwärtig wird, um so zaghafter wird der Mensch über den Werth seines eignen Daseins zu denken beginnen, und der Glaube, nichts Anderes, als eine der vergänglichen Erscheinungen zu sein, die eine ewige, in Schaffen und Wiedervernichten schwelgende Urkraft zwecklos hervorbringt und wieder verschwinden läßt, wird sich allmählig des Gemüthes bemächtigen.

Ich will hiermit noch nicht andeuten, daß diese Ansicht historisch zu irgend einer Zeit im menschlichen Geschlecht die herrschende gewesen sei, obwohl sie sich in der That als die entscheidende Grundstimmung manches Zeitalters würde erkennen lassen. Ich will sie vielmehr als eine solche bezeichnen, die zu allen Zeiten aufzufinden ist, zwar niemals vielleicht als unbestrittener Glaube, wohl aber als ein weitverbreitetes Gefühl, das seinen Schatten wirksam genug auf alle menschliche Bestrebungen wirft. Und zwar in doppelter Gestalt

begegnet uns dieſe geringe Meinung des Menſchen von ſich ſelbſt. Zuerſt, ohne durch weitgehende Reflexion geſchärft und entwickelt zu ſein, tritt ſie als ein unmittelbares Gefühl der eignen Niedrigkeit und Gewöhnlichkeit in der großen Anzahl derer hervor, die, durch die Ungunſt ihrer Verhältniſſe in einen engen Geſichtskreis eingeſpannt und zum Kampf mit alltäglichen kleinen Hinderniſſen gezwungen, im Grunde nur das Leben leiden, wie ein ihnen aufgenöthigtes Verhängniß. Vertraut mit dem Anblick des Elends, wiſſen ſie wohl, wie der Naturlauf ſchnöde und haufenweis die Menſchen zu Boden zieht, während den Glücklicheren der ſeltner beobachtete Untergang des Lebens wenigſtens mit der Feierlichkeit eines außerordentlichen Ereigniſſes erhebt und tröſtet. Alle Schattenſeiten des Daſeins, alle Mißhandlungen durch den gemeinen Lauf der Dinge treten unverdeckt in ihre tägliche Erfahrung und bringen jene widerſtandloſe Reſignation hervor, mit der wir zu allen Zeiten die Maſſe des menſchlichen Geſchlechtes Leben und Tod ertragen ſehen. Sie führen nicht ſowohl das Leben, ſondern ſie dulden es durch, ohne Ziele im Großen, nur im Kleinen auf zweckmäßige Abwehr der augenblicklichen Uebel und die Gewinnung des nächſten kleinen Gutes bedacht; ſie dulden eben ſo den Tod, als eine Nothwendigkeit, der zu entgehen für ihr Leben ſich kaum der Mühe lohnte; denn welcher einzelnen Genüſſe ſie ſich auch erinnern mögen, ſie würden kaum ein bleibendes und großes Gut in ihrem Daſein finden, das ſie der Vernichtung abſtreiten müßten. Dieſelbe Macht, die uns über ſo viele dunkle Abgründe des Lebens hinweghilft, mildert auch die melancholiſche Färbung dieſer Stimmung, ich meine die leichtſinnige Vergeßlichkeit, mit welcher die menſchliche Seele gar verſchiedene Gedankenkreiſe, einen nicht wiſſend vom andern, nebeneinander beherbergt, und die uns befähigt, mit dem Hinterhalt einer ſo geringen Meinung von dem Werthe unſers ganzen Lebens gleichwohl uns voll und ganz der vergänglichen Luſt einzelner Momente hinzugeben.

Was hier als unmittelbares Gemeingefühl des Daſeins auftrat, kehrt durch Reflexion verfeinert und zu bewußtem Glauben geſteigert in zahllos verſchiedenen Formen theoretiſcher Ueberzeugungen wieder,

denen in diesem Augenblick weiter nachzugehen wir nicht versuchen wollen. Es wird keine Zeit gegeben haben, in welcher sich nicht Meinungen gefunden hätten, welche das menschliche Leben ausdrücklich nur als eine vergängliche Welle faßten, die ein unbekannter Grund in seiner beständigen Bewegung schlägt; aber alle diese Ansichten mit dem geringen Werth, den sie der individuellen Persönlichkeit als einem sterblichen und hinfälligen Scheine beilegten, haben eine bemerkliche Wirkung auf das Leben selbst nur da ausgeübt, wo ihnen die eben geschilderte unmittelbare Stimmung lebendig zu Grunde lag, deren Motive und Consequenzen sie reflectirend zum Bewußtsein brachten. Wo dagegen dies unmittelbare Gefühl des Daseins ein anderes und besseres war, wo große Interessen der Cultur und Civilisation das Gemüth mitbewegten und günstige Umstände der Erziehung und Bildung ihm eine lebendige Betheiligung an denselben gestatteten, da ist überall dies wirkliche Leben mächtiger gewesen, als die pantheistischen und materialistischen Meinungen, welche die Reflexion oder die Schule abseits von ihm entwickelt hatten, und die Menschen haben anders wirklich gelebt, gestrebt und gefühlt, als es in den Consequenzen ihrer Theorie über sich selbst gelegen hätte. Ich weiß, daß man dies leugnen, und daß man behaupten wird, auch jede sittliche Größe und Reinheit des Lebens lasse sich folgerecht mit einer Ueberzeugung vereinigen, die in der That doch ganz aufrichtig das Vorhandensein einer übernatürlichen Ordnung der Dinge, unsere Verknüpfung mit ihr und die Fortdauer unserer Existenz über die Grenzen des irdischen Lebens hinaus leugnet. Ich gebe die Thatsache dieser Vereinigung zu, aber nicht ihre Folgerichtigkeit; eben die Inconsequenz unsers Wesens vielmehr, die so oft unsern Charakter vor der Verderbniß durch unsere theoretischen Irrthümer bewahrt, macht es uns thatsächlich möglich, auf eine wie mir scheint ganz widerspruchsvolle Weise die Würde der Humanität im Leben mit Meinungen zu verbinden, welche sie eigentlich aufheben würden. Wenn man vorgibt, die Verbindlichkeit der moralischen Gesetze werde nicht geändert, wenn wir alles geistige Leben als mechanische Wirkung des Stoffes und seiner

zufälligen Combinationen betrachten, ohne irgend eine höhere Bestimmung, außer eben der, so lange zu dauern und hin und her zu fluctuiren, als die Constellation der materiellen Bestandtheile es nothwendig macht, so liegt in dieser Behauptung sicher nicht ein consequentes Zusammengehören beider Gedanken, sondern ein gewaltsamer sittlicher Entschluß, der sich dafür entschieden hat, zum Trotz der materialistischen Theorie die mit ihr unvereinbare Achtung vor dem Sittlichen festzuhalten. Man wird vielleicht an die Stelle einer übersinnlichen geheimnißvollen Welt, aus der für uns die Verbindlichkeit der sittlichen Gebote fließt, die Würde des Menschen setzen wollen, die Selbstachtung, die ihm auch isolirt von allem Anhalt an einem Höheren, dennoch gebiete, die niedere Natur in sich zu unterdrücken und zu beherrschen. Aber ich zweifle, daß eine Ansicht, die nur mechanischen Naturlauf kennt, consequenterweise etwas Anderes thun könnte, als Begriffe, wie den der Achtung überhaupt, zu jenen krankhaften Ausgeburten der Phantasie zu werfen, denen nichts Reelles entspricht, und deren sie eine so große Anzahl bereits zu verwerfen gelernt hat Ich zweifle ferner, daß eine Meinung, für welche die individuelle Persönlichkeit nur ein schlechthin verschwindendes Moment in der Selbstbewegung einer unendlichen Substanz ist, folgerecht noch eine Veranlassung haben könnte, einem so nichtigen Wesen die Verpflichtung zur Wahrung irgend einer Würde aufzulegen, die ihm als diesem Einzelnen, Vergänglichen zukäme, von ihm durch Selbstthätigkeit bewährt werden müßte oder könnte, und die nicht vielmehr überall, wo sie vorkäme oder fehlte, vorkommend oder fehlend auf jenes Unendliche zurückzuschieben wäre. Die wahre Consequenz aller solchen Ansichten kann nur die sein, sich gehen zu lassen, wohin die Natur treibt, und den ganz räthselhaften Funken von Selbständigkeit, den wir in uns finden, mit Klugheit zur Erreichung und Steigerung des natürlichen Wohlergehens zu benutzen. Durch die Nebenempfehlung ihrer durchschnittlichen Nützlichkeit allein könnten die sittlichen Gebote als Maximen unsers Handelns noch Zugang zu unserem Leben erhalten.

Es ist indessen weder möglich, noch unsere Absicht, hier bereits

über das absolute Recht oder Unrecht der verschiedenen Meinungen über die übersinnliche Welt zu sprechen; wir hatten nur vor, sie anzuführen, so wie sie als thatsächliche Bestandtheile der menschlichen Bildung aufzutreten pflegen. Und eben in dieser Beziehung drücken wir noch einmal den Zweifel daran aus, daß jemals eine dieser Ansichten von der Unselbständigkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Wesens zu einem wahrhaft die ganze Individualität, nicht nur in ihren Reflexionen, sondern auch in ihrem unreflectirten Dichten und Trachten vollkommen durchdringenden Lebensgefühl geworden sei. Es nimmt sich gut aus, wenn ein Dichter des Alterthums, nachdem er alle Vorstellungen von Göttern und einer Vergeltung nach dem Tode als unnütze Schreckbilder zurückgescheucht, die den glatten friedlichen Verlauf des natürlichen Lebensgenusses stören, nun auch die Furcht vor dem Tode schilt und uns zuruft, ob wir denn unbescheiden ewig genießen und nie mit Anstand von dem Gastmahl des Lebens als gesättigte Gäste zurücktreten wollen? Aber vergißt er nicht dabei, daß die Aufforderung zu Bescheidenheit und Anstand sehr frostig an den gerichtet wird, der im nächsten Augenblicke nicht mehr ist? oder liegt nicht vielleicht eben in diesem seiner Absicht ganz widersprechenden Gleichniß die wahrere Vorstellung, die ihn verstohlen beherrscht, die Vorstellung, daß dies Leben wohl ein vergängliches Gastmahl ist, von dem der gesättigte Gast, nicht eben so vergänglich, nur zu einem andern Dasein zurücktritt, und mit der Erinnerung an das Genossene? Wie poetischen und glutvollen Ausdruck haben nicht anderseits so oft die pantheistischen Ansichten gefunden! Aber eben, indem sie das Verschwimmen des Einzelnen in das Allgemeine mit andächtigem Entzücken preisen, verherrlichen sie da nicht gerade das bleibende und fortdauernde Lustgefühl, das dem Vergänglichen in seiner Wiedervereinigung mit dem Ewigen entsteht? und sprechen sie dadurch nicht sogleich wieder die Unvergänglichkeit dieses Vergänglichen aus, das, wie es auch zu Grunde gehen mag, doch eben nur zu dem Grunde geht, in welchem es auf irgend eine Weise erhalten bleibt? Dieses Nebengefühl, welches die pantheistische Poesie nicht vermeiden kann, vermag auch

das prosaischeste Raisonnement der alltäglichsten Meinungen gar nicht von sich abzuschütteln. Man mag noch so sehr von seiner eigenen bevorstehenden Vernichtung überzeugt zu sein scheinen oder von dem Verschwinden des persönlichen Daseins in den Schoß der allgemeinen Natur sprechen: man wird zwar sich vorstellen können, daß etwas nicht mehr geschehe, was früher geschah, aber nie, daß etwas nicht mehr sei, was früher war. Und wie man sich auch weiter zu überreden versuchen mag, unser eignes Selbst sei in der That nur ein Vorgang, ein vergängliches Geschehen zwischen veränderlich bewegten Atomen: das unmittelbare Gefühl unserer persönlichen Realität wird diesen Versuchen immer unüberwindlich sein und wir werden nie unser Verfließen in den allgemeinen Abgrund denken, ohne uns verfließend und verflossen doch wieder als in ihm erhalten und fortdauernd zu denken.

Ich wiederhole, daß ich diese Vorstellungsweisen nicht als Wahrheiten aufstelle, sondern als Thatsachen unsers natürlichen Bewußtseins schildere; sie mögen Recht haben oder Unrecht, aber sie sind die, mit denen wir uns durch das Leben schlagen; unsere Reflexionen werden nie der Ahnungen eines Uebersinnlichen ganz ledig. Sie sind anderseits eben so wenig im Stande, diese Ahnungen anders als durch einen gewaltsamen Entschluß des Glaubens zu unbestrittener Geltung zu erhöhen; der natürliche Zustand der Menschheit ist das Schwanken zwischen dem Bewußtsein eines ewigen Weltberufes und der immer wieder aufquellenden Angst, gleichgiltige und aussichtslose Erzeugnisse des allgemeinen Naturlaufes zu sein, beide Gefühle gemildert durch den Leichtsinn der Gedankenlosigkeit. Auch in jene apathische Stimmung der Massen, die ich schilderte, fallen zerstreute Streiflichter dieser Ahnungen, und durch die Mahnungen ihres Gewissens wird es ihnen vorübergehend klar, daß sie doch nicht ganz dem Grase des Feldes und seiner vergänglichen Vegetation gleichen; umgekehrt wird auch die Sicherheit der gläubigsten Ueberzeugung von der ewigen Bedeutung des Geistes durch die große zudringliche Deutlichkeit unterbrochen, mit welcher der Naturlauf ihr zuruft, es sei doch nicht anders, als daß die

Zerstörung, durch welche die lebendige Gestalt vergeht, vollkommen spurlos auch den Geist aus dem Zusammenhang der Wirklichkeit verschwinden mache.

Verweilen wir nun noch einen Augenblick bei dieser Weltansicht, in deren Lebensgefühl als der entscheidende Bestandtheil das Bewußtsein der eignen Niedrigkeit und Vergänglichkeit hervorsticht, so ist klar, daß sie von Zwecken des Lebens kaum überhaupt sprechen kann. In der That sind ihre wissenschaftlichen Ausbildungen fast immer nur dahin gelangt, alle grübelnde Sorge um solche Zwecke und alles Uebersinnliche abzurathen und maßvolle Beschränkung auf die Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse zu empfehlen. Aber sie haben auch fast nie vermocht, den Widerspruch eines bessern Gefühls zum Schweigen zu bringen, das sich stets dieser Vereinfachung des Lebens zu einer friedlichen ziellosen Vegetation widersetzte. Theils haben sie der menschlichen Natur darin nachgeben müssen, daß sie den Vorzug, den unser Gemüth der Erkenntniß der Wahrheit, dem Zauber der Schönheit, der Majestät der sittlichen Gebote vor allen dringenderen Antrieben der Natur gibt, stillschweigend zugestanden, ohne ihn doch aus ihren eigenen Grundgedanken zu begreifen; theils sind sie nie im Stande gewesen, praktischen Bestrebungen Stillstand zu gebieten, die weit über das Bedürfniß jener pflanzenartigen Immanenz des Lebens hinausgingen. Bald in unwillkührlicher sorgender Liebe für das Wohl einer entfernten Nachkommenschaft, bald in der lebendigsten Theilnahme an der historischen Weiterentwicklung der menschlichen Zustände überhaupt, wie oft endlich in weltbewegenden Aufregungen des Ehrgeizes hat sich thätig dieses unvertilgbare Gefühl des Verbundenseins mit einer unvergänglichen Welt bewährt, obgleich es theoretisch sich selbst nicht zugeben wollte! Der einzelne Geist, der sich für ein flüchtiges Erzeugniß des Naturlaufes hielt, ist selten ganz unempfänglich für den Nachruhm gewesen, und doch wo läge der Reiz dieses Ruhmes, wenn er sich nur an einen Namen knüpfte, für den es keinen Träger mehr gäbe! In allen diesen Erscheinungen bricht der verhaltene Glaube durch, daß es ein Universum geistiger Interessen

gibt, das die einzelnen Glieder nicht wieder los läßt, die ihm angehören, wie fern auch noch jede deutliche Vorstellung von der Art dieser ewigen Aufbewahrung des scheinbar Verschwindenden liegen mag.

Nicht überall tritt jedoch in der räthselhaften Mischung unserer Lebensgefühle jenes eine Gefühl von der völligen Nichtigkeit und Verlassenheit des irdischen Daseins dominirend hervor. Der Prosa dieser resignirten Stimmung steht als eine zweite große Form des menschlichen Selbstbewußtseins die wilde Poesie des Aberglaubens gegenüber. Man hat längst bemerkt, wie unerwartet nahe der üppigste Aberglaube dem Unglauben liegt und aus ihm hervorspringt. Und in der That sind die beiden Gedanken an die gemeine naturgesetzliche Vergänglichkeit des Einzelnen und an die alleinige Beharrlichkeit des dunklen unergründlichen Ewigen zwei zugleich erklingenden Tönen ähnlich; es kommt auf einen Windhauch an, ob bald dieser bald jener anschwellen und den andern überschreien soll. Darauf aber beruht aller Aberglaube, daß die Wirksamkeit jener unendlichen Substanz, die vorhin nur mittelbar nach einem gleichgiltigen Geschäftsgang und wie aus kühler Entfernung den Lauf der einzelnen Dinge leitete, nun plötzlich mit unmittelbarer Gegenwart in alle geringfügigen Wendungen desselben eintritt und den Zusammenhang der Erscheinungen mit einer geheimnißvollen düstern Glut brennender Beziehungen überfüllt, denen das einzelne Geschöpf, überall bedroht und ergriffen, sich nirgends entziehen kann. Auch diese Stimmung, sich allenthalben von einer übersinnlichen Welt eingeschlossen zu glauben, in deren nebelhaftes Wogen die scharfgezeichneten nächsten Umrisse der Lebenszustände sich untrennbar und unkenntlich verlieren, hat theils historisch große Zeiträume der menschlichen Entwicklung beherrscht, theils ist sie zu jeder Zeit bereit, wenigstens in einzelnen Anwandlungen wieder hervorzutreten. Auf die Gestaltung des Lebens hat sie verschiedenen Einfluß geäußert, je nachdem Temperament und Naturell der Völker und der mehr oder minder offene Sinn für die hellen thatsächlichen Verhältnisse der Erfahrung und für die einfachen sittlichen Anforderungen des

Gemüthes die Phantaſie bald zu heiterer äſthetiſcher Auffaſſung, bald zu düſterer oder maßloſer Schwärmerei hinneigten. Orientaliſche Ueberſchwenglichkeit hat breiten Hintergrund und üppige Farben zu ihrem Gemälde genommen; Vorſtellungen über den Urſprung des Weltganzen, über gute und böſe Principien aller Dinge, über dämoniſchen Abfall der Schöpfung von ihrer Beſtimmung, über eine Weltgeſchichte in dem eigentlichſten Sinne einer zuſammenhängenden Entwicklung aller ſichtbaren und unſichtbaren Wirklichkeit; alle dieſe äußerſten Gedanken, an welche ſonſt die menſchliche Vernunft nur zaghaft ſtreift, traten mit einer gewiſſen Familiarität, wie ſehr bekannte Geſchichten, in den Geſichtskreis des alltäglichen Lebens; ſie wurden darin feſtgehalten durch unzählige Ceremonien, bald durch ungeheuerliche Büßungen, durch welche die Einbildungskraft eine Heiligung und weltbeherrſchende Macht wiederzugewinnen ſich feſt vermaß, von der doch die nüchterne Beobachtung nicht die geringſte Spur als wirklich errungen hätte nachweiſen können, bald durch einzelne Vorſchriften, die kleinlich, peinlich und fruchtlos die unbefangenſten Regungen des gewöhnlichſten Lebens mit der Erinnerung an ihr vorgebliches Bedingtſein durch geheimnißvolle Zuſammenhänge des Weltganzen einengten. Anders iſt es der griechiſchen Mythologie gelungen; zwar nicht ohne große Einbuße an lehrhaftem Inhalt, aber mit dem Zuwachs freundlicher künſtleriſcher Geſtaltung hat ſie den größeren Theil des menſchlichen Lebens wieder freigelaſſen und von der bedrückenden Ueberwucherung einer alle Welt von Pol zu Pol umfaſſenden Myſtik erlöſt. Andere Zeiten und andere Sitten haben andere Formen dieſer Lebensſtimmung begünſtigt; aber überall, wo die Ueberzeugung von einer engen und durchgängigen Verknüpfung unſers irdiſchen Daſeins mit einem allgemeinen Weltleben zu unmittelbar dieſes Daſein ſelbſt durchdrang und zu Verſuchen einer myſtiſchen und theokratiſchen Anordnung der gewöhnlichen geſelligen Verhältniſſe ſyſtematiſirt wurde, hat ſie der natürlichen Entwicklung nur Hinderniſſe durch die künſtlichen, zum Theil unverſtändlichen Aufgaben bereitet, durch welche ſie die wahren phyſiſchen und ſittlichen Intereſſen der unbefangenen menſchlichen

Natur in Schatten ſtellte. Entſprangen doch aus ſolchem Grunde neben verkehrten Theorien, die der alltäglichſten Erfahrung ſorglos widerſprachen, zugleich eine Menge finſterer asketiſcher Beſtrebungen, die, eins der merkwürdigſten Phänomene der Welt, zu Gunſten einer idealen Beſtimmung ausdrücklichen Kampf gegen die realen Naturgrundlagen eröffneten, auf denen das Daſein des Kämpfenden beruht. Wo dagegen ein günſtigerer Lauf der Dinge den Sinn der Menſchen für die tägliche Arbeit und für die Betriebſamkeit des Schaffens und Geſtaltens mehr entwickelt hat, da tritt umgekehrt vor der Theilnahme an dieſem deutlich gegliederten Organismus der nächſten Lebensaufgaben die Sorge um ihr Zuſammengehören mit einer unſichtbaren geheimnißvollen Ordnung der Dinge zurück und nur in den einzelnen Zügen des Aberglaubens wieder hervor, die beharrlich, aber im Ganzen fruchtlos, der Erfahrung widerſprechen. Im Allgemeinen überwiegt in dieſer ganzen Lebensauffaſſung das Schwermüthige, und der Aberglaube, indem er ſich überall von der unmittelbaren Gegenwart der tiefſten Weltbezüge umſpannt wähnt, fühlt dieſe Umſpannung meiſt als eine beſtändige Beargwohnung, Verſuchung und Bedrohung, mit der eine dunkle ſchickſalsſchwere Gewalt ihn rings umgibt. Aber mit dieſer düſtern Färbung iſt zugleich ein größerer Werth verbunden, der unbewußt und unwillkührlich auf die endliche Perſönlichkeit gelegt wird. Eben indem der myſteriöſe Zuſammenhang der Dinge ſich überall um ſie kümmert und ſie nicht los läßt, erſcheint ſie ſich gar nicht als ein gleichgiltiges vergängliches und bedeutungsloſes Element des Weltlaufes, das von dieſem geformt und wieder aufgelöſt wird, ſondern als ein unauflösliches reales Weſen, das mit Wahl und Freiheit auf die verfänglichen Fragen deſſelben antwortet und im Stande iſt, durch ſeine Wahl ewige Verſchuldungen auf ſich zu laden. So iſt der Aberglaube voll von dem Gedanken der Verantwortlichkeit, den jene andere Anſicht nicht kennen kann, welcher jedes endliche Weſen als ein unerhebliches Erzeugniß des Allgemeinen erſcheint.

Ich eile nun kurz einem Schluſſe zu, der ja nur beſtimmt iſt, den Ausgangspunkt unſerer letzten umfaſſenden Betrachtungen zu

bilden. Aus dem Schwanken zwischen den beiden Lebensansichten, die ich schilderte, hebt sich ein Zustand des Gleichgewichtes hervor, nicht durchaus unerreichbar für den Menschen, aber vielleicht nie anders, als in einzelnen begünstigten Augenblicken, vollkommen erreicht. Als Religiosität wollen wir diese dritte Form des Lebensgefühls bezeichnen, in welcher das Bewußtsein der eignen Gebrechlichkeit mit dem andern eines nichtsdestoweniger ewigen Weltberufes verschmolzen ist, und die Ueberzeugung eines engen Zusammenhanges zwischen unserm irdischen Dasein und dem geheimnißvollen Ganzen des Weltbaues gleichwohl die Empfänglichkeit für die kleinen Aufgaben des erstern nicht mehr trübt. Es ist nicht die Kraft eines größern Wissens, durch welche die Vereinigung dieser widerstrebenden Gedanken gelingt, sondern die Kraft eines größeren und lebendigeren Glaubens, der der Stimme der innern Erfahrung und des Gewissens nicht geringere Bedeutung als dem Zeugnisse der Sinne beimißt, das Zeugniß der Sinne nicht umdeutet nach einem vorgeblichen höheren Wissen, in Allem aber sich bescheidet, daß Zeit und Stunde zu wissen für die Erfüllung unserer Ahnungen, Gott allein sich vorbehalten hat. In den unermeßlichen Zusammenhang des Daseins erscheint das irdische Leben in dem Sinne einer Vorarbeit, einer bildenden Prüfung eingereiht, nicht zwecklos und bedeutungsleer, als eine vergängliche Gegenwart, der keine Zukunft folgte, nicht Selbstzweck anderseits oder so unaufheblich, daß jeder Irrthum dieser Schule zu einem unwiderruflichen Verhängniß würde. Die Gewissenhaftigkeit, der Ernst und die Liebe, die das Gemüth der Arbeit dieses Lebens zuwenden soll, entspringen aus dieser Vorstellungsweise zugleich mit dem größeren Ernste und der Heiterkeit des Bewußtseins, daß den Unvollkommenheiten irdischer Bestrebungen ihr Stachel genommen sei; denn nicht das erarbeitete äußere Ergebniß, das gering sein mag, sondern die Treue des Arbeitens selbst ist ihr Ziel und unser Beruf.

Aber es sind in der That nur Augenblicke, in denen dieser Friede des Lebensgefühls in uns zur Wirklichkeit kommt. Ich will nicht der Kämpfe und Anfechtungen und der beständig wiederer-

wachenden Unruhe gedenken, die aus dem beſchwichtigten, aber nicht beſeitigten Zwieſpalt zwiſchen den Entſchlüſſen des Glaubens und den aufdringlichen Einwürfen des Wiſſens entſtehen; iſt es doch dieſer Zwieſpalt geweſen, aus deſſen lebhafter Empfindung unſer ganzer Verſuch hervorging, Klarheit zu gewinnen über die Stellung und Beſtimmung des Menſchen. Um ſo weniger bedarf es hier der erneuten Erwähnung, wie heftige Erſchütterungen aus dieſer Richtung her die Ruhe unſers Gemüthes zu erleiden pflegt. Eine andere menſchliche Unvollkommenheit vielmehr, deren wir oft gedachten, müſſen wir am Ende dieſer Ueberſicht über die Stimmungen unſers inneren Lebens noch einmal erwähnen; ich meine jene Unſtetigkeit unſerer Gedanken und Gefühle, die uns ſo ſelten erlaubt, das zu unſerem Frieden Zuſammengehörige zuſammenzuhalten und es als einen ſtarken, gehaltenen, ſchwankungsloſen Accord fortklingen zu laſſen. Bald denken wir der Zwecke allein und vergeſſen die Mittel, bald vertiefen wir uns in das Gebahren mit den Mitteln und verlieren die Erinnerung der Zwecke; das Erhabene blendet uns und läßt die kleinen Aufgaben verſchwinden, und das Kleine blendet uns nicht minder für das Große; Spannung und Abſpannung wechſeln auch hier wie in dem körperlichen Befinden und unſere Gedanken ſind Feſttags andere als Werktags. Wie Vieles von dem, was wir in Augenblicken der Sammlung für unſere ernſthafte Ueberzeugung anerkennen, ruht doch lange Zeiten außerhalb unſerer Erinnerung wie ein aufgeſpeicherter Schatz, deſſen Beſitz ſchon genügt, und in wie ſeltenen Augenblicken werden wir uns der überſinnlichen Welt, an die wir glauben, als einer vollen, in unſer Leben wirklich hineinragenden Wahrheit bewußt! Was wir ſo oft im Groben geſchehen ſehen, das Verſchieben der guten Vorſätze, daſſelbe geſchieht in uns faſt überall im Kleinen; mit dem aufrichtigen Glauben an die Einheit unſerer Aufgabe und an die Zuſammengehörigkeit aller menſchlichen Beſtrebungen zur Erfüllung einer und derſelben Beſtimmung laſſen wir doch viele Fragen dahingeſtellt und unſere Thätigkeiten nach den verſchiedenſten Richtungen iſolirt auseinandergehen. So löſt ſich das Reich der Wiſſenſchaften und jede einzelne von ihnen

als ein selbständiges und sich selbst genügendes Gebiet der Interessen, so die Kunst und die Betriebsamkeit, die den Bedürfnissen des äußern Lebens dient, von der bewußten Beziehung auf jenen gemeinsamen Mittelpunkt ab, und mit der feiertäglichen Anerkennung des höchsten und absoluten Zweckes arbeiten wir Woche für Woche für mittelbare Zwecke des dritten und vierten Ranges. Es ist nicht sowohl ein schwerer Vorwurf, den wir hiermit aussprechen, als vielmehr die Bezeichnung einer Unvollkommenheit, der sich die menschliche Natur nicht durch ihren guten Willen ganz entwinden könnte. Aber eben diese Unvollkommenheit einzugestehen, war die letzte Pflicht dieser Schilderung, die nicht Ideale, denen wir nachzukommen haben, verzeichnen, sondern die Meinungen darstellen wollte, welche das menschliche Geschlecht in Wirklichkeit von seinen Idealen zu hegen, und die Bestrebungen, durch die es ihre annähernde Erreichung zu versuchen pflegt.

Schluß.

Es ist kein abschließender Standpunkt, bei dem wir angelangt sind, sondern eine abschüssige Fläche, auf der wir weiter gleiten, und von welcher wir nur flüchtig einen Rückblick auf das Woher und das Wohin unsers Weges werfen.

Eine unbefriedigende Ansicht war uns als Ergebniß der ersten größeren Gruppe unserer Betrachtungen zurückgeblieben: neben andern unzähligen Beispielen erschien uns der Mensch nur auch als ein Beispiel dessen, was aus der allgemeinen Gesetzlichkeit des Naturmechanismus fließen kann. Wohl wußten wir, daß ja nie Gesetze an sich allein eine Wirklichkeit erzeugen; sie erzeugen sie nur durch ein vorher wirkliches mannigfaches Reale, das, unableitbar gegeben, ihnen sich und sein Wirken unterordnet, und auf dessen leistungsfähige Kraft sie nur als richtunggebende Maßbestimmungen sich beziehen. Aber die ganze so vorauszusetzende Fülle der Wirklichkeit erschien doch zunächst als eine zerstreute Menge zufälliger Thatsachen, durch kein Band lebendiger Einheit zu einem zweiten großen Gliede des Weltbaues so verknüpft, wie die einzelnen Gesetze der mechanischen Naturordnung zu Einer Nothwendigkeit, als dem ersten grundlegenden Gliede desselben, zusammenstimmen. Zeigte die Erfahrung Spuren nicht blos einer Unterordnung aller einzelnen Elemente unter die gleichen allgemeinen Gesetze, sondern auch einer Nebenordnung derselben zu der Planmäßigkeit eines Ganzen, dessen Theile einander hilfreich ergänzen, so verkehrte doch auch diese Harmonie sich immer wieder in einen blinden Erfolg der ursprünglichen Natur und Constellation der Weltelemente, die ja irgend eine Natur und Stellung haben mußten, und die nun, weil sie eben diese und

keine andere hatten, nur zu dieser Ordnung und nicht zur Permanenz eines Chaos führen konnten. Auch die Hartnäckigkeit dieser unerfreulichen Ansicht wurde endlich überwunden; sie mußte zugeben, eigentlich doch nur der verschleierte und widerwillige Ausdruck des Geständnisses zu sein, daß eben die letzte umfassendste und allem Andern zu Grunde liegende Thatsache der Wirklichkeit die Einheit und innere Zusammengehörigkeit der schaffenden Natur sei, die jenem nothwendigen Gesetzkreise nicht eine unverbundene Anzahl von Uebungsbeispielen hinwarf, sondern ihnen den geschlossenen Keim einer geordneten Welt zur Entwicklung darbot. Und hieran mußte eine Reflexion, welche die spätere Verknüpfung ihrer einzelnen Ueberlegungen vorbedenkt, den Gedanken anschließen, daß ja überhaupt jenes Reich von Gesetzen, dem die Wirklichkeit sich zu fügen scheint, nicht in Wahrheit eine vorherbestehende Nothwendigkeit ist, der die später gekommene Wirklichkeit sich auf diese Weise fügen könnte, daß vielmehr eben die schaffende Natur selbst, die den Forderungen des Mechanismus sich anzubequemen scheint, das erste und einzige Wirkliche, er dagegen eben die aus ihr selbst quellende Form ihrer Wirksamkeit ist, die um der durchgängigen Einheit und Consequenz dieses Wirkens willen sich von dessen einzelnen Beispielen lösen, als eine allgemeine überall sich selbst gleiche Nothwendigkeit isoliren und endlich wie eine fremde selbständige Schranke dem vorausdenken läßt, dessen eigene Natur sie ist.

Diese lebendige Wirklichkeit war der Gegenstand unserer Betrachtung; in ihr suchten wir den Menschen auf und die Stellung, die in ihr seine eigenthümliche Natur im Gegensatz zu den ebenso eigenthümlichen Naturen anderer Wesen einnimmt. Aber fast nur verneinend ist diese Betrachtung zu ihrem Ziele gekommen; wie ausgedehnt auch der Einfluß allgemeiner gesetzlich wirkender Bedingungen auf die Entwicklung des menschlichen Daseins sich fand, es fand sich zugleich, daß er nie ausreicht, diese Entwickelung zu erklären ohne Bildungsanlagen der eigenthümlichsten Art, die er in dem menschlichen Wesen antrifft, aber nicht ihm erst anerzeugt. Wie wir dagegen bejahend die Zusammengehörigkeit dieser menschlichen Natur

mit dem Ganzen der Wirklichkeit und ihre bedeutungsvolle Stellung in demſelben beſtimmen ſollen, darüber endeten unſere Ueberlegungen in Zweifel und Dunkel. Wir wiſſen nicht, was die unzähligen Geſtirne verbergen, die in unſer Leben nur mit ihrem nächtlichen Scheine hereinragen; was iſt nun unſere Stellung in dem Weltall, deſſen kleinſten Theil nur wir kennen? An der Oberfläche dieſes Planeten finden wir uns an der Spitze einer Thierreihe, deren Typus in unſerer Organiſation gipfelt, aber was will dieſe ſyſtematiſche Würde, an die wir im Leben kaum je denken, und die dem Fortſchritt unſerer Entwicklung keinen Nutzen bringt? Wir fühlen uns endlich geiſtig durch eine große Kluft von dieſer Thierwelt geſchieden; aber indem wir Ideale verfolgen, die nur uns gelten, empfinden wir theils, wie wir faſt durchaus hinter dem zurückbleiben, worauf wir allein Werth legen zu dürfen glauben, theils bemerken wir, wie friſch zugleich auch jenes andere Seelenleben um uns fortvegetirt, das dieſe Ideale nicht kennt. Unſere eignen Ziele ſind uns nicht klar; Unzähliges exiſtirt außer uns, deſſen Sinn und Beſtimmung noch fremdartiger iſt; wer ſich ſelbſt kennen wollte, müßte den Plan des großen Weltbaues errathen, zu dem ſo mannigfache Glieder zuſammenſtreben.

Wie viel von dieſem Plane uns durch den Ueberblick der Geſchichte und durch die Verknüpfung der Ideen klar werden mag, welche die geiſtige Arbeit des menſchlichen Geſchlechtes allmählig gewonnen hat, wird der letzte Theil dieſer Betrachtungen zu entwickeln ſuchen, zerſtreute Fäden der Ueberlegung vereinigend, und manchem ſcheinbaren Widerſpruch zur Löſung.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06527 2711